

Kürbiskern



20 JAHRE.
LITERATUR,
KRITIK,
KLASSENKAMPF.

1/86

JANUAR

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Friedrich Hitler, Klaus Konjetzky,
Oskar Neumann, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

20 JAHRE LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

Zu diesem Heft	3
<i>Tschingis Aitmatow</i> : Die Träume der Wölfin	4
<i>Erasmus Schöfer</i> , Katina – In einer Haut von Eisen	33
<i>Hugo Ernst Käuper</i> : Der Holzschnieder HAP Grieshaber	40
<i>Ludwig Fels</i> : Was ist die Welt?	44
<i>Donna Hoffmeister</i> : Arbeitswelt und Subjektivität am Beispiel einiger deutschsprachiger Gegenwartsromane	49
<i>Heinz Hug</i> : Engagement und Resignation. Zu einigen neuen Werken deutschschweizerischer Prosaliteratur	63
<i>Artur Troppmann</i> : Klassenbewußtsein und Lyrik. Eine Erwiderung	75
<i>Werner Jung</i> : Die geteilte Welt in den Augen der Kämpfer. Zu Günter Herburgers Roman	78
<i>Irmela Brender</i> : Gedanken zur Frauenliteratur	83
<i>Ursula Püschel</i> : Von dem Buch Amanda zu sprechen	86
<i>Alf Tondern</i> : die maske • forschungsziel	98
<i>Dagmar Scherf</i> : „Aus diesem Heimatbrei einen Felsen machen“. Die Aktualität der Lyrik Johannes Bobrowskis 20 Jahre nach seinem Tod	100
<i>Werner Dürrson</i> : Hölderlin und Humor	115
„Die Unkultur der neuen Unschuld“. <i>Joachim Schmolke</i> , bayerischer Landtagsabgeordneter (SPD), im Gespräch mit <i>Klaus Konjetzky</i> und <i>Oskar Neumann</i>	129
<i>Hans Preiss</i> : Zur Verleihung des Otto-Brenner-Preises	145
<i>Christian Götz</i> : Solidarität ist unsere Stärke. Rede beim „Anti-Empfang“ der Gewerkschaft HBV auf der Frankfurter Buchmesse '85	150
ANMERKUNGEN	160

Mit diesem Heft beginnt der 21. Jahrgang der Zeitschrift *kürbiskern*. 20 Jahre *kürbiskern* – da darf man vielleicht schon mal den nach vorne gerichteten Kopf umdrehen und kurz zurückblicken.

1965: Die Ära Adenauer ist am Ende, gegen die große Koalition entwickelt sich die außerparlamentarische Opposition. Die Arbeiterbewegung ist zum erstenmal wieder mit der Krise konfrontiert, der Widerstand gegen den Vietnamkrieg und die Notstandsgesetzgebung, die Studentenbewegung verändern das politische Klima. Vor diesem Hintergrund wollte die sozialliberale Regierung mehr Demokratie wagen. Sie leitete die Ostpolitik der Entspannung ein. An ihrem Ende standen die Beschlüsse für die Raketenstationierung und die Rechtswende. Die macht nun Kohl, und der Militär-Industrie-Komplex geht auf SDI-Kurs.

20 Jahre lang hat sich *kürbiskern* bemüht – begleitend, widerspiegelnd, analysierend – Positionen zu beziehen, kulturpolitische Orientierung zu geben, Alternativen sichtbar zu machen und ein offenes Forum für Autoren zu sein. Die Offenheit unserer Zeitschrift wurde immer wieder von bestimmten Kritikern in Abrede gestellt – obwohl schon ein Blick ins lange Namensregister der *kürbiskern*-Autoren sie eines Besseren hätte belehren können. Das breite Spektrum hat auch damit zu tun, daß wir nie den „Tod der Literatur“ verkündet, Literatur auch nie als Revolutionsersatz genommen haben.

Wer sich allerdings – auch und gerade in der Literatur – nicht einlassen will auf die historische Alternative Sozialismus, vermag wohl auch nicht zu sehen, unter welchen Konflikten und Widersprüchen sich das Neue Bahn bricht, welche Probleme das für die künstlerische Aneignung aufwirft. Von daher ist die Suche nach streitbaren Partnern für uns selbstverständlich, ja lebensnotwendig – in einer Zeit, da der Kapitalismus immer weniger als Erfüllung der Geschichte erscheint, weit eher das Ende von Geschichte befürchten läßt. Und so machen wir weiter: Wie alle bisherigen 81 Hefte des *kürbiskern* trägt auch dieses den orientierenden Untertitel „Literatur, Kritik, Klassenkampf“. Das Wort Klassenkampf behagt manchen Feuilletonisten gar nicht, weil in ihren Augen Literatur und Klassenkampf nicht zusammengehen, es Klassenkampf bei uns mangels Klassen nicht gibt, Klassenkampf von unten den Klassenkampf von oben in unzulässiger Weise stört.

Wie wir uns Literatur, Kritik, Essay und aktuelle kulturpolitische Diskussion vorstellen, zeigt das vorliegende Ergebnis unserer redaktionellen Arbeit. Was wäre eine Geburtstagsfeier ohne Dank. Er gilt unseren Lesern und Abonnenten. Nicht wenige haben dem *kürbiskern* vom ersten Heft bis heute die Treue gehalten. Manche haben sich von ihm getrennt. Neue Leser und Abonnenten sind zu uns gekommen.

Eine Zeitschrift ist immer so gut wie ihre Autoren; sie kann nicht wirksamer und erfolgreicher sein, als ihre Leser sie sein lassen. Deshalb soll das neue *kürbiskern*-Jahrzehnt nicht beginnen ohne die Bitte um Unterstützung der Zeitschrift durch neue Abonnenten, Leser und Autoren.

Redaktion *kürbiskern*

Tschingis Aitmatow Die Träume der Wölfin

Tschingis Aitmatow gab mir seine neueste literarische Arbeit am 1. September 1985 in Frunse, der Hauptstadt seiner Heimat Kirgisien. „Diese Erzählung“ – sie war soeben von der Monatszeitschrift „Literaturnyj Kirgisstan“ (8/1985) erstmals als „Auszug aus einem Roman“ veröffentlicht worden – „kann man als ein in sich geschlossenes Stück Literatur ansehen; ich denke, es wäre auch für den Leser in der Bundesrepublik Deutschland zu meinem Besuch Anfang November interessant.“ In der Zeitung „Sowjetskaja Kirgisija“ vom 1. September äußert sich Tschingis Aitmatow zu seiner neuen Arbeit und dem in vielen Ländern mit Spannung erwarteten Roman (seine Bücher sind inzwischen in 90 Sprachen übersetzt):

„Manchmal ist es gar nicht so einfach, dem neuen Werk einen Titel zu geben. Während des Arbeits und Redigierens kann sich der Titel häufig ändern. Das trat auch in diesem Fall ein. Jetzt scheint es mir, daß ich den endgültigen Namen des Buches gefunden habe. Der Roman wird AILANPA heißen. Dieses Wort bedeutet im Kirgisischen „kreisförmiger Umlauf“. Ich denke dabei an den Kreislauf des Lebens, der Schicksale, der Geschichte, im ganzen an die kreisförmigen Umläufe der Zeit. Und es ist mein Versuch, einen philosophischen Schlüssel dafür zu finden, was ich im vorgegeben Fall erzählen möchte.“

Man könnte also sagen: AILANPA, das sind Kreise, es ist, was wir in der biblischen Auslegung als „seine Kreise“ kennen. Denn wie immer sich das Leben verändert haben mag, welche Perfectionen wir auch erreicht haben mögen, es bleiben unerschütterliche, ewige Grundlagen des Seins bestehen. Und dank diesem Umstand bewahrt die Menschheit all das Beste, was sie in der historischen Entwicklung geschaffen hat. Und dem ist auch zu verdanken, daß das Leben den Kräften des Bösen widersteht.

Natürlich bleibt das hier wohl eine abstrakte Bestimmung des Themas, da ja eine realistische Darstellung des Lebens die wirkliche Abbildung des wirklichen Lebens voraussetzt, was ich auch zu tun versuche. Ich denke, der Leser wird sich an diesem Auszug, den ich vorläufig DIE TRÄUME DER WÖLFIN nenne, jene Probleme vorstellen können, die viele von uns bewegen.“

Meiner Begegnung mit Tschingis Aitmatow verdanken es nun unsere Leser, daß sie fast zeitgleich mit denen in Kirgisien dieses neue Werk kennenlernen – es war der Vorschlag Aitmatows, den Text für seinen ersten Besuch der Bundesrepublik Deutschland, der Anfang November auf Einladung der DKP stattfand, vorzubereiten; dies entsprach auch meinem Wunsch, den ich mit Freude und Spannung beim Übersetzen aus dem Russischen verwirklichen konnte.

Friedrich Hitzer

I

Nach der kurzen und wie vom Atem eines Kindes hingehauchten Erwärmung des Tages auf den zur Sonne geneigten Gebirgshängen schlug unfaßbar rasch das Wetter um. Von den Gletschern her setzte der Wind ein, überall in Spalten und Schluchten drang buckelig und spitz die Dämmerung und brachte unmerklich das kalte Graublau der bevorstehenden Schneenacht mit sich.

Schnee gab es genug ringsum. Über den gesamten Höhenzug um den Issyk-Kul waren die Berge von Schneewehen zugedeckt; über diese Gegend war vor ein paar Tagen ein Sturm hinweggefegt wie Feuer, das nach Laune dieses eigenwilligen Elements plötzlich aufloderte. Unheimlich, was sich da so heftig abspielte – die Berge verschwanden in der undurchdringlichen, schneestürmenden Finsternis, und es verschwand der Himmel, als hätte sich die zuvor sichtbare Welt in ein Nichts verwandelt. Dann kam alles zur Ruhe, und das Wetter klarte rundum auf. Mit der Befriedung des Schneesturms standen seitdem die Berge, gefesselt von riesigen Verwehungen, in der erstarrten und allem auf der Welt entrückten, erkalteten Stille.

Und nur das beharrlich an Ausmaß und Stärke zunehmende, sich nähernde dumpfe Rattern eines Großraumhubschraubers, der sich zu jener vorabendlichen Stunde durch den Cañon Usum-Tschat hindurcharbeitete, hin zum Gletschergebirgspass Ala-Mongju, der in windiger Höhe von Wolkengespensten eingenebelt war, steigerte sich mehr und mehr und kam heran, ohne zu verstummen, wurde von Minute zu Minute stärker, gewann schließlich die Oberhand, ergriff die Herrschaft über den ganzen Raum und schickte sich an, mit einem alles erdrückenden, dröhnen Getöse über die außer Lauten und Licht für nichts zugänglichen Gebirgsketten, Gipfel und Wolkengletscher zu schwimmen. Um das zwischen Felsen und Schluchten vielfach widerhallende Echo vermehrt, rückte das Gedröhnen hoch oben mit einer derart unabwendbaren und furchterregenden Kraft bedrohlich voran, daß es schließlich schien, als fehlt nur wenig und das Schreckliche geschähe, wie damals – beim Erdbeben ...

In einem ganz bestimmten kritischen Moment trat das auch ein. Von einem steilen, durch die Winde entblößten steinernen Abhang, der unter der Flugbahn lag, löste sich, vom Schlag des Schalls erschüttert, etwas Geröll und kam auch sofort wieder zum Halt, wie geronnenes Blut. Dieser Stoß genügte indessen, daß sich vom schwankenden Boden einige wuchtige Gesteinsbrocken aus dem Steilhang losrissen und weit in die Tiefe hinabrollten, immer schneller und heftiger, Staub und Schotter hinter sich aufwirbelnd, um am Fuß des Steilhangs, wie eine Kanonenkugel einschlagend, durch Stauden von Seidelbast und Berberitze hindurch, eine Schneewehe völlig zersprengend, die Höhle zu erreichen, die hier von Grauwölfen in der Nähe eines halb zugefrorenen warmen Baches gebaut worden war, unter einem ausladenden Felsen, an einer von Gestüpp verdeckten tiefen Spalte.

Die Wölfin Akbara sprang vor den herabstürzenden Steinbrocken und dem niedersprühenden Schnee zurück und wich rückwärts in die Dunkelheit der Spalte, gespannt wie eine Feder, mit gesträubter Nackenmähne und mit wild glühenden, im Halbdunkel phosphoreszierenden Augen, in jedem Moment zum Kampf bereit. Aber ihre Ängste waren dieses Mal unnötig. In offener Steppe ist das

schrecklich, wenn du, auf der Flucht vor einem dich verfolgenden Hubschrauber, nirgendwohin springen kannst, während er, dich einholend, unausweichlich deiner Fährte nachjagt, dich mit dem Sausen der Rotoren betäubt und von oben herab mit Feuerstößen aus Maschinenpistolen angreift, wenn es also in der Welt überhaupt keine Rettung mehr vor einem Hubschrauber gibt und die Erde sich auch nicht auftut, um den Gejagten Zuflucht zu gewähren, wenn es keine solche Spalte gibt, wo du dein ewig verwegenes Wolfshaupt vergraben könntest... In den Bergen ist es ganz und gar anders - hier kann man immer davonspringen, immer etwas finden, wo man sich verbergen und eine solche Gefahr abwarten kann. Und dennoch ist die Urangst ohne Verstand, um wieviel mehr erst die zuvor erkannte und erlebte. Mit dem Herannahen des Hubschraubers begann die Wölfin laut zu winseln, krümmte sich, den Kopf verbergend, zusammen, und trotzdem hielten es die Nerven nicht aus, mit einem Ruck riß sich Akbara los und heulte auf, erfaßt von ohnmächtiger, blinder Furcht, und kroch auf dem Bauch, krampfhaft zum Ausgang vordringend, böse und verzweifelt die Zähne fletschend, bereit, auf der Stelle zu kämpfen, als könnte sie damit das über dem Spalt dröhrende eiserne Ungeheuer in die Flucht jagen, bei dessen Erscheinen sogar die Steinbrocken von oben herabzustürzen begannen wie beim Erdbeben. Auf das panische Geheul Akbaras hin zwängte sich ihr Wolf in die Höhle - Taschtschajnar, der sich seit der Zeit, da die Wölfin schwer trug am Leib, meistens außerhalb der Höhle befand, in der Abgeschiedenheit des dichten Gestrüpps. Taschtschajnar hatte seiner zerschmetternden Kiefer wegen von den Hirten der Gegend den Beinamen Steinbrecher bekommen, er kroch zu Akbaras Ruhelager, um sie knurrend zu beruhigen und als wollte er sie mit seinem Körper vor Unglück schützen. Sie preßte sich seitlich an ihn und, immer fester an ihn gedrückt, winselte die Wölfin weiter, als flehte sie klagend den ungerechten Himmel oder irgendwas anderes an, vielleicht ihr unglückliches Schicksal, und sie konnte sich, am ganzen Körper zitternd, noch lange nicht beherrschen, sogar dann noch nicht, als der Hubschrauber jenseits des mächtigen Gletschers Ala-Mongju verschwunden und hinter den Wolken gar nichts mehr von ihm zu hören war. Und in dieser alles verschlingenden gebirgigen Stille, die überall herrschte, als wäre kosmische Lautlosigkeit eingebrochen, vernahm die Wölfin plötzlich offenbar in sich selbst, genauer, innerhalb des reisenden Leibes, lebendige Stöße und Regungen. So war es auch gewesen, als einmal Akbara, noch in den ersten Zeiten ihres Jagdlebens, im Sprung eine große Häsin ersticht hatte: In ihr, im Bauch der Häsin, waren damals auch solche Regungen unsichtbarer, vor den Augen verborgener Wesen aufgekommen, und dieser seltsame Umstand hatte die junge, neugierige Wölfin gar sehr verwundert und gebannt, während sie argwöhnisch auf ihr ersticktes Opfer schaute und erstaunt die Ohren spitzte. Das war so wundervoll und unbegreiflich gewesen, daß sie sogar versucht hatte, ein Spiel mit den unsichtbaren Körpern anzufangen, genauso wie es die Katze mit der halbtoten Maus zu treiben pflegt. Und nun nahm sie selbst in ihrem Inneren eine solche lebende Last wahr - da gaben welche Zeichen von sich, denen es, bei günstiger Konstellation der Umstände, bevorstand, binnen zweieinhalb Wochen das Licht der Welt zu erblicken. Doch vorerst waren die Tierjungen vom Schoß der Mutter noch untrennbar, sie stellten einen Teil ihres eigenen Wesens dar, und deshalb erlebten sie auch bis zu einem gewissen Maß im entstehenden, noch unkl-

ren, nebelhaften embryonalen Vorbewußtsein denselben Schrecken, dieselbe Verzweiflung wie, zu dieser Stunde, die Wölfin selbst. Das war ihre erste Fernberührung mit der Außenwelt, mit der sie erwartenden feindseligen Wirklichkeit. Von daher setzten sie auch an, sich im Leib zu bewegen und damit auf die mütterlichen Leiden zu reagieren. Auch für sie war es schrecklich, die Angst war ihnen über das Blut der Mutter zugeleitet worden. Aufmerksam dem lauschend, was ohne Zutun ihres Willens geschah, lauschend der in ihrem Schoß auflebenden Last, geriet Akbara in Erregung. Das Herz der Wölfin begann immer häufiger zu stechen, erfüllt vom Geist der Kühnheit und der Entschlossenheit, unverzüglich die zu verteidigen und vor jedweder Bedrohung zu schützen, die sie in sich austrug. Jetzt hätte sie es bedenkenlos mit jedem und allem aufgenommen. In ihr war der große natürliche Instinkt erwacht, die Nachkommen zu erhalten. Zur gleichen Zeit spürte Akbara das Bedürfnis wie eine heiße Welle heranströmen, zu liebkosen, zu erwärmen und lange lange Zeit den künftig Saugenden Milch zu geben, als wären sie bereits an ihrer Seite. Das war ein Vorgefühl des Glücks. Und sie stöhnte vor Zärtlichkeit, vor Erwartung der Milch in den bis zur Röte prall geschwollenen, riesigen, in zwei Reihen am Wanst herausragenden Zitzen, und verspürte darin die Wonne, die langsam, langsam den ganzen Körper durchzog, soweit es die Höhle zuließ, und so rückte sie erneut zu ihrem graumähnlichen Taschtschajnar hin, um sich endgültig zu beruhigen. Er war gewaltig, sein Fell war warm, kräftig und geschmeidig. Und sogar er, der mürrische Taschtschajnar, bemerkte an ihrer Seite, was sie, die sich immer enger an ihn schmiegte, verspürte. Und er witterte, während er sich lang ausstreckte, was in ihrem Schoß vor sich ging, und war also auch davon berührt. Ein Ohr aufrecht gestellt, spitzend und lauschend, hob Taschtschajnar den kantigen, schweren Schädel mit dem düsteren Blick seiner tief sitzenden, dunklen Augen; in den kalten Pupillen leuchtete etwas schattenhaft auf, ein dumpfes, angenehmes Vorgefühl; er knurrte dabei verhalten, etwas schnaubend und hustend, und brachte damit wie immer seine gute Laune und die Bereitschaft zum Ausdruck, widerspruchslos der blauäugigen Wölfin zu gehorchen und sie zu beschützen, und er schickte sich an, Akbaras Kopf, insbesondere ihre leuchtenden blauen Augen und die Schnauze mit seiner breiten, warmen und feuchten Zunge sorgsam, reinlich und weich leckend, zu säubern. Akbara liebte seine Zunge, wenn sie, vom heftigen Blutstrom heiß geworden, biegsam wurde, schnell und energisch wie eine Schlange, wenn er damit zu spielen begann und sich ihr, Zuwendung heischend, zitternd vor Ungeduld ergab, während sie, wie zu Anfang, sich so hielt, als wäre ihr dies zumindest gleichgültig, sogar dann, wenn die Zunge ihres Taschtschajnars weich und feucht war, in den Minuten der Ruhe und Glückseligkeit nach sättigendem Mahl.

Bei diesem Paar reißender Tiere war Akbara der Kopf, sie war der Verstand und verfügte über das Recht, die Jagd zu beginnen, während er die treue, zuverlässige, unermüdliche und ihren Willen unbedingt erfüllende Kraft war. Dieses Verhältnis des Wolfspaares wurde niemals verletzt. Nur einmal hatte es diesen merkwürdigen und unerwarteten Vorfall gegeben, als ihr Wolf bis zum Morgengrauen verschwunden war und mit dem ihr fremden Geruch eines anderen Weibchens zurückkehrte - mit der Ausdünstung schamloser Brunst, die Rüden über Dutzende von Werst scharfmachte und herbeilockte; das hatte in ihr unbändige Wut

und Zorn hervorgerufen, und sie wies ihn auch sogleich ab, unerwartet versetzte sie ihm mit ihrem Eckzahn eine tiefe Wunde in der Schulter und zwang ihn, viele Tage lang ununterbrochen hinter ihr herzuhumpeln. Sie hielt diesen Dummerian in gehöriger Entfernung, von hinten war nur sein Geheul zu hören, und nicht ein einziges Mal antwortete sie darauf, sie wartete nicht auf ihn, als wäre Taschtschajnar nicht ihr Wolf, als gäbe es ihn überhaupt nicht, und wenn er von neuem versuchte, sich ihr zu nähern, sich zu unterwerfen und sie zu verwöhnen, dann konnte Akbara ernsthaft ihre Kräfte mit ihm messen, nicht von ungefähr hatte sie den Kopf und er die Beine bei diesem von weither zugewanderten blaugrauen Paar. Jetzt war Akbara, nachdem sie sich etwas beruhigt und an der breiten Seite Taschtschajnars angewärmt hatte, ihrem Wolf dankbar dafür, daß er ihre Angst teilte und ihr damit das Selbstvertrauen zurückgab, und deshalb widerstand sie auch nicht seinen eifrigen Liebkosungen, die sie erwiderte, indem sie seine Lippen zweimal leckte; und ihre Lähmung überwindend, die sie zuvor, in den Minuten panischen Schreckens überfallen hatte, und die immer noch in unverhofften Verkrampfungen zu spüren war, richtete sie ihre volle Aufmerksamkeit auf sich selbst und vernahm dabei, wie sich in ihrem Leib die noch ungeborenen Welpen unverändigt und unruhig aufführten; und so war sie damit versöhnt, was war, und fand sich erneut mit der Höhle ab, mit dem großen Winter in den Bergen, mit der allmählich hereinbrechenden frostigen Nacht.

So endete der Tag einer für die Wölfin schrecklichen Erschütterung. Vom unausrottbaren Instinkt mütterlicher Natur beherrscht, machte sie all das nicht nur ihretwegen durch, sondern auch um deretwillen, die alsbald in dieser Höhle zu erwarten waren und für die sie das alles gemeinsam mit dem Wolf aufgesucht und hergerichtet hatte, in der tiefen Spalte unter dem ausladenden Felsen, durch allerlei Gestüpp verborgen, hinter hingeschüttetem Bruchholz und Steinschlag – dieses Wolfsnest war dafür bestimmt, daß die Nachkommenschaft eine Bleibe hatte, einen Zufluchtsort auf der Welt.

Um so mehr, als Akbara und Taschtschajnar in dieser Gegend von fremder Art waren. Für das erfahrene Auge unterschieden sie sich sogar äußerlich von ihren hier heimischen Artgenossen. Das erste, was die Neuankömmlinge unterschied, waren die für Steppenwölfe charakteristischen Töne der Stulpen des Fells am Hals, die die Schultern fest umrahmten, einem prachtvollen Umhang ähnelnd, von der Unterbrust bis zum Widerrist. Von Wuchs wie die „Akdshaly“, aber graumähnig, überragten sie die gewöhnlichen Wölfe der Hochebene um den Issyk-Kul. Und hätte jemand Akbara aus der Nähe gesehen, so wäre er sehr erstaunt gewesen – diese Wölfin hatte durchsichtige blaue Augen, ein äußerst seltener, möglicherweise in ihrer Art einzigartiger Fall. Als Gefährtin Taschtschajnars hatte die Wölfin unter den hiesigen Hirten den Beinamen Akdaly, die Weißwideristige, aber schon bald veränderte sie sich nach den Gesetzen des Wortwandels in denselben Mündern zu Akbary, sodann zu Akbara, und dabei wäre es keinem in den Sinn gekommen, daß darin ein besonderes Vorzeichen lag ...

Noch ein Jahr zuvor war hier an solche Graumähnigen nicht im entferntesten zu denken gewesen. Als sie dann einmal aufgekreuzt waren, hielten sie sich indes für sich allein. Anfänglich trieben sie sich in der Gegend umher, um Zusammenstößen mit den einheimischen Hausherren auszuweichen, zumeist in neutralen Zonen der hiesigen Wolfsreviere, schlügen sich mit Mühe und Not durch,

preschten sogar, auf der Suche nach Beute, auf die Felder hinaus, in die von Menschen bewohnten Niederungen, doch den örtlichen Rudeln schlossen sie sich nicht an – die blauäugige Wölfin Akbara hatte einen zu unabhängigen Charakter, um sich Fremden zuzugesellen und ihnen untergeordnet zu sein.

Richter aller Dinge ist die Zeit. Mit der Zeit konnten sich die graumähnigen Zuwanderer selbst durchsetzen; in etlichen grausamen Kämpfen besetzten sie ihr Stück Erde im Hochland um den Issyk-Kul, und nun waren bereits sie, die Eingewanderten, Hausherren und die anderen Wölfe mußten sich nun entscheiden, ob sie in diese Reviere einfallen sollten. Man konnte also sagen, daß sich das Leben der neu erschienenen graumähnigen Wölfin am Issyk-Kul ziemlich erfolgreich gestaltete, doch all dem war ihre eigene Geschichte vorausgegangen, und wären wilde Tiere imstande, sich an die Vergangenheit zu erinnern und diese darzulegen, so hätte Akbara, die sich durch große Aufgewecktheit und Feingefühl der Wahrnehmung auszeichnete, all das von neuem durchleben müssen, was in ihr, wer weiß, vielleicht Erinnerungen, manchmal bis zu Tränen und schweren Stoßseufzern, weckte.

In der untergegangenen Welt, der von hier weit entfernten Savanne Mojun-Kum, hatte das Leben des großen Jagens seine Bahn gezogen, im endlosen Verfolgen und in den endlosen Weiten der Mojun-Kum, auf den Fährten der endlosen Herden der Saiga. Als die Saiga-Antilopen, die seit Urzeiten in diesen Savannensteppen des ewig dürrholzigen Saxaul hausten, die ältesten der Paarhufer, so alt wie die Wüste selbst, als diese im Lauf ausdauernden Herdentiere mit der aufgeworfenen Schnauze, den sehr breiten rohrförmigen Nüstern, die die Luft durch die Lungen mit einer solchen Energie hinausblasen wie der Wal mitten durch seine borstigen Spritzlöcher ganze Ozeanströme zu blasen vermag, und die deshalb mit der Fähigkeit ausgestattet waren, ohne Atempause vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne zu rennen, und, wann immer sie sich in Bewegung setzten, verfolgt wurden von ihren uralten und unzertrennlichen Wölfen, wenn die eine aufgescheuchte Herde die benachbarte in Panik versetzte und jene wiederum die nächste und die weitere, und wann immer sich in dieses gemeinsame Rennen die großen und kleinen Herden stürzten aus entgegengesetzten Richtungen, wenn die Saigas durch die Mojun-Kum dahinrasten – durchs Gebirge, durch die Täler, über den Sand, wie die Wasser der Sintflut –, da lief die Erde rückwärts davon und dröhnte unter den Hufen wie unterm Hagelgewitter zur Sommerzeit; und die Luft war erfüllt von den Wirbeln der Bewegung, vom Staub und von der Asche des Feuersteins, unter den Hufen geschlagen, begleitet vom Geruch des Herdenschweißes, dem Geruch des wahnsinnigen Wettkaufs um Leben und Tod, während die Wölfe, beim Laufen voneinander getrennt, hinterher und nebenher rannten, beim Versuch, die Herden der Saiga in ihren Wolfshinterhalt zu lenken, wo diese dann inmitten der blattlosen Salzsträucher des Saxaul die Schneidesicheln erwarteten – jene reißenden Tiere, die urplötzlich aus dem Hinterhalt auf den Nakken des ungestüm dahinrennenden Opfers aufsprangen und, wie ein Kreisel mit der Antilope verknäult, hinstürzten, und es dabei schafften, die Kehle durchzubeißen, aus der ein Strom von Blut schoß, um sich daraufhin von neuem in die Verfolgung zu stürzen; doch die Saigas erkannten irgendwie und das oftmals frühzeitig, wo sie der Wolfshinterhalt erwartete, und schafften es, zur Seite auszuweichen, und dann wurde die Treibjagd von neuem aufgenommen, von einem

neuen Kreis an, mit noch größerer Wucht und Geschwindigkeit, und alle zusammen – die Gejagten und die Verfolgenden – in ein einziges Glied des grausamen Daseins ineinandergebunden, verwirklichten sich im Lauf, sie verbrannten ihr Blut wie in der Agonie vor dem Tod, um zu überleben und zu leben, und vielleicht konnte das nur Gott selbst anhalten, sowohl die einen als auch die anderen, die Gejagten und die Jagenden, denn es ging um Leben und Tod von Leben strotzender Kreaturen, da die Wölfe, die ein derart besessenes Tempo nicht aushielten, jene, die nicht geboren waren, in einer solchen Form des Kampfes ums Dasein zu bestehen, im Kampfrennen also, zusammenbrachen, um im Staub der wie im Sturm dahinbrausenden Verfolgung zurückzubleiben und zu verenden; oder aber, sollten sie am Leben bleiben, sich danach in andere Gebiete verzogen, wo sie in harmlose Schafherden einfielen, die sich nicht einmal durch Davonrennen retten konnten; dafür gab es jedoch dort eine andere Gefahr, die schrecklichste aller möglichen Gefahren – dort bei den Herden befanden sich Menschen, die Schafsgötter und auch Schafssklaven, jene also, die selbst leben, aber anderen nichts zum Überleben geben, schon gar nicht denen, die ihr Leben nicht unter der Fuchtel fristen, sondern frei sind, um frei zu sein ... Menschen, Menschen sind Gottmenschen! Die Menschen machten auch Jagd auf die Saigas der Savanne Mojun-Kum. Früher waren sie auf Pferden erschienen, in Fell gekleidet, mit Pfeilen bewaffnet, sodann kamen sie mit knallenden Gewehren, hüpfsten hurrahbrüllend hierhin und dorthin, und die Saigaherde stürzte lärmend in die eine oder die andere Richtung, und finde sie dann jenseits des Gesträuchs des Saxau! Es war aber die Zeit gekommen, da die Gottmenschen die Treibjagd mit Autos veranstalteten und die Saiga, fast so wie die Wölfe, bis zur Zermürbung jagten, die Antilopen zusammentrieben und sie aus dem fahrenden Wagen niederschossen; und sodann fingen die Gottmenschen an, in Hubschraubern heranzufliegen, um daraufhin zur Umzingelung der Tiere nach vorgegebenen Koordinaten überzugehen, nachdem sie die Saigaherden aus der Luft geortet hatten, dabei rasten Scharfschützen am Boden über die Ebene mit einer Geschwindigkeit bis zu hundert Stundenkilometern und noch mehr, damit die Steppenantilopen nicht verschwinden konnten, während die Hubschrauber von oben Ziel und Kurs korrigierten. Autos, Hubschrauber und Schnellfeuerbewehre – und das Leben in der Savanne Mojun-Kum kippte um ... Die blauäugige Wölfin Akbara war noch von halbheller Färbung gewesen, und ihr künftiger Wolfsfreund Taschtschajnar knapp über dem Alter, da für ihn die Stunde für die Bürden des Wolfslebens gekommen war – die großen Treibjagden. Anfangs schafften sie gerade das Nachsetzen, zerfleischten niedrigerissene Antilopen, töteten nicht ganz Getötete, doch mit der Zeit übertrafen sie viele ihrer erfahrenen Artgenossen an Kraft und Ausdauer. Und wäre alles so verlaufen, wie das von der Natur vorgesehen war, dann wäre ihnen alsbald die Aufgabe von Leitern des Rudels zugefallen. Aber es war alles anders gekommen ... Nicht jedes Jahr geschieht es, im Frühjahr jenes Jahres aber war der Zuwachs unter den Saigaherden besonders reich, viele Muttertiere wärsen zweimal, da im vergangenen Herbst während des Treibens die trockene Grasdecke der Savanne zweimal grünte, nach einigen ausgiebigen Regensälen bei heißem Wetter. Die Nahrung war kräftig, daher auch die Zahl der Würfe. Zum Werfen zogen sich die Saigas noch zu Anfang des Frühjahrs in den schneelosen großen Sand zurück, weit

in die Tiefe der Mojun-Kum, wohin die Wölfe nur schwerlich gelangten, und wo die Jagd auf die Saigas über Wanderingen ein hoffnungsloses Unterfangen ist. Auf Wüstensand ist die Antilope nicht einzuholen. Doch dafür erhielten die Wolfsrudel das ihrige im Überfluß zum Herbst und Winter, wenn die jährlich wiederkehrende Wanderung der Tiere einen Riesenbestand von immer mehr Antilopen in die Weiten der Halbwüste und der Steppe hinaustrieb. Damals hatte Gott höchstpersönlich verfügt, daß die Wölfe ihren Anteil erhielten. Sogar im Sommer, besonders bei großer Hitze, zogen es die Wölfe vor, die Saiga nicht anzurühren, andere, leichtere Beute war genug vorhanden – über die ganze Steppe flitzten zahllose Murmeltiere, sie holten im Winterschlaf Versäumtes nach und mußten während des Sommers all das schaffen, wozu andere Kreaturen und Raubtiere das Leben eines ganzen Jahres hatten. Er war es also, der Stamm der Murmeltiere, der ringsum geschäftige Hast an den Tag legte, die Gefahren, die zuhau gegeben waren, mißachtend. Warum nicht fangen, da ja allem seine Stunde schlägt. Im Winter kriegt man kein Murmeltier. Auch andere kleine Tiere und Vögel, insbesondere Rebhühner, dienten den Wölfen während der Sommermonate als zusätzliche Nahrung, aber die Hauptbeute brachte die große Jagd auf die Saiga im Herbst – vom Herbst bis zum Ende des Winters. Wiederum galt hier das Gesetz: alles zu seiner Zeit. Und darin bestand die naturgegebene Zweckmäßigkeit des Lebenskreislaufs in der Savanne. Lediglich elementare Katastrophen und nur der Mensch konnten diesen ursprünglichen Gang der Dinge in der Mojun-Kum zerstören ...

II

Vor Tagesanbruch war die Luft über der Savanne etwas abgekühlt und erst dann verschaffte die Nacht Erleichterung, den Lebewesen war es freier zumute, es kam die Stunde der beglückendsten Zeit zwischen dem heraufziehenden Tag, trächtig mit einer Sonnenglut, die bis zum Weißglühen die salzige Steppe täglich und unerbittlich durchbuk, und der scheidenden, das ihre vollendenden, schwülen heißen Nacht. Der Mond glühte zu der Zeit über der Mojun-Kum wie eine gelbe Kugel und tauchte die Erde in ein beständiges bläuliches Licht. Nirgendwo, auf keiner Seite ein Anfang oder ein Ende dieser Erde, überall flossen ihre dunklen, kaum abzuschätzenden Weiten mit dem Sternenhimmel zusammen. Die Stille lebte, denn alles, was die Savanne bevölkerte, alles – die Schlangen ausgenommen – beeilte sich, die kühle Stunde, das Leben zu genießen. Im Gestäub der Tamarisken piepsten und raschelten die frühen Vögel, geschäftig flitzten die Igel hin und her, die Zikaden, die, ohne je zu verstummen, die ganze Nacht hindurch sangen, zirpten mit solcher Kraft und streckten sich bereits aus ihren Höhlen, nach allen Richtungen blickten die gerade erwachten Murmeltiere und machten sich noch nicht ans Einsammeln ihres Futters, an die abgefallenen Samen des Saxau. Von einem Ort zum anderen flogen eine flachköpfige graue Zwergohreule und fünf flachköpfige Eulchen, halbwüchsig und schon völlig befiedert, fähig, die Flügel zu schlagen, und sie flogen – die ganze Familie – wie sich das gehörte, die gesamte Zeit einander fürsorglich zurufend und sich nicht aus den Augen verlierend. Ihnen taten es verschiedene Geschöpfe und unterschiedliche wilde Tiere der Savanne in der vormorgendlichen Dämmerung auf ihre Weise gleich ...

Und der Sommer hielt an, der erste gemeinsame Sommer der blauäugigen Akbara und Taschtschajnars, die sich bereits als unermüdliche Treiber bei den zermürbenden Jagden auf die Saiga hervorgetan hatten und schon zu den stärksten Paaren unter den Wölfen der Mojun-Kum gehörten. Zu ihrem Glück – auch in der Welt der wilden Tiere mögen wohl glückliche und unglückliche Wesen vorkommen – waren sie beide, Akbara und auch Taschtschajnar, mit natürlichen Eigenschaften ausgestattet, die für Steppenräuber unter den Bedingungen der Halbwüstensavanne besonders lebenswichtig sind: blitzschnelles augenblickliches Reaktionsvermögen, das Gefühl des Voraussehens beim Jagen, eine Art „strategischer“ Auffassungsgabe und selbstverständlich eine außergewöhnliche Körpermehrheit, Schnelligkeit und Sprungkraft im Lauf. Alles sprach dafür, daß diesem Paar eine große Zukunft bei der Jagd bevorstand, ein Leben, das im gleichen Maß voll der Mühen des täglichen Lebensunterhalts sein würde, aber auch voll der Schönheit ihres vorbestimmten Raubtierdaseins. Vorläufig hinderte sie nichts daran, die uneingeschränkten Herrscher der Steppen in der Mojun-Kum zu sein, da ja das Eindringen des Menschen in diese Gebiete noch den Charakter des Zufälligen trug, und im übrigen waren sie noch kein einziges Mal einem Menschen von Angesicht zu Angesicht begegnet. Dies sollte erst etwas später eintreten. Und da war noch ein Merkmal des Lebens, genauer gesagt ein Sonderrecht, um schon nicht von einem Privileg der Schöpfung zu sprechen: es bestand darin, daß sie, die Raubtiere, wie auch die gesamte Tierwelt, von Tag zu Tag leben konnten, ohne Sorgen und ohne Angst vor dem Morgen. In allem hatte die zweckmäßig eingerichtete Natur die Tiere von dieser verfluchten Daseinslast von Grund auf befreit. Wenn gleich eben in dieser Gnade der Natur auch die Tragödie beschlossen war, die den Bewohnern der Mojun-Kum auflauerte. Keinem von ihnen war es gegeben, davon etwas zu ahnen. Keinem von ihnen war die Vorstellung eingegeben, daß letztendlich der scheinbar grenzenlose Lebensraum – die Savanne Mojun-Kum, so ausgedehnt und gewaltig sie auch sein mochte, diese kleine Insel im asiatischen Subkontinent –, daß dieser Fleck von der Größe eines Fingernagels, auf der Landkarte in gelbbrauner Farbe eingezeichnet, Jahr um Jahr von den Rändern her von der stetig umgepflügten Erde des Neulands eingeschlossen wurde, vom Andrang der zahllosen Viehherden, die im Gefolge der artesischen Bohrlöcher, auf der Suche nach neuen Futterplätzen dahinräumten, auch durch die Zwischenschicht in den Grenzonen der Kanäle und Straßen und durch die, in unmittelbarer Nähe der Savanne gelegten, Erdgasrohrleitungen, den riesigsten ihrer Art, durch das immer hartnäckigere, langfristig angelegte und mit mehr und mehr Technik ausgerüstete Einbrechen der Menschen auf Rädern und Motoren, mit Telekommunikation, zu den Wasservorräten in die Tiefe aller Wüsten und Halbwüsten, darunter auch in der Mojun-Kum, und daß dieses Einbrechen schon nicht mehr zu den geographischen Entdeckungen opferbereiter Gelehrter gehörte, auf die man als Nachkomme stolz sein muß, sondern eine ganz und gar gewöhnliche Sache von ganz und gar gewöhnlichen Menschen war, eine Sache zugänglich und verfügbar für beinahe jeden. Den Bewohnern der einzigartigen Savanne Mojun-Kum war auch nicht das Wissen eingegeben, daß alles, was in der menschlichen Gesellschaft möglich ist, in sich selbst die Quelle von Gut und Böse auf der Welt birgt. Und daß es ganz von den Menschen selbst abhängt, wohin sie die Kraft des Gewöhnlichen lenken – zum Guten oder zum Schlimmen, zum Erschaffen oder

zum Verwüsten. Und erst recht nicht konnten die vierbeinigen und sonstigen Geschöpfe der Savanne Mojun-Kum jenen Lauf der Dinge ahnen, jene Feinheiten, die den Menschen persönlich bis aufs äußerste zusetzen, wenn sie, seit den Zeiten, da sie denkende Wesen geworden waren, versuchten, sich selbst zu erkennen und dabei mitnichten das Wesen jenes uralten Rätsels begriffen: Weshalb übertreffen die Chancen des Bösen fast immer die Chancen des Guten . . .

All diese menschlichen Angelegenheiten konnten, nach Logik der Dinge, die Raubtiere und die anderen Geschöpfe der Mojun-Kum nicht berühren, denn sie lagen außerhalb ihrer Natur, außerhalb ihrer Instinkte und Erfahrungen. Und im großen und ganzen hatte vorläufig noch nichts die Lebensweise dieser gewaltigen Steppe verletzt, die sich über die heißen Ebenen und Wellen der Halbwüste erstreckte, und die nur hier die durrebeständigen Arten der Tamariske wachsen und gedeihen ließ, einer Pflanze, halb Strauch, halb Baum, hart wie Stein und verdrillt wie Schiffsstau, und wo der sandige Saxaul gedieh und allerlei hartes Weidegewächs, vor allem der spitzbogige, schilfige Tschij, die flimmernde Pracht der Halbwüste, das Steppengras, das bei Mond und Sonne das Schimmern eines goldenen durchsichtigen Waldes aus Gesträuch und Gestripp annahm, in dem jeder von der Größe eines Hundes, der den Kopf hochhält, alles – wie in seichtem Wasser – um sich herum sieht, so wie er selbst gesehen werden kann.

In dieser Gegend fügte sich auch das Schicksal des neuen Wolfspaares Akbara und Taschtschajnar, und sie hatten zu dieser Zeit – das wichtigste im Leben der Tiere – schon ihre Erstlinge, die drei Welpen aus der ersten Brut, die Akbara in jenem denkwürdigen Mojun-Kumer Frühling zur Welt gebracht hatte, in der denkwürdigen Höhle, die sie in der Talsenke, unter der ausgewaschenen Wurzel des Saxaul ausgewählt hatten, in der Nähe des halb ausgetrockneten Tamariskenhains, wohin man bequem die Wolfsjungen zum Aufziehen hinausführen konnte. Die Wolfsjungen hielten bereits die Ohren aufrecht, ein jedes von ihnen hatte schon seine Eigenart erworben, obgleich ihre Ohren beim gemeinsamen Spielen auf Welpenart zur Seite knickten, auch auf den Beinen fühlten sie sich bereits ziemlich sicher, und immer häufiger hefteten sie sich an die Fährte der Eltern bei kleinen und größeren Ausflügen.

Unlängst sollte ein solcher Ausflug, der sie einen ganzen Tag und die Nacht von der Höhle abwesend sein ließ, mit einem für die Wölfe unerwarteten Unheil enden.

An jenem frühen Morgen führte Akbara ihre Brut an den fernen Rand der Mojun-Kumer Savanne, wo in den Weiten der Steppe, besonders in den dumpfen, tiefen Schluchten und Mulden halmige Gräser wuchsen, die einen schweren, nichts ähnelnden bestickenden Duft von sich gaben. Schlendert man lange durch diese hohen Gräser, so tritt zunächst das Empfinden einer ungewöhnlichen Leichtigkeit in den Bewegungen ein, das Gefühl des angenehmen Gleitens über der Erde, sodann kommt es zu Schlaffheit in den Beinen und zu Schläfrigkeit, Akbara erinnerte sich an diese Plätze noch von der Kindheit her, sie stattete diesem Ort einmal im Jahr, während der Blüte der betäubenden Gräser, einen Besuch ab. Unterwegs kleines Steppenfederwild jagend, liebte sie es, sich in dem hohen Gras leicht zu berauschen und sich in den heißen Schwaden des gräsernen Duftes herumzuwälzen, im Lauf ein Schweben zu verspüren und dann einzuschlummern.

Dieses Mal waren Taschtschajnar und sie schon nicht mehr allein - ihnen folgten die Wolfsjungen, drei plumpe, langbeinige Welpen. Für den Nachwuchs gehörte es sich, bei den Ausflügen möglichst viel vom umliegenden Land kennenzulernen, sich von Kindheit an seine künftigen Wolfsreviere anzueignen. Die Stellen der stark duftenden Gräser, wohin sie die Wölfin führte, um sie damit vertraut zu machen, markierten die Grenzen jener Reviere, darüber hinaus erstreckte sich eine fremde Welt, dort könnten Menschen sein, von dort, der unüberschaubaren Seite her, trug es bisweilen langgezogene, heulende, herbstliche Winde, die Dampfpfeifen von Lokomotiven, das war die den Wölfen feindliche Welt. Dorthin, an jene Grenze der Savanne, zogen sie, von Akbara geführt.

Hinter Akbara folgte, gemächlich trabend, Taschtschajnar, während die Wolfsjungen ausgelassen vor lauter überschüssiger Energie herumtollten, immerzu darauf erpicht vorauszuspringen, doch die Wolfsmutter erlaubte ihnen eine derartige Eigenmächtigkeit nicht, sie achtete streng darauf, daß es niemand wagte, den Pfad vor ihr zu begehen ...

Die Stellen waren anfangs sandig, die Sonne stieg zwischen dem Saxaul und dem Wüstenwermut immer höher und kündigte damit, wie gewohnt, klares, heißes Wetter in der Savanne an. Gegen Abend schon traf die Wolfsfamilie an jenen Plätzen ein. Just vor Anbruch der Dunkelheit. Die Gräser standen in diesem Jahr hoch und reichten den erwachsenen Wölfen fast bis zum Widerrist. Während des Tages an der heißen Sonne erwärmt, strömten die unansehnlichen Blüten an den flauschigen Halmen einen starken Duft aus, und besonders an den Stellen, wo das Gewächs eng gedrängt stand, verdichtete sich der Duft jener Gräser. Hier richteten sich die Wölfe nach der langen Wegstrecke in einer kleinen Schlucht einen Rastplatz ein. Die unermüdlichen Wolfsjungen wollten sich indessen nicht ausruhen, ja, sie rannten immerfort umher, berochen und beäugten alles, was an dem unbekannten Ort ihre Neugierde weckte. Die Wolfsfamilie hätte da wohl die ganze Nacht verbringen können, um so mehr, als die Raubtiere sich ausgezeichnet gesättigt und ausgiebig den Durst gestillt hatten - unterwegs hatten sie es geschafft, einige fette Murmeltiere und Hasen zu reißen, allerlei Nester zu plündern, den Durst hatten sie an der Quelle in einer Schlucht, die am Weg lag, gestillt, aber ein außergewöhnliches Ereignis veranlaßte sie, jenen Ort vorzeitig zu verlassen und nach Hause umzukehren, zur Höhle in der Tiefe der Savanne. Die ganze Nacht über liefen sie.

Was war geschehen? Die Sonne war schon im Untergehen, als Akbara und Taschtschajnar, von den Düften des betäubenden Grases leicht berauscht, sich im Schatten von Sträuchern zum Schlaf ausstreckten und plötzlich nicht weit davon entfernt eine menschliche Stimme vernahmen. Zuvor hatten den Menschen die Wolfsjungen gesehen, die miteinander über der kleinen Schlucht spielten. Die Raubtierjungen konnten nicht ahnen, daß das Wesen, das hier plötzlich auftrat, ein Mensch war. Ein nicht näher bestimmtes menschliches Subjekt, völlig nackt bis auf eine Badehose am Leib und an bloßen Füßen Turnschuhe, mit einem einst weißen, inzwischen gehörig abgenutzten, schmutzigen Panama auf dem Kopf - rannte so splitternackt durch dieselben Gräser. Es rannte seltsam, suchte sich Gehölz aus und lief dort unentwegt zwischen den Halmen vor und zurück, als bereite es ihm Vergnügen. Die Wolfsjungen hielten sich zunächst versteckt, sie waren verwundert und fürchteten sich ein bißchen - so etwas war

ihnen noch nie begegnet. Und der Mensch rannte und rannte immerzu durch die Gräser wie ein Verrückter. Die Wolfsjungen faßten nun etwas Mut, Neugierde bekam die Oberhand, sie wollten mit ihm ein Spiel anfangen, mit diesem merkwürdigen Läufer, diesem aufgezogenen, nie gesehenen, nackthäutigen zweibeinigen Raubtier. Und da hatte auch der Mensch die Wolfsjungen entdeckt. Und am erstaunlichsten war, statt sich in acht zu nehmen und darüber nachzudenken, wieso hierher auf einmal Wölfe kamen, kroch dieser Typ zu den Wolfsjungen und streckte ihnen zärtlich die Hände entgegen:

- Oho, schau mal einer, was ist denn das? rief er aus, schwer schnaufend und sich den Schweiß aus dem Gesicht wischend. - Doch nicht etwa Wöllein? Oder kommt mir das nur so vor, weil mir schwindelt? Ja, nein, dreie sind es, dabei so hübsche und so große Kerlchen! Ach, ihr meine süßen, wilden Dingerchen! Woher kommt ihr denn und wohin wollt ihr? Was macht ihr denn da? Mich hat wohl der Teufel hierhergeführt, aber was tut ihr da in diesen Steppen unter dem verdammten Gras? Nun kommt schon, kommt doch her zu mir, habt keine Angst! Ach, ihr Dummerchen, ihr meine lieben wilden Tierlein!

Die unverständigen Wolfsjungen folgten tatsächlich seinen Koseworten. Mit dem Schwanz wedelnd drückten sie sich verspielt zur Erde, krochen zum Menschen hin, in der Hoffnung, das Spiel zu beginnen, wer der Schnellere ist, als auf einmal Akbara aus der Schlucht heraußsprang. Die Wölfin hatte die Gefährlichkeit der Lage augenblicklich eingeschätzt. Dumpf knurrend stürzte sie sich auf den nackten Menschen, den die Strahlen der untergehenden Steppersonne rosafarben beleuchteten. Es hätte sie keinerlei Mühe gekostet, ihm mit den Eckzähnen kräftig die Kehle oder den Bauch zu ritzten. Aber der Mensch, beim Anblick der wütend anfallenden Wölfin völlig verstört, hockte sich nieder und faßte sich dabei aus Angst an den Kopf. Das war es auch, was ihn rettete. Bei jenem unerwarteten Hinhocken hatte Akbara schon im Lauf ihre Absicht geändert. Sie sprang über den Menschen hinweg, über den nackten und schutzlosen, den sie mit einem Schlag hätte vernichten können, sie sprang über ihn hinweg, traf ihn mit dem Schwung ihres heftigen Sprungs, konnte die Züge seines Gesichts erblicken und die vor unheimlicher Angst erstarnten Augen, sie witterte in jener Sekunde die körperliche Ausdünstung des Menschen, wandte sich erneut um, nachdem sie ihn übersprungen hatte, um ihn ein zweitesmal in der anderen Richtung zu überspringen. Ohne zu verharren, stürzte sich Akbara zu den Wolfsjungen, trieb sie weg und drängte sie ab zur Schlucht, stieß dort mit Taschtschajnar zusammen, biß den Wolf, packte rechtzeitig auch ihn, der beim Anblick des Menschen seine Nackenmähne schrecklich gesträubt hatte, und sie alle vertrollten sich im Haufen hinab in die Schlucht und waren augenblicklich verschwunden ...

Und erst jetzt kam es jenem Menschen, ein nackter und unbeholfener Typ, in den Sinn, vor den Wölfen davonzurennen. Er rannte lange durch die Steppe, ohne sich umzusehen und zu verschraufen. . . .

Das war die erste zufällige Begegnung Akbaras und ihrer Familie mit dem Menschen gewesen. Aber wer hätte wissen können, was diese Begegnung im weiteren ankündigte . . .

Der Tag neigte sich dem Ende zu, er klang aus mit einer langen, überschüssigen Glut von der untergehenden Sonne, von der tagsüber aufgeheizten Erde, die ihre Hitze zurückstrahlte. Sonne und Steppe bestehen seit Ewigkeiten: Nach der

Sonne bemäßt man die Steppe, wie weit sich ihr Rand an die Sonnenscheibe anlehnt, und nach der Steppe wird die Sonne bemessen, wie groß der von der Sonne beleuchtete Raum ist. Und der Himmel über der Steppe bemäßt sich nach der Höhe, die der Milan im Flug erreicht hat. Zu jener Stunde vor Sonnenuntergang kreiste über der Savanne Mojun-Kum in schwindelnder Höhe ein ganzer Schwarm weißgeschwänzter Milane. Sie flogen, als wären sie entrückt, ohne Ziel, schwammen, selbstvergessen und schwebend den Flug um des Fluges willen vollendend, in jener immerfort kühlen, von einem Dunstschleier verhüllten, wolkenlosen Höhe. Einer hielt sich am andern, alle in einer Richtung kreisend, als wollten sie damit die Ewigkeit und die Unerschütterlichkeit dieser Erde und dieses Himmels versinnbildlichen. Die Milane gaben keinerlei Laut von sich, sondern beobachteten nur schweigend, was sich in jenem Moment drunten unter den Flügeln abspielte. Dank ihres außerordentlichen, alles erspähenden Sehvermögens, just des Vermögens zu sehen (das Gehör steht bei ihnen an zweiter Stelle), waren diese aristokratischen Greifvögel die obersten Bewohner der Savanne, die sich auf die sündhafte Erde lediglich zur Nahrungsaufnahme und fürs Nachtlager herabließen.

Sie beobachteten also zu jener Stunde aus unermeßlicher Höhe, wie auf einer Handfläche, den Wolf, die Wölfin und die drei Wolfsjungen, die sich auf einem kleinen Hügel unter verstreuten Tamariskenbüschchen und goldfarbenem Gesträuch des Tschij niedergelassen hatten. Wegen der Hitze ließen sie alle zugleich die Zungen heraushängen, die Wolfsfamilie machte auf der kleinen Anhöhe Rast und dachte dabei nicht im geringsten daran, daß sie ein Gegenstand der Beobachtung vom Himmel der Greifvögel war. Taschtschajnar verharrete mit schräggelagertem Oberkörper in seiner Lieblingspose, er hatte die Pfoten vor sich gekreuzt, den Kopf gehoben, er zeichnete sich durch einen mächtigen Nacken, starke Knochen und einen massigen Körperbau aus. Daneben saß die junge Wölfin Akbara, den kurzen Schwanz sorgsam unter sich zurechtgelegt, und erinnerte an die erstarrte Figur einer Skulptur. In dieser Pose stützte sich die Wölfin auf die gerade vor sich gestellten, sehnigen Beine. Ihre weiß schimmernde Brust und der feine Bauch mit den nach wie vor abstehenden, wenn auch schon nicht mehr so hervorschwellenden Zitzen in zwei Reihen, unterstrichen, wie fest und kräftig die Hüften der Wölfin waren. Und die Wolfsjungen, die Drillinge, tummelten sich daneben. Ihre Rastlosigkeit, das Anlehnungsbedürfnis und die Ausgelassenheit riesen überhaupt nicht den Zorn der Eltern hervor. Der Wolf und die Wölfin schauten auf sie mit offensichtlicher Duldsamkeit, sollen sie sich halt austoben ... Und die Milane flogen unentwegt in jener entrückten Höhe und beobachteten zugleich kaltblütig, was sich unten, bei Sonnenuntergang in der Mojun-Kum tat. Nicht etwa deshalb, weil da unweit der Wölfe und Wolfsjungen, etwas abseits von ihnen in den Tamariskenhainen, Saigas weideten. Gar nicht wenige waren es. Eine ziemlich große Herde hielt sich hier auf, in den Tamarisken, in einer gewissen Entfernung von der anderen, noch zahlreicherer Herde. Würden die Milane zu den Jägern dieser Art Steppenantilopen gehören, so hätten sie sich beim Überblicken der Savanne über Dutzende Kilometer in allen Richtungen davon überzeugen können, daß die Zahl der Saigas riesig war - Hunderte und Tausende waren es, denn sie stellen den dominierenden Urtyp der Tiere in dem gesegneten und für sie seit Urzeiten alltäglichen Halbwüstengebiet. Die Saigas warteten das

Ende der abendlichen Hitze ab und brachen des Nachts zu den Wassertränken auf, zu den in der Savanne so seltenen und fernabgelegenen Quellen der Nässe. Einzelne Gruppen zog es bereits in jene Richtung und sie beschleunigten dabei rasch ihren Lauf. Schnell laufend mußten sie große Entferungen überwinden. Eine der Herden zog so nah an dem Hügel vorüber, wo sich die Wölfe befanden, daß ihre rasch dahingleitenden Flanken und Rücken, die leicht gesenkten Köpfe und die kleinen Hörner der Böcke in der geisterhaft beleuchteten Grasdecke des Tschij deutlich zu sehen waren. Sie bewegen sich immer mit gesenktem Kopf, dadurch können sie jeden Augenblick zum Rennen losbrechen, ohne den geringsten Luftwiderstand zu verspüren. So hatte sie die Natur im Lauf der Evolution ausgestattet, und darin liegt der Hauptvorteil der Saigas, sich vor beliebiger Gefahr durch Flucht retten zu können. Sogar dann, wenn sie durch nichts alarmiert sind, bewegen sich die Saigas gewöhnlich in mäßigem Galopp, unermüdlich und unerschütterlich, und sie geben dabei niemandem den Weg frei, außer den Wölfen, denn sie, die Antilope, ist die Vielzahl, und dies ist bereits für sich selbst Stärke ... Jetzt zogen sie an Akbaras Familie vorüber, die von Sträuchern verdeckt wurde, eine galoppierende Masse, und diese Bewegung zog einen lebenden Wind mit sich - den Geruch der Herde und des Staubes der Hufe. Die Wolfsjungen auf dem Hügel überkam eine Erregung, instinktiv witterten sie etwas, was ihr Wolfsblut aufrührte. Alle drei schnupperten angestrengt in die Luft und wollten, ohne noch zu begreifen worum es ging, in jene Richtung laufen, von wo es diesen, sie derart aufwühlenden Herdengeruch hertrug, so drängte es sie in das stenglige Unterholz des Tschij, in dem eine große Bewegung zu erahnen war: das Flimmern vieler flitzender Körper. Dennoch rührten sich die erwachsenen Wolfseltern nicht einmal, weder Akbara noch Taschtschajnar veränderten ihre Positur, sie blieben äußerlich gelassen, obgleich es ihnen keine Mühe gemacht hätte, in buchstäblich zwei Sprüngen, urplötzlich, an der Seite der vorüberziehenden Herde aufzutauchen und sie zu jagen, sie heftig und unbändig verfolgend zu zermürben, um in jenem gemeinsamen Lauf, dem Wettkampf an der Schwelle des Todes, wo man aufgibt, wo Erde und Himmel die Plätze vertauschen, an einer jähnen Wende so flink und geschickt zu sein, im Flug ein anderes Paar - eines der Antilopen - niederzureißen. Eine solche Möglichkeit war völlig real, aber es hätte auch so kommen können, daß sie die Beute nicht erjagt hätten, das war bisweilen auch geschehen. Was immer es gewesen sein möchte, Akbara und Taschtschajnar dachten nicht daran, eine Verfolgungsjagd zu beginnen, obwohl sich die Sache scheinbar von selbst aufdrängte, da sich die Beute geradezu anbot, aber sie rührten sich nicht vom Fleck. Dafür gab es seine Gründe - sie waren an dem Tag satt, und eine Hetzjagd bei solch unglaublicher Hitze und schwerem Magen zu veranstalten, eine Verfolgung der kaum einzuholenden Saiga, hätte so viel wie den Tod bedeutet. Die Hauptsache war aber, daß eine derartige Jagd für den Nachwuchs noch verfrüht gewesen wäre. Die Wolfsjungen hätte es zu Stücken zerfetzen können, ein für alle Mal, sie wären im Lauf außer Atem geraten, angesichts des unerreichbaren Ziels zurückgeblieben, sie hätten daraufhin den Mut verloren und dann den Geist aufgegeben. Im Winter, der Jahreszeit der großen Treibjagden, da hätten die Jungwölfe, dann bereits mit gewachsenen Kräften und beinahe ein Jahr alt, sich versuchen und davon überzeugen können, wie weit ihre Kräfte reichen, sie hätten es dann vermocht, sich der Sache anzuschließen, doch vorerst lohnte es nicht, das

Spiel zu verderben. Aber dafür würde einmal die Stunde des Ruhmes schlagen! Akbara sprang von den Wolfsjungen, die sie in der Ungeduld des Jagdfiebers belästigten, etwas zurück, setzte sich an einem anderen Fleck nieder und begleitete dabei unverwandten Blickes die Bewegung der Antilopen auf der Suche nach einer Tränke, Seite an Seite im silbrigen Tschij, wie Fische zur Laichzeit zu den Oberläufen der Flüsse schwimmen, alle in ein und derselben Richtung und in einer Strömung, und keine von ihnen von der anderen zu unterscheiden. Im Blick Akbaras schimmerte trotzdem ihr Verständnis der Dinge durch – laß die Saigas sich jetzt nur entfernen, es kommt der festgesetzte Tag, alles, was in der Savanne war, wird in der Savanne bleiben. Die Wolfsjungen hatten sich inzwischen darangemacht, den Vater zu belästigen, und versuchten, den mürrischen Taschtschajnar aufzuscheuchen.

Akbara aber stellte sich plötzlich den Anfang des Winters vor, sah die große Halbwüste ganz in Weiß vor sich, an dem schönen Tag, da zur Morgendämmerung Neuschnee auf der Erde lag, einen Tag oder einen halben Tag lang liegen bleiben würde, jene Stunde aber wird den Wölfen das Signal geben für die große Jagd. Und von dem Tag an wird die Jagd auf die Saiga die Hauptsache in ihrem Leben sein. Und dieser Tag wird anbrechen. Mit den Nebelschwaden in den Niederungen, mit dem frostigen Rauhreif auf dem traurigen weißen Tschij, auf den umgeknickten, buschigen Tamarisken und bei der diesigen Sonne über der Savanne – die Wölfin stellte sich den Tag so deutlich vor, daß sie unwillkürlich erbebte, als wäre das bereits so, als hätte sie unverhofft die frostige Luft eingetaucht und würde bereits auf den federnden Polstern der Pfoten, zusammengeschlossen zu Blütensternbildern, dahintappen, auf dem verharschten Schnee, und vollkommen deutlich ihre stattlich ausgewachsenen mütterlichen Spuren lesen und alle Spuren der Wolfsjungen, die bereits erwachsen wären, fest auf den Beinen stünden und schon ihre Neigungen zeigten, ihre Spuren würde sie selbst lesen und darin wiederum all das erkennen, gleich daneben den Abdruck der stärksten Pfoten – mächtige Blütenstände mit Krallen wie Schnäbeln, die aus Nestern herausragten, das wären die Pfoten Taschtschajnars, tiefer und kräftiger in den Schnee eingedrückt als all die anderen, weil er gesund ist und schwergewichtig an der Wamme, er ist die Kraft und das blitzschnelle Messer an den Kehlen der Antilopen, und jede eingeholte Saiga wird auch den weißen Schnee der Savanne schlagartig mit purpurrotem Blut tränken, ein Vogel im Schwingen der heißen roten Flügel, um des einen Zweckes willen, damit anderes Blut lebe, verborgen in ihren grauen Fellen, ihr Blut lebte auf Kosten eines anderen Blutes, so war es vom Ursprung aller Anfänge vorgegeben, ein anderes Mittel gab es nicht, und da war niemand Richter, wie es auch weder Schuldlose noch Schuldige gab, Schuld hatte nur der, der das eine Blut schuf für das andere. (Lediglich dem Menschen war ein anderes Los zuteil, Brot durch Arbeit zu beschaffen und arbeitend Fleisch zu züchten – sich selbst Schöpfer der Natur zu sein.)

Und die Spuren im Neuschnee der Mojun-Kum, die größeren und etwas kleineren Wolfsdolden, würden sich nebeneinander durch den Nebel der Niederungen erstrecken und in den vom Wind abgekehrten Talsenken, inmitten der Sträucher, aufhören – da warten die Wölfe, blicken um sich und lassen die zurück, die im Hinterhalt bleiben ...

Nun naht die heißersehnte Stunde, Akbara schleicht sich heran, so nah man herankriechen kann, unterwürfig Zärtlichkeit erheischend, und preßt sich dabei im Schnee eng an die vereisten Gräser, ohne zu atmen, nähert sich den weidenden Saigas, so nah, daß sie deren Augen erblickt, die noch durch nichts beunruhigt sind, und stürzt sich dann auf sie wie der Schatten – und dies ist die Sternstunde des Wolfes! Akbara stellte sich jene erste Treibjagd, die Lehre der Jungbrut, so lebhaft vor, daß sie unwillkürlich aufwieselte und sich kaum auf der Stelle hielt. Ach, was wird das für ein Verfolgen sein durch die Savanne des Winteranfangs! Die Saigaherden werden Hals über Kopf dahinjagen wie vom Feuer getrieben, und der weiße Schnee wird sich augenblicklich in eine schwarze Narbe der Erde verwandeln, und sie, Akbara, wird ihnen auf der Fährte sein, führend und allen voran, und hinter ihr, beinahe gleichauf, ihre Wolfsjungen, die jungen Wölfe, alle drei Erstlinge, ihre Nachkommenschaft, auf die Welt gekommen, vom Ursprung an bestimmt zu solcher Jagd, und dann noch nebenan ihr Taschtschajnar, der gewaltige Vater, im Lauf unbändig und nur ein einziges Ziel verfolgend – die Saigas so zu treiben, daß sie in den Hinterhalt gelenkt werden, um damit für seine Sprößlinge die Aufgabe der Jagd vorbildlich zu erfüllen. Ja, das wird ein unbändiger Lauf werden. Und in der künftigen Zielsetzung war zu jener Stunde nicht nur die bloße Beute Akbaras heißer Wunsch, sondern auch das Verlangen, möglichst bald möge das Jagen beginnen, wenn sie in der Steppenverfolgung, graugeflügelten Vögeln gleich, dahingetragen werden ... Darin erschöpfte sich der Sinn ihres Wolfslebens ...

Das waren die Träume der Wölfin, die Triebe ihrer Natur, wer weiß, vorherbestimmt vielleicht als würdige Träume, an die man sich später bitter wird erinnern müssen, bis zum Schmerz des Herzens, und man wird davon sogar träumen, oft und aussichtslos ... Und es wird das Klagelied der Wölfin sein, wie zur Strafe für ihre Träume. Denn alle Träume sind dergestalt: Anfänglich entstehen sie in der Phantasie und danach brechen sie meistens zusammen, weil sie es gewagt haben zu wachsen wie Blumen und Bäume ohne Wurzeln ... Sind doch die Träume so – und darin liegt ihre tragische Notwendigkeit im Erkennen von Gut und Böse ...

III

Der Winter war bereits in die Gebiete der Mojun-Kum eingezogen. Einmal hatte es für die Halbwüste schon genug Schnee gegeben, doch er überzog nur kurze Zeit die Savanne, die an jenem Morgen wie ein weißer Ozean erschien, uferlos für den Blick, mit im Dahnrollen erstarrten Wogen, mit grenzenlosen Weiten für den Wind und das rispenblättrige Gipskraut und mit der Stille, die sich dann in der Mojun-Kum einstellte wie im Weltraum und in der Unendlichkeit, grade wie sich der Sand schließlich mit Nässe vollsog und die angefeuchteten Takyre, erweichten, nachdem sie ihre rauhe Härte in den Winden verloren hatten ... Und zuvor schnatterten über der Savanne die Schwärme der Herbstgänse in Richtung Himalaya, so hoch und laut flogen sie über den Steppen der Mojun-Kum dahin, von wo weiß welchen Meeren und Flüssen her, wohl zu neuen Wassern am Ursprung, so daß die Bewohner der Savanne, verfügten sie über Flügel, sich dem Ruf ergeben und mitziehen müßten. Doch jeder Kreatur ist ihr Paradies vorher-

bestimmt ... Worauf die Steppenmilane, in der Höhe schwebend, wo die Schwärme durchflogen, auch nur ein wenig zur Seite wichen ... Bei Akbara waren aber die Wolfsjungen zum Winter hin merklich gewachsen und hatten das Gleichförmige der Kindlichkeit abgelegt, alle drei Erstlinge waren in unförmige, das Maß ihres Alters übersteigende Jungwölfe verwandelt, doch ein jeder hatte bereits seine ausgeprägte Eigenart. Die Wölfin konnte ihnen freilich keine Namen geben: Was von Gott nicht bestimmt war, läßt sich auch nicht übertreten, dafür konnte sie leicht nach dem Geruch, was Menschen nicht gegeben ist, und nach anderen Merkmalen des Lebendigen unterscheiden und einen jeden ihrer Nachkommenschaft einzeln zu sich rufen. So verfügte das größte der Wolfsjungen über eine breite Stirn wie Taschtschajnar und wurde wahrgenommen als der Großschädel, während das mittlere, auch ein Brocken für sich, mit den langgezogenen hebelförmigen Läufen, das niemand daran hindern würde, mit der Zeit ein Traberwolf zu werden, als der Schnellfuß galt, unter ihnen war aber noch, haarscharf wie Akbara selbst, die blauäugige mit dem weißen Flecken um die Leisten, wie ihn Akbara hatte, ihr verspieltes Nesthäkchen, und Akbara hatte sie sich in ihrem wortlosen Bewußtsein als Nesthäkchen eingeprägt. Sie wuchs heran zum Gegenstand des Zwistes und der tödlichen Kämpfe unter den Rüden, dann, wenn ihre Zeit der Liebe käme ...

Und der erste Schnee an jenem frühen Morgen war, in der Nacht unmerklich gefallen, ein unverhoffter Festtag für alle. Anfangs hatten die hochgeschossenen Wolfsjungen vor dem Geruch und dem Aussehen des unbekannten Stoffes, der das ganze Gelände um die Höhle verwandelt hatte, etwas Scheu, doch darauf gefiel ihnen die kühle Freude, sie kreisten und rannten umher - wer ist der Schnellere -, zappelten im Schnee, schnaubten und wussten vor Lust. So hatte der Winter für die Erstlinge begonnen, an dessen Ende sie sich von der Wolfsmutter und dem Wolfsvater und voneinander trennen müssen, trennen für das neue Leben eines jeden von ihnen.

Bis zum Abend fiel noch etwas mehr Schnee, und am nächsten Morgen war es in der Steppe schon vor Sonnenaufgang hell und transparent wie am Tag. Ruhe und Stille breiteten sich überallhin aus, und die klirrende Kälte des Winters kündigte sich an. Das Wolfsrudel lauschte gespannt in die Gegend, es war höchste Zeit für den Fang und das Erbeuten von Nahrung. Für die Treibjagd auf die Saiga erwartete Akbara die Mitwirkenden aus anderen Rudeln. Vorerst kündigte sich noch niemand an. Alle lauschten und warteten auf solche Signale. Da sitzt Großschädel in ungeduldiger Spannung, noch nicht ahnend, welche Mühen ihm bei der Jagd bevorstehen, auch Schnellfuß hält sich bereit und dort Nesthäkchen - sie blickt der Wölfin in die blauen Augen, hingebungsvoll und kühn, während nebenan der Vater der Familie - Taschtschajnar - auf und ab geht. Und alle warteten darauf, wie Akbara befiehlt. Doch über ihnen war noch der höchste Herrscher - Zar Hunger, der Herr über die Befriedigung der Leiber.

Akbara erhob sich und setzte sich in Bewegung, trabend, längeres Warten war sinnlos. Und alle folgten ihr nach.

Alles begann etwa so, wie es der Wölfin geträumt hatte, als die Wolfsjungen noch klein waren. Und nun war die Zeit angebrochen, die eigentliche Zeit für die Stepptreibjagd in Rudeln. Noch würde es ein wenig dauern, bis sich mit den Frö-

sten auch die Einzeljäger an die Wolfsgemeinschaften anschlossen und bis Winterende am gemeinsamen Fang beteiligt blieben.

Inzwischen führten Akbara und Taschtschajnar ihre Erstgeborenen zur Bewährung, für sie die erste große Jagd auf die Saiga.

Die Wölfe gingen, angepaßt an die Steppe, mal im Schritt, mal im Trab, und preßten dabei in den jungfräulichen Schnee die Blumen von Raubtierspuren, Zeichen der Kraft und des geballten Willens, wo sie unter den Sträuchern, mal geduckt, mal schlüpfend, wie Schatten schlichen. Und alles hing nun von ihnen selbst und vom Gelingen ab ...

Und unverwandt lief Akbara auf einen Hügel hinauf, Umschau zu halten, und erstarb, die blauen Augen in die Ferne gerichtet und die Gerüche der Winde mit ihrem Spürsinn auslesend. Die große Savanne erwachte, so weit das Auge im leichten Nebel reichte, die Saigaherden ließen sich nach dem Wind an verschiedenen Orten erwittern - und das waren riesige Ansammlungen von Jäherlingen, die sich seither in neue Herden aufgeteilt hatten. Das Jahr war an Zuwachs für die Saigas reich gewesen, folglich war es auch für die Wölfe günstig.

Die Wölfin verweilte auf der von Tschij bewachsenen Anhöhe etwas länger, es war wohl erforderlich auszuwählen und nach dem Wind zu bestimmen, wohin und in welche Richtung der Steppe sich begeben, um fehlerlos die Jagd zu beginnen.

Und just zu dem Zeitpunkt war auf einmal von irgendwoher, seitwärts und von oben her, ein seltsames dumpfes Grollen zu hören, über die Steppe zog ein Heulen, das aber keineswegs dem Donnern des Gewitters ähnelte. Dieser Ton war völlig unbekannt und wurde derart laut, daß es auch Taschtschajnar nicht mehr hielt, er sprang zur Wölfin hoch, und sie beide wichen vor Angst zurück, am Himmel ereignete sich etwas, dort tauchte ein noch nie gesehener Vogel auf, ungeheuerlich krachend, er flog über der Savanne, etwas schief liegend und mit dem Schnabel nach unten geneigt, dahinter, in einiger Entfernung, schien noch so ein Koloß zu fliegen. Sodann entfernten sie sich, und der Lärm verstummte allmählich. Das waren Hubschrauber.

Und so durchschnitten zwei Hubschrauber den Himmel der Mojun-Kum wie Fische, die im Wasser keine Spuren ihrer Bewegung hinterlassen. Trotzdem hatte sich damit weder oben noch unten etwas verändert, abgesehen davon, daß es sich um Aufklärung aus der Luft handelte, daß darüber zu jener Stunde die Funksprüche der Piloten in unverschlüsseltem Text über den Äther gingen, was sie gesehen hatten, wo und in welchem Quadrat sich Zugänge zur Mojun-Kum befanden, für Geländewagen und Laster mit Anhänger ...

Und die Wölfe - was hätten sie, da die unerwartete Verwirrung einmal überstanden war, noch damit anfangen können - vergaßen alsbald die Hubschrauber und trabten über die Steppe zu den Revieren der Saiga hin, ohne auch nur im Traum zu ahnen, inwieweit sie darin von Gott übergangen worden waren, daß sie alle, alle Bewohner der Savanne, schon auf Karten in numerierten Quadranten vermerkt und zum Massenabschuß verurteilt waren, daß ihr Untergang bereits eingeplant und mit der Erschließung des Verkehrs koordiniert war und schon auf zahllosen Motoren und Rädern herangerollt wird ...

Woher sollten sie, die Steppenwölfe, auch wissen, daß ihre Urbeute - die Saiga - jetzt für die Planerfüllung der Fleischlieferungen gebraucht wurde, daß die Lage für das Gebiet außerordentlich angespannt war - „sind nicht mit dem Fünfjahr-

plan zu Rande gekommen“ – und irgendsoein Forschling aus der Leitung des Gebietskomitees plötzlich die Strategie vorschlug, ran an die Fleischvorräte der Mojun-Kum: Die Idee lief daraufhin aus, nicht nur die Produktion sei wichtig, sondern auch das tatsächliche Vorhandensein an Fleisch, und nur so gäbe es den Ausweg, das Gesicht dieses Gebiets in der Volksmeinung und bei den übergeordneten Disziplinarorganen zu wahren. Woher hätten sie, die Steppenwölfe, wissen sollen, daß aus den Zentralen in das Gebiet Anrufe kamen, sofortige, streng gestellte Forderungen – holt es aus der Erde, aber bringt das Fleisch her, Schluß mit dem Verschleppen – im Jahr, da der Fünfjahrplan abgeschlossen wird, was sollen wir dem Volk sagen, wo ist der Plan, wo das Fleisch, wo die Erfüllung der Verpflichtungen?

„Plan wird bestimmt erfüllt“ antwortete die Leitung des Gebietskomitees, „in der nächsten Dekade. Es gibt zusätzliche Reserven an Außenstellen, wir werden Druck machen, werden es einfordern ...“

Und die Steppenwölfe schlichen sich zu der Stunde nichtsahnend und eifrig auf Umwegen zum verborgenen Ziel, angeführt von derselben Wölfin Akbara, geräuschlos auf den weichen Schnee tretend, sie näherten sich der letzten Grenze vor dem Angriff, den hohen Stengeln des Tschij, zwängten sich dazwischen und ähnelten dabei den bräunlichen Erdhügeln. Von hier konnten Akbaras Wölfe alles sehen wie auf einer Handfläche. Die unzählige Herde der Steppenantilopen, alle wie ausgesucht, absolut einheitlich geschaffen, mit weißer Fellfarbe an den Flanken und kastanienfarbenem Rücken, weidete in dem breiten Tamariskental, ohne die Gefahr zu ahnen, und sie fraßen gierig das Steppengras mit dem feuchten Schnee. Akbara wartete vorerst noch ab, das war nötig, um vor dem Sprung Atem zu schöpfen und in einem Satz aus der Deckung hervorzupreschen und sich im Lauf in die Verfolgung zu stürzen, und dann würde die Treibjagd schon selbst kundtun, wohin und wie das Manöver zu lenken war. Die Jungwölfe hielten vor Ungeduld die Schwänze krampfhaft angelegt und stellten die Ohren wie fliegende Vögel, auch dem beherrschten Taschtschajnar, bereit, die Stoßzähne in das erjagte Opfer zu hauen, kochte das Blut, Akbara jedoch verbarg die Flammen in den Augen und gab noch kein Zeichen zum jähnen Absprung, sie wartete auf den günstigsten Zeitpunkt, nur dann konnte man mit einem Erfolg rechnen – die Saiga erreicht augenblicklich ein solches Tempo, das für jedes andere Tier undenkbar ist. Diesen Zeitpunkt mußte man erwischen.

Und da, wahrlich wie Donner vom Himmel, erschienen jene Hubschrauber von neuem. Dieses Mal kamen sie zu schnell und zu niedrig über der Erde angeflogen und steuerten sofort bedrohlich gezielt über die aufgescheuchten Saigas, die daraufhin wild losgaloppierten, fort von dem ungeheuerlichen Unheil. Das geschah so jäh und betäubend schnell, als viele Hunderte verschreckter Antilopen durchdrehten, ihre Leittiere und die Orientierung verloren und in heillose Panik gerieten, denn durch nichts und in keinerlei Weise konnten die unschuldigen Tiere der von oben heranfliegenden Flugtechnik widerstehen. Und eben das konnten die Hubschrauber gebrauchen, sie preßten die rennende Herde gegen die Erde, sie zugleich überholend, ließen sie mit einer anderen, ebenso zahlreich bestückten Saigaherde, die sich in der Nähe befand, zusammenprallen und zogen immer neue, entgegenrennende Herden in diesen Mojun-Kumer Weltuntergang,

die Hubschrauber stürzten die panisch dahinrasende, desorganisierte Masse der Steppenantilopen in Verwirrung, was die Katastrophe noch mehr steigerte, die über die paarhufigen Bewohner hereinbrach, wie es die Savanne noch niemals erlebt hatte. Und nicht nur die Paarhufer, sondern auch die Wölfe, ihre unzertrennlichen Gefährten und ewigen Feinde, befanden sich in derselben Lage.

Als vor den Augen Akbaras und ihres Rudels dieser unheimliche Überfall der Hubschrauber geschah, verbargen sich zuerst die Wölfe, an den Wurzelstöcken des Tschij vor Schrecken zusammengekrümmt, aber dann hielten sie es nicht mehr aus und stürzten sich von der verfluchten Stätte davon. Die Wölfe mußten verschwinden und sich retten so gut es ging, irgendwohin an einen sicheren Ort davonlaufen, aber genau das sollte sich nicht verwirklichen lassen. Es gelang ihnen nicht, auf einen gehörigen Abstand hin wegzulaufen, als hinter ihnen ein Erbeben und Erdröhnen der Erde zu hören war wie bei einem Sturm – die unzählbare Masse der Saigas, aufgerollt und vom Hubschrauber durch die Steppe gejagt, in einer bestimmten Richtung – und sie legten sich ins Zeug, mit schrecklicher, zunehmender Geschwindigkeit. Die Wölfe konnten das weder abwenden noch sich im Lauf verkriechen, da sie sich im Weg eines lebenden, alles niederreißenden Stroms einer riesigen, daherrasenden Masse an Tieren befanden. Und wären sie auch nur eine Sekunde lang stehengeblieben, die Hufe der Saigas hätten sie unweigerlich zerstampft und zerquetscht, dermaßen ungestüm war die Geschwindigkeit dieser dichten, tierischen Naturkraft, die jederlei Kontrolle über sich verloren hatte, und nur weil die Wölfe ihre Bewegung nicht verringerten, sondern im Gegenteil, so weit die Kraft reichte, steigerten, blieben sie am Leben. Und jetzt waren sie schon selbst gefangen im Gewühl dieses großen Rennens, das Unwahrscheinliche und Undenkbare war kaum zu fassen – die Wölfe retteten sich gemeinsam mit ihren Opfern, die sie noch vor wenigen Minuten bereit gewesen waren zu zerreißen und in Stücke zu zerfetzen, jetzt retteten sie sich vor der gemeinsamen Gefahr, Seite an Seite mit Saigas, jetzt waren sie, angesichts einer solchen erbarmungslosen Wendung des Schicksals, gleiche geworden. Daß Wölfe und Saigas in einem Haufen rannten, das hatte die Savanne Mojun-Kum noch nie gesehen, nicht einmal bei den großen Steppenbränden.

Einige Male versuchte Akbara aus dem Strom der Dahinrasenden herauszuspringen, doch dies stellte sich als unmöglich heraus, sie hätte riskiert, sogleich unter den Hufen der nebenan ungestüm dahinjagenden Hunderte von Antilopen zerstampft zu werden. In diesem tollwütigen mörderischen Galopp hielten sich die Wölfe Akbaras noch dicht beisammen, und sie konnte sie auch noch im Augenwinkel sehen – da sind sie, ausgestreckt, und sie beschleunigen unter Antilopen nach Kräften ihren Lauf, ihre ersten Sprößlinge, mit vor Angst hervorquellenden Augen, dort Großschädel, hier Schnellfuß und, kaum mithaltend, immer schwächer werdend, Nesthäkchen, noch mit ihnen zusammen und sodann er, in pani schem Galopp, der Schrecken von Mojun-Kum, ihr Taschtschajnar. Sollte es etwa der blauäugigen Wölfin davon geträumt haben, wie sie, statt der großen Jagd, gemeinsam in der Herde der Saiga rennen, ohnmächtig, um etwas für ihre Rettung zu unternehmen, von Antilopen fortgetragen wie Späne im Fluß... Als erstes war Nesthäkchen verschwunden. Sie fiel unter die Hufe der Herde, nur ihr Gewinsel war zu vernehmen, augenblicklich verschlungen vom Stampfen tausender Hufe ...

Die Hubschraubertreibjäger, durch Funk miteinander verbunden, achteten darauf, die Antilopenbestände von zwei Enden hertreibend, daß diese nicht seitwärts auseinanderstieben würden und sie daraufhin noch einmal durch die Savanne hinter den Herden herjagen müßten, sie steigerten die Angst und erhöhten das Tempo und zwangen die Antilopen um so heftiger zu rennen, je schneller sie rasten. In den Kopfhörern röchelten die erregten Stimmen der Treibjäger: „Der Zwanzigste, hör mal, der Zwanzigste! Los, gib ihm Saures! Noch eins drauf!“ Sie, die Hubschrauberpiloten, konnten von oben her ausgezeichnet sehen, was sich unten abspielte, wie sich über den weißen Neuschnee ein schwarzer Strom des Schreckens durch die Steppe wälzte. Und als Antwort war in den Kopfhörern eine muntere Stimme zu hören: „Wir haben noch was drauf! Ha, ha, ha, schau mal da, unter denen rennen auch Wölfe. Mann o Mann, hat's euch erwischt, Graubrüder! Bald kaputt und mausetot, Brüderchen! Hier läuft nichts mehr mit Wart-nur-ab!“ So jagten und trieben sie, bis die Saigas völlig zermürbt waren, wie man es auch ausgeheckt hatte, und das war eine genaue Berechnung.

Und als sich der Schwall der gejagten Antilopen in die große Ebene ergoß, empfingen sie dort jene, für die sich seit dem Morgen die Hubschrauber dermaßen angestrengt hatten. Hier erwarteten sie die Jäger, genauer gesagt – die Erschießer. Auf Geländewagen – den „Uasiks“ – trieben die Erschießer, bei offenem Verdeck, die Saigas weiter und knallten sie ab, im Fahren, mit Maschinengewehren, aus unmittelbarer Nähe und ohne Visier, wie im Garten bei der Heumahd. Und hinter ihnen kamen Lastwagenanhänger – man warf die Trophäen auf die Ladefläche, eine nach der anderen, die Menschen fuhren eine Gratsernte heim. Robuste Typen erledigten rasch und ohne zu zögern das neue Gewerbe, sie erstachen halbtötete Saigas, setzten den Verwundeten nach und erledigten auch sie, doch die Hauptaufgabe bestand darin, die blutbespritzten Kadaver an den Läufen hin- und herschwingend in einem Ruck über die Ladewand auf das Gestell zu schmeißen. Die Savanne zollte den Göttern ihren großen blutigen Tribut dafür, daß sie die Savanne geblieben war – auf den Ladeflächen häuften sich die Kadaver der Saiga zu Bergen.

Und die blutige Schlacht ging weiter. Hemmungslos in ihrer Verfolgung stießen die Abschießer auf den Fahrzeugen in das Gewühl der bereits eingeholten, schon entkräfteten Saigas, warfen die Tiere nach rechts und nach links nieder und trugen damit noch mehr Panik und Verzweiflung in die Herde hinein. Die Angst erreichte eine derart apokalyptische Spannung, daß es der Wölfin Akbara, vor Schüssen taub, schien, die ganze Welt würde ertauben und erstummen und alles ringsum in Chaos und Verderben stürzen, Erde und Himmel sich in ein schwankendes Gemisch von Wahrnehmbarem und Nichtwahrzunehmendem verwandeln, und sogar die Sonne hoch oben schien lautlos in Flammen zu stehen, als sei auch sie, zusammen mit ihnen, in dieser tollwütigen Treibjagd verfolgt und als suchte sie, sich hin- und herwesend, ebenfalls Rettung, als zerfiele sie in viele flimmernde Splitter, ja daß auch die Hubschrauber plötzlich erstummen, ihr Krachen und Pfeifen verloren und jetzt geräuschlos über der in den Abgrund versinkenden Steppe kreisten, so wie die gigantischen stummen Milane . . . Und die Erschießer-Maschinengewehrschützen feuerten geräuschlos, in den „Uasiks“ kniend, geräuschlos dahinjagend und über die Erde fliegend, lautlos sausten die Wagen, lautlos rasten irregewordene und ganz und gar aufgeriebene Saigas, und lautlos wälz-

ten sie sich unter den sie durchsiebenden Kugeln, augenblicklich von Blut überströmt . . . Und in dieser apokalyptischen Lautlosigkeit erblickte Akbara das Antlitz des Menschen. Das war so nah und so furchtbar, sie erblickte das Antlitz des Menschen mit einer solchen Deutlichkeit, daß sie entsetzt war und beinahe unter die Räder geriet. Ein „Uasik“ jagte Seite an Seite mit ihr, nebenan. Und der Mensch saß vorne, bis zur Gürtellinie hinausgelehnt. Er trug eine Schutzbrille gegen den Wind vor die Augen gebunden, sein Gesicht war bläulich purpurfarben, von Wind und Bewegung entstellt, am schwarzen Mund hielt er ein Mikrofon und brüllte unsäglich über die ganze Steppe hin, während er von seinem Platz aufhüpft. Er führte wohl die Treibjagd an, und hätte in jenem Augenblick die Wölfin die Geräusche und Stimmen hören und die menschliche Sprache verstehen können, dann hätte sie erfahren, was er über Funk hinausschrie: „Schießt an den Rändern! Tötet am Rand! Nicht in der Mitte knallen, die zerstampfen es! Zermatschen, hol's der Teufel!“ Es ging darum, daß in der Mitte der Treibjagd die Kadaver der getöteten Saigas von den Hufen der hinterherrennenden Tiere zerstampft werden . . .

Und da merkte plötzlich der Mensch mit dem Mikrofon, wie daneben, beinahe Seite an Seite mit dem Auto inmitten der Antilopen, die sich durch Flucht retten wollten, ein Wolf galoppiert und dahinter noch einige Wölfe. Er zuckte zusammen, um unartikuliert heiser und hämisch aufzubrüllen, er warf das Mikrofon weg und holte von unten eine Flinte, legte sie über den Arm und schob zugleich neue Ladung in den Verschluß. Akbara konnte nichts tun, als der Mensch mit dem gläsernen Augenschutz auf sie zielte, sie begriff das nicht, und hätte sie es auch verstanden, wäre es ihr ohnehin nicht möglich gewesen, in der Treibjagd gefangen, etwas zu unternehmen, sie hätte durch keine Wendung ausweichen oder anhalten können, und er zielte, versuchte das Gewehr sorgfältig aufs Ziel zu richten, und dies rettete Akbara. Unter ihren Läufen schlug es jäh ein, die Wölfin überschlug sich Hals über Kopf und sprang sogleich wieder auf und weiter, um nicht zerstampft zu werden; und im folgenden Augenblick sah sie, wie ihr Großschädel, der stärkste ihrer Erstlinge, im Lauf angeschossen in die Luft hochflog und heruntersank, blutüberströmt, langsam zur Seite rollend, langgestreckt und die Pferde seitwärts schlenkernd, vielleicht hat er noch einen Schrei des Schmerzes ausgestoßen, mag sein, es war das Klagegeheul vor dem Tod, sie hörte nichts, der Mensch mit dem gläsernen Augenschutz schwang triumphierend die Flinte über seinem Kopf, im nächsten Augenblick übersprang Akbara den leblosen Kadaver von Großschädel, und da drangen in ihr Bewußtsein von neuem die Laute der realen Welt wie ein Schwall – die Stimmen und die Geräusche der Treibjagd, das anhaltende Krachen der Schüsse, wildes Hupen der Automobile, Schreie und Rufe von Menschen, das Röcheln von Antilopen in Agonie und über ihr das dumpfe Gedröhnen der Hubschrauber . . . Viele Saigas brachen vor Erschöpfung zusammen und blieben liegen, mit den Hufen schlagend, vor Atemnot und rasendem Herzklopfen schwer keuchend, sie hatten schon nicht mehr die Kraft sich zu bewegen. Die Einsammler der Kadaver schlachteten sie an Ort und Stelle ab, mit voller Wucht das Messer durch die Kehle, zerrten sie an den Läufen und schmissen sogleich die krampfhaft zuckenden, halblebenden auf die Ladeflächen der Lastwagen. Schrecklich waren diese Menschen anzusehen, von Kopf bis Fuß blutgetränkt . . .

Hätte es in den Höhen des Himmels ein wachendes Auge über der Welt gegeben, würde es wohl gesehen haben, wie dies alles geschah und welche Wendung das für die Savanne Mojun-Kum nahm, doch auch dies Auge hätte wohl kaum ahnen können, was noch folgte und ausgeheckt wurde ... Die Treibjagd in der Mojun-Kum wurde erst gegen Abend abgebrochen, da alle - Verfolgte und Verfolgende - entkräftet waren und die Dämmerung über der Steppe heraufzog. Vermutlich würden am andern Tag in der Frühe die Hubschrauber vom Wartungsstützpunkt zurückkehren und die Treibjagd von neuem beginnen, es war anzunehmen, daß derartige Arbeit noch an die drei Tage dauern würde, vielleicht auch länger, wenn man bedenkt, daß im westlichen, sandigen Teil der Halbwüste der Mojun-Kum, nach vorläufigen Meldungen der Hubschrauberberlufterkundung, angeblich noch viele, nicht aufgescheuchte Saigaherden vorhanden waren, die offiziell als unerschlossene Reserven des Gebiets bezeichnet wurden. Und in dem Maß, wie unerschlossene Reserven existierten, ergab sich daraus mit zwingender Notwendigkeit die Aufgabe, die genannten Reserven möglichst rasch zu erschließen für den Planumsatz, im Interesse des Gebiets. Eben das war die besondere offizielle Begründung des „Feldzugs“ in die Mojun-Kum. Bekanntlich stehen aber hinter beliebigen offiziellen abschließenden Behauptungen immer diese oder jene Lebensumstände, die den Gang der Geschichte bestimmen. Und die Umstände der Geschichte sind letztendlich Menschen mit ihren Antrieben und Leidenschaften, Lastern und Tugenden, mit ihren vorher unbestimmbaren Windungen und Widersprüchen des Geistes. In diesem Sinn war die Tragödie der Mojun-Kum auch keine Ausnahme. In der Savanne befanden sich in jener Nacht Menschen, bewußte oder unbewußte Vollstrecker dieser Greuelat. Und die Wölfin Akbara und ihr Wolf Taschtschajnar, die vom ganzen Rudel am Leben geblieben waren, trabten in der Finsternis durch die Steppe weiter und versuchten, sich möglichst weit von den Stätten der Treibjagd zu entfernen. Aber es fiel ihnen schwer sich zu bewegen, das ganze Fell war am unteren Teil des Bauches, am Damm und fast bis zum Kreuzbein während des Tages in Dreck und Matsch völlig durchnäßt worden. Die zerschundenen, mit Wunden bedeckten Läufe schmerzten dumpf und brannten heftig, jede Berührung mit dem Boden fügte den Raubtieren Schmerz und Leiden zu. Und vor allem hatten sie den Wunsch, zu ihrer gewohnten Höhle zurückzukehren und zu vergessen, sich zu befreien von dem, was über ihr verwegenes Haupt hereingebrochen war. Doch auch da ging es schief. Schon beim Herannahen an die Höhle stießen sie unerwartet auf Menschen. Am Rand der heimischen Niederung, eingezwängt in einen kleinen Tamariskenhain, der niedriger war als die Räder, stand ein Koloß von Lastwagen. In der Dunkelheit waren neben dem Laster menschliche Stimmen zu hören. Die Wölfe blieben kurz stehen und kehrten sodann schweigend in die offene Steppe zurück. Aus irgendeinem Grund glühten zu diesem Zeitpunkt, die Dunkelheit zerschneidend, die Scheinwerfer voll auf, wenn auch in die Tiere entgegengesetzte Richtung, aber schon das genügte. Die Wölfe jagten los so gut sie konnten, hinkend und hüpfend, und rissen aus, ganz gleich wohin. Besonders Akbara lahnte an den Vorderpfoten ... Um die durch Überanstrengung beschädigten Läufe abzukühlen, mußte sie sich Stellen mit Schnee aus suchen, der seit dem frühen Morgen übriggeblieben war. Traurig und bitter zogen sich die zerknitterten Blumen ihrer Spuren dahin. Die Wolfsjungen waren umge-

kommen. Hinter ihr blieb die nunmehr unerreichbare Höhle zurück. Dort waren jetzt Menschen ...

Es waren ihrer sechs, sechs mit dem Fahrer Kepa, sechs durch den Zufall zusammengewülfte Leute, Einsammler von getötetem Wild, die jene Nacht in der Savanne verbrachten, um sich am Morgen möglichst früh ans Geschäft machen zu können, was sich als ein so leichtes Verdienst herausstellte - pro Stück ein halber Rubel. Obgleich sie schon drei voll beladene Laster abgefertigt hatten, war es bei weitem nicht gelungen, alle zerschossenen und bei der Treibjagd zerquetschten Saigas vor Einbruch der Dunkelheit einzusammeln. In der Frühe stand ihnen bevor, die auf dem Feld zurückgelassenen zu finden, sie auf die Laster zu schmeißen für den Abtransport und das Umladen in Waggons des Gütertransports, der die Beute unter Planen aus der Zone der Mojun-Kum weiterbrachte.

An jenem Abend ging am Horizont der Mond sehr früh auf, er erreichte die volle Rundung und war von überallher in der fahlen, stellenweise noch schneebedeckten Steppe als dominierende Erscheinung in der Nacht zu sehen. Das Mondlicht gab der Erde Lichtsichten, beleuchtete und beschattete die Bäumchen, die Schluchten und Anhöhen der Savanne. Doch die scharfe Silhouette des riesigen Lastwagens, für diese menschenlosen Orte in solchem Maß fremd, flößte den Wölfen noch lange Angst ein - zurückblickend zogen sie ein jedes Mal den Schwanz ein und beschleunigten ihren Lauf. Und dennoch blieben sie wieder stehen und blickten sich angestrengt um, als wollten sie versuchen in das Wesen des Geschehenen einzudringen, was die Menschen dort, am Ort ihrer alten Höhle, taten, warum sie da hältgemacht hatten und ob dieser kolossale, sie beängstigende Wagen noch lange bleiben würde. Das war im übrigen ein MAS, ein Geländewagen militärischer Ausführung, oben mit einer Plane überzogen und mit Rädern von solcher Wucht, als sollten sie hundert Jahre lang halten. Auf dem Gestell des Wagens lag inmitten Dutzender getöteter Saigakadaver, die für den Abtransport am nächsten Morgen zurückgelassen worden waren, ein Mensch mit gefesselten Händen, als sei er in der Steppe gefangen genommen worden. Er lag und spürte mit dem Körper, wie die ihn berührenden Kadaver der Saiga immer mehr abkühlten und steif wurden. Und trotzdem erhielten ihm ihre Häute die Wärme, sonst wäre es schlimm geworden für einen Menschen, der gezwungen ist, regungslos zu liegen. Er konnte den Mond in einer Öffnung der Zeltplane über der Ladefläche sehen, er blickte auf den großen Mond wie in eine Leere, sein Gesicht war bleich und voll tiefen Leidens.

Nach dem unlängst Vorgefallenen hing jetzt sein Los von Menschen ab, mit denen er hierhergekommen war, damit alle, wie sie meinten, etwas hinzuerdienten, bei einer erfolgreichen Treibjagd in der Mojun-Kum ...

Es ist wohl schwierig zu bestimmen, was das Leben von Menschen ausmacht. In jedem Fall ist die unendliche Kombination aller möglichen menschlichen Beziehungen, aller möglichen Charaktere in der Reihe aller möglichen Schicksale dermaßen verwickelt, daß keinerlei supermodernes Computersystem die Hauptlinien der einfachsten menschlichen Natur zu integrieren vermag. Diese Sechs, genauer gesagt die Fünf, da ja der Fahrer des Geländewagens, Kepa, ohnehin als Mann am Lenkrad dazugehörte, außerdem der einzige Mensch unter ihnen mit Familienleben, jedoch dem Wesen ähnlich wie die anderen und von ihnen kaum

zu unterscheiden, mit einem Wort, diese Sechs konnten als ein Beispiel dafür dienen, was auch gegensätzliche Verbindungen darstellen, wo ein rechnergesteuertes Integrieren überhaupt nicht gebraucht wird, und daß die Wege des Herrn selbst dann unerschöpflich sind, wenn vom Entstehen eines unbedeutenden Kollektivs von Menschen die Rede ist. Es war also dem Herrn gefällig, daß sie sich alle, wie Blumen eines Straußes, als Menschen erstaunlich identischer Art entpuppten, zumindest ganz am Anfang der Afsahrt in die Mojun-Kum ... Vor allem waren sie Menschen, verweht wie Spreu im Wind und ohne Zuflucht,

Kepa selbstverständlich ausgenommen, dreien von ihnen war die Frau davongelaufen, alle wurden mehr oder minder Versager mit den daraus hervorgehenden Spielarten einer meist empfindlichen Verletztheit, und, als Folge davon, einer verbitterten Einstellung zur Welt. Eine Ausnahme mochte vielleicht im gegebenen Fall eben der Junge sein, mit dem seltsamen alttestamentarischen Namen Awdij – es soll angeblich einen solchen Propheten gegeben haben –, Sohn eines Diakons von irgendwo bei Pskow, der nach dem Tod des Vaters als der Hoffnung weckende Sohn eines Kirchendiener ins geistliche Seminar eingetreten war. Und zwei Jahre danach wegen Häresie von dort verbannt wurde. Und jetzt war er es, der auf dem Gestell des MAS lag, mit gefesselten Händen, in Erwartung dessen, was ihm blühte für den Versuch – so hatte es Ober höchstpersönlich definiert – der Meuterei an Bord.

Allesamt waren sie eingefleischte oder – wie sie sich zudem selbst titulierten – professionelle Alkoholiker. Wiederum konnte aber Kepa dazu nicht gezählt werden, schließlich mußte er auf den Führerschein achten, sonst hätte ihm die Frau die Augen ausgekratzt, aber in der Mojun-Kum hatte er in jener Nacht dennoch kräftig zugelangt, nicht weniger schlimm als die anderen, und aufs neue mißtrauten sie auch in dieser Hinsicht Awdij, diesem Awdjuchen, als ob er, der ruhelose Wanderer, sich dem auf einmal auch widersetzen und eben nicht trinken würde, womit er noch größeren Haß und Zorn von Seiten Obers auf sich zog.

Der Kürze wegen zwang Ober die ihm unterstellten Einsammler der Kadaver, ihn bei diesem Namen zu rufen, er hatte wohl damit gemeint, dieses Wort bedeutete den Rang des Höchsten, bis zur Degradierung und dem Verlust seines Ranges war er tatsächlich Oberleutnant gewesen, zuständig für erzieherische Disziplinarmaßnahmen an Militärangehörigen. Als man ihn degradiert hatte, beklagten seine Gönner den Mangel an Übereifer, aber just wegen des Übereifers, so glaubte er höchstselbst, war er, in der Seele zutiefst durch die Ungerechtigkeit der Obrigkeit gekränkt, völlig eingebrochen – er zog es indes vor, über den wahren Grund für den Rausschmiss aus der Armee nicht zu sprechen. Wozu hätte das auch genützt, da es ja um Vergangenes ging. Obers richtiger Name war Kandalow, in der ursprünglichen Fassung womöglich auch Chandalow, aber all dies regte niemanden auf – Ober war allemal Ober, in des Wortes ursprünglicher Bedeutung.

Die zweite Person in dieser „Junta“ – in aller Einvernehmen hatten sie ihr Unternehmen „Junta“ getauft, der einzige, der schwach widersprochen hatte, war Hamlet-Galkin gewesen, der ehemalige Künstler: „Ist doch für Witzbolde – „Junta“, ich mag das nicht, Jungs, wir begeben uns doch auf eine Safari, wollen wir doch „Safari“ sein!“, doch seinem Vorschlag hatte sich so recht keiner angeschlossen, vielleicht hatte das verschwommene „Safari“ vor dem Hintergrund der energischen „Junta“ verloren –, so also stellte sich als die zweite Person der „Junta“ wie von selbst ein

gewisser Mischasch dar, aufgeschlüsselt Mischka-Schabaschnik*, ein Typ von wahrhaft büffelhafter Grimmigkeit, der sogar Ober selbst hätte zum Teufel weiß wohin schicken können. Die Angewohnheit des Mischasch, bei jeder Gelegenheit mordshurenmäßig zu fluchen, lief für ihn darauf hinaus: einmal krepiert – ausgeschraut. Er war auch später auf die großartige Idee gekommen, Awdij zu fesseln und auf das Gestell des Lasters zu werfen. Was von der „Junta“ auch unverzüglich getan wurde.

Den bescheidensten Rang in dieser „Junta“ nahm Hamlet-Galkin ein, in der Vergangenheit Schauspieler eines Gebietstheaters, durch Saufen heruntergekommen und frühzeitig von der Bühne abgetreten, er schlug sich daher mit Mühe und Not durch Gelegenheitsjobben durch, und da hatte es sich eben ergeben, an leichtes Geld zu kommen, irgendwelche Antilopen oder Saigas an den Läufen packen und auf ein Gestell schmeißen, was macht das schon, verdienst so viel, wie du sonst im Monat nicht kriegst, zudem war noch die Prämie von Ober zu erwarten, auch wenn schon zum Geld für den gesamten Auftrag noch ein Kasten Wodka für die ganze Gesellschaft dazukam. Und schließlich war da noch der verträglichste und harmloseste unter ihnen, ein junger Kerl von hier, aus der Umgebung der Mojun-Kum, Usjukbaj, oder einfach: der Ureinwohner. Unschätzbar an ihm war, daß der Ureinwohner Usjukbaj an keinerlei Komplex in Sachen Ehrgefühl litt, was man ihm auch sagte, er war mit allem einverstanden, und er wäre für eine Flasche Wodka bereit gewesen, sich zum Nordpol zu bewegen. Eine Kurzfassung der Geschichte des Eingeborenen lief auf folgendes hinaus: Er war früher Traktorist gewesen; als er anfing hemmungslos zu trinken, ließ er eines Nachts den Traktor auf einer Durchgangsstraße stehen, ein des Wegs kommendes Auto bohrte sich hinein, ein Mensch kam ums Leben, Usjukbaj saß ein paar Jahre ab, währenddessen war die Frau mit den Kindern endgültig davongelaufen, und er befand sich plötzlich in der Stadt als nichteingeplante Arbeitskraft, betätigte sich als Entlader und Belader beim Lebensmittelhandel, lungerte zum Saufen in Toreinfahrten oder auf Treppen herum, wo ihn dann Ober persönlich aufliess, und jener lief ihm nach ohne sich umzusehen, es gab ja auch nichts zum Umsehen ... Ober-Kandalow konnte sich ihm nicht versagen – er verfügte wirklich über einen sozial ausgerichteten Spürsinn ...

So waren sie alle, mit Ober-Kandalow an der Spitze, zusammengekommen und auf der Woge der Treibjagd in der Mojun-Kumer Savanne aufgetaucht ...

Und wenn vom Schicksal und von Schicksalen zu reden ist, von verschiedenartigen Lebensumständen, die Ursachen anderer Ereignisse vorherbestimmen, dann hätte Ober-Kandalow bei Gott keinerlei Sorgen mit dem gescheiterten Seminaristen Awdij gehabt, falls es diesem gelungen wäre, seinerzeit zu Ende zu studieren und bis zur Weihe für den entsprechenden Rang zu dienen. Im übrigen hatten sich die ehemaligen Seminargefährten Awdijs, einstmais ebenso leichtsinnige Schuljungen wie alle Schüler, nach der Wahl des Lebensweges weitaus beständiger erwiesen, vor allem aber vernünftiger als Awdij, der Sohn des verblichenen Dia-

* Schabaschnik: Eine Art Schwarzarbeiter – Personen oder „Brigaden“, die sich im Bauwesen, für Handwerksarbeiten u. ä. anbieten, zu Summen, die um ein Mehrfaches höher liegen als normale Löhne; dafür bieten sie rasche Ausführung von Vorhaben, für sich Engpässe, Schludrigkeiten und Schlampelei des offiziellen Angebots ausnutzend. Anm. d. Übers.

kons, sie waren bereits nach Abschluß der geistlichen Ausbildung erfolgreich auf den Stufen der Kirchenlaufbahnen aufgerückt. Wenn unter ihnen auch Awdij gewesen wäre – und ansäuglich zählte er zu den höchstbegabten, bei den Patres Theologen heißgeliebten Jünglingen –, ja dann hätten Ober-Kandalow und Awdij Kalistratow kaum jemals zusammentreffen können, schon allein darum, daß Ober-Kandalow Popen wahrhaft für ein Mißverständnis der Zeit hielt und noch niemals in seinem Leben die Schwelle einer Kirche überschritten hatte, nicht einmal aus Neugierde, er verspürte dafür keinerlei Interesse.

Wenn und wenn, wer weiß, vielleicht dennoch so etwas eintritt. Wenn man es nur im voraus wüßte ... Aber was hätte man tun müssen, wer bei wem die Dienstakten erbitten, einen für eine Fahrt anstellen, sich irgendwohin, zusammen mit den anderen, begeben und etwas hinzuerdienen. Ist ja doch egal, ob man mit dem Kollektiv in die Kartoffeln fährt. Nur, statt Knollen auflesen, stand ihnen bevor, die bei der Treibjagd gemordeten Tiere einzusammeln ... Wenn Ober-Kandalow gewußt hätte, daß ihm am Bahnhof der rastlose Wanderer Awdij begegnen würde – dieser absonderliche, abnorme Typ –, dann hätte er sich im Sand der Mojunkum nicht den Kopf zerbrechen müssen, wie vorgehen, wohin mit ihm, wie von diesem irren Awdij, der alles, was er mit solchem Eifer und den Hoffnungen auf Rehabilitierung seiner Vergangenheit organisiert hatte, dann ins Wanken brachte, ohne Schaden für sich freikommen. Wer hätte das denken können, in welch merkwürdigen, unwahrscheinlicher und dabei törichter Weise alles in einem Knoten verknüpft werden würde! Ober-Kandalow hatte wegen dieser Gedanken den großen Wunsch zu trinken, was bedeutete, sich bis zur schwarzen Besinnungslosigkeit vollaufen zu lassen, wie er das auch gehörig konnte, ein halbes Glas in einem Zug, dann noch ein halbes und noch eines, sich betäuben und erweitern, daß es für dich keine Schranken mehr gibt, bis du zur Schwärze der Bewußtlosigkeit gelangst und es dem Hirn, den Verstandeskräften reinwürgen ... Aber auch das fürchtete er, denn er wußte, wie schwer es danach sein würde ...

Und woher war er, dieser Awdij, auf einmal gekommen! Und wiederum hatte sich all das, wenn wir vom Schicksal und von Schicksalen sprechen, von verschiedenartigen Lebensumständen, die Ursachen anderer Ereignisse sind, lange vor dem und weit von hier verknüpft ...

Der aus dem geistlichen Seminar als häretischer Neudenker verstoßene Awdij hatte zu jener Zeit als freier Mitarbeiter der Gebietszeitung des Komsomol gearbeitet. Die Redaktion des Blattes war an ihm, der noch unlängst am Seminar studierte und zu leicht lesbaren Themen nicht übel schrieb, interessiert gewesen. Von der Kirche dem Bannfluch ausgeliefert, war er zu anschaulichen Zwecken antireligiöser Propaganda nützlich gewesen. Der verkrachte Seminarist war seinerseits an der Möglichkeit interessiert, in der Presse zu Themen der Ethik und Moral bei der Jugend aufzutreten, die seinen Stimmungen nahekamen. Der dabei in den Spalten der Zeitung erlaubte Spielraum seiner ungewöhnlichen Betrachtungen hatte die Leser, und nicht nur junge, zweifellos angelockt, besonders vor dem Hintergrund der wehmüdig didaktischen Appelle und sozialen Beschwörungsformeln, die in der Gebietspresse überschwappten. Und vorerst wurden anscheinend die wechselseitigen Interessen auch gewahrt, sie ergänzten sich gegenseitig, doch kaum einer hatte gewußt, genauer gesagt, fast keiner mit Ausnahme der einen Seele wußte es, welche Absichten dieser junge, früh aus dem geistlichen

Stand Ausgestoßene im Herzen trug. Awdij hatte gehofft, mit der Zeit und bei Festigung seines Namens in der Zeitungsrubrik eine gewisse annehmbare Form und Platz für eine, an die Grenze des Möglichen gehende ideologische Kolumne zu finden, wo er dermaßen aktuelle und seiner Überzeugung nach lebenswichtige, neudenkerische Vorstellungen von Gott und Mensch in der gegenwärtigen Epoche als Gegengewicht zu den dogmatischen Postulaten der archaischen Gotteslehre würde aussprechen können. Dabei bestand die ganze Lächerlichkeit darin, daß sich vor ihm zwei völlig unzugängliche und uneinnehmbare Festungen erhoben, deren Stärke auf der beiderseitigen Unerschütterlichkeit und gegenseitigen Unannehbarkeit beruhte, auf der einen Seite die von der Zeit unabhängigen, tausendjährigen Apologeten der österlichen Erfahrung, die über die Reinheit der Glaubenslehre vor irgendwie gearteten, sogar gutgemeinten neuen Ideen wachten, und auf der anderen Seite die im Kern die Religion als solche verwerfende, mächtige Logik des wissenschaftlichen Atheismus. Und er, der Unglückliche, mochte sich zwischen ihnen wohl wie ein Vögelchen ausnehmen. Und dennoch brannte in ihm sein Feuer. Befähigt dazu, sich durch die eigenen Ideen von der „Aufeinanderfolge und Entwicklung in der Zeit der Kategorie Gott, in Abhängigkeit vom historischen Prozeß der Menschheit“ bestürmen zu lassen, hatte sich der Häretiker Awdij Kalistratow nie die Hoffnung rauben lassen, das Schicksal würde ihm früher oder später die Möglichkeit verschaffen, den Menschen das Wesen ihrer Entscheidungen zu offenbaren, da ja, wie er annahm, alles dahin führte, daß die Menschen ihre Beziehungen zu Gott in der postindustriellen Epoche selbst erleben möchten, wenn die Macht der Menschen ihre allerkritischste Phase erreicht haben würde. Diese Schlußfolgerungen Awdijs trugen vorläufig einen unausgeglichenen, umstrittenen Charakter, doch sogar eine solche Freiheit des Gedankens hatte ihm die offizielle Theologie nicht verziehen und ihn aus dem geistlichen Seminar verstoßen, als er sich geweigert hatte, die Häresie des Neudenkens zu bereuen.

Dem Aussehen nach war Awdij Kalistratow von bleicher hoher Stirn, wie viele seiner Generation trug er die Haare bis zur Schulter und ließ sich, bei jugendlichem Äußeren, einen dichten, kastanienfarbenen Bart wachsen, was im übrigen, wenn es ihm nicht sehr gut stand, so jedenfalls den Ausdruck seines Gesichts friedfertig stimmte. Die grauen, hervorstehenden Augen glänzten siebrig und drückten die Unruhe des Geistes und des Denkens aus, die zur Anlage seiner Wesensart gehörten, was ihm auch eine große Freude über die eigene Auffassungsgabe verschaffte und viele qualvolle Leiden von Seiten der ihn umgebenden Menschen, auf die er im Guten zuging ...

Awdij trug meistens karierte Hemden, Pullover und Jeans, bei Kälte zog er ein Mäntelchen über und eine alte, noch vom Vater stammende Pelzmütze. So war er auch in der Mojunkum Savanne erschienen ...

Und der Umstand, daß er sich zu der Stunde im Laderaum des Lasters gefesselt umherwälzte, brachte ihn auf verschiedene bittere Gedanken. Doch am schärfsten empfand er dieses Mal seine völlige Einsamkeit, was ihm den halbvergessenen Spruch eines orientalischen Dichters über das Wesen des Einsamseins ins Gedächtnis rief: „Und unter tausendsfacher Menge bist du einsam und auch mit dir allein bist du ein Einsamer.“ Und je bitterer und qualvoller er an sie dachte, an jene, die ihm seit einiger Zeit das nächste Wesen auf der Welt geworden war, das ihn

ständig in Gedanken begleitete wie die zweite Hypostase seines eigenen Wesens, die er zu dieser Stunde von sich nicht loslösen konnte und der er seine Gefühle und Erlebnisse zuwenden mußte, und wenn es unter Menschen tatsächlich Telepathie gibt, etwas Metakommunikables, Fühlbares zwischen besonders nahestehenden Naturen in besonders angespanntem Zustand, dann hätte jemand in jener Nacht ein merkwürdiges Schmachten des Geistes und das Vorgefühl eines Unglücks erleiden müssen ...

Und jetzt hatte er schließlich begriffen und für sich den wahren Sinn der paradoxen Worte desselben orientalischen Poeten erschlossen, über die er innerlich sogar gespottet hatte; unwahrscheinlich, wie konnte einer nur behaupten: „Möge sich nicht verlieben, der wahrhaft dazu veranlagt ist zu lieben.“ Was für ein Unsinn! Jetzt weinte er still, an sie denkend und sie bewußt wahrnehmend; wenn er von ihrer Existenz auf Erden nichts wüßte und sie nicht so sehr für sich und so verzweifelt liebte wie das eigene Leben vor dem Tod, dann gäbe es nicht diesen anhalten Schmerz, nicht diese Schwermut und den unüberwindlichen, alogischen und quälenden Wunsch, sich unverzüglich und sogleich loszureißen und zu befreien und mitten in der Nacht zu ihr durch die Savanne zu fliehen, zu jener, in der transkontinentalen Ausdehnung der Eisenbahn verlorenen Station Shalpak-Sas, um plötzlich da zu sein wie damals, nur für eine halbe Stunde, gleich neben ihrer Tür, in dem Häuschen am Krankenhaus, wo sie lebt am Rand der großen Wüsten ... Aber ohne Kraft dies zu vollbringen, verwünschte sich Awdij wegen seiner möglicherweise auch unnötigen Hingabe an sie, war es doch gerade ihretwegen, daß er, zurückgekehrt, ein zweites Mal in diese asiatischen Gebiete gekommen war und unerwartet hierher verschlagen wurde, in die Mojun-Kum, und jetzt mit gefesselten Händen dalag, beleidigt und erniedrigt. Doch jene Gefühle, die er für sie um so heftiger hegte, je weniger der Wunsch zu verwirklichen war sie zu sehen, je qualvoller das Bewußtsein der Einsamkeit wurde, öffneten ihm auch zugleich die ganze Gnade des Zustands, den er in der Vereinigung mit Gott erlangt hatte, denn nun wurde ihm offenbar, daß sich Gott auf solche Weise selbst zeigt, mittels der Liebe, und damit dem Menschen das höchste Glück des Daseins schenkt, und daß Gottes Großmut in diesem Sinn unendlich ist, so unendlich wie der Strom der Zeit, und das Schicksal der Liebe zugleich in jedem Fall und in jedem Menschen unwiederholbar ... „Ruhm dem Allmächtigen!“ – flüsterte er vor sich hin und blickte auf den Mond in der Nacht und dachte bei sich: Wenn sie wüßte, wie groß und unermeßlich die göttliche Gnade ist, wenn Gott das Herz mit Liebe erfüllt ... Und da ertönten neben dem Wagen Schritte, jemand kletterte auf das Gestell, schnaubend und rülpsend. Das war Mischasch, der über die Seitenwand stieg, und hinter ihm tauchte der Kopf Kepas auf. Sie hatten wohl für den Anfang schon kräftig zugelangt, der Wodka stieg einem scharf in die Nase:

– Na, warum flackst du Hurenbock so herum? Los, Hundepope, steh auf, Ober will dich auf dem Teppich, zur Umerziehung, sagte Mischasch zu ihm, über die Saigakadaver im Wagen vorrückend wie ein Bär in die Höhle.

Aus dem Russischen von Friedrich Hitzer

Erasmus Schöfer
KATINA: In einer Haut von Eisen

Aus dem Roman „Tod in Athen“

Also jetzt Ruhe, Katina! Mach dein Fenster auf und laß frische Luft in den Kopf. Konzentration. Räum deine Gedanken auf und dann eins nach dem andern.

Als erstes: Guten Tag, Genosse Viktor. Ich bin wieder da. Katina. Und eine Kassette läuft. Aber ich bin nicht dort, im Krankenhaus, bei dir, sondern zu Hause, das ist das zweite, und das dritte, daß mein Vater und mein Bruder gestern früh in Piräus angekommen sind und mein Vater bei uns wohnt. Da habe ich Schwierigkeiten, dich zu besuchen.

Eine wichtige Neuigkeit gibt es für dich, Vik, die muß ich dir auf jeden Fall berichten. Die Lena Bliss hat gestern nachmittag bei mir angerufen – zum Glück sprach sie auch englisch – und hat gefragt, ob sie nach Athen kommen sollte? Sie sagte, sie war ein paar Tage verreist, sonst hätte sie sich eher gemeldet auf das Telegramm. Ich hab ihr gesagt, daß keine Lebensgefahr mehr besteht, daß du über den Berg bist, aber auf der sterilen Station liegst, also noch keiner zu dir darf. Da lohnt es den teuren Flug kaum, hab ich gemeint und erst hinterher gedacht, ob das wohl richtig war, ihr abzuraten, vielleicht wäre es für dich wichtig gewesen? In der Aufregung hab ich vergessen zu fragen, wer sie denn nun eigentlich ist, deine Verwandte oder deine Frau, weil für deine Mutter war ihre Stimme zu jung, und sie hat es mir auch nicht von selbst gesagt, aber sie wird wieder anrufen. Also kann es nicht schlimm sein, meine Eigenmächtigkeit, nicht wahr.

Du wirst der Krankenschwester sagen oder aufschreiben, was du möchtest, ob sie herkommen soll. Oder vielleicht hast du eine andre Nachricht für sie. Was dir passiert ist, habe ich ihr natürlich mitgeteilt, in Stichworten. Daß es kein Unfall war, daß du helfen wolltest, die alten Leute zu retten, dein Leben riskiert hast, und sie sagte, daß sie von den Waldbränden bei uns in der Zeitung gelesen hat. Und daß ich dich grüßen soll, klar. Sie ist froh zu wissen, daß du noch lebst, hat sie auch gesagt, soll ich dir ausrichten.

Ja und ich sitze jetzt in meiner kleinen Küche, allein, und da, wo du noch vor ein paar Tagen den Salat gegessen hast, saß gestern abend mein Vater. Er und ich. Alexis war zu seiner Freundin.

Es sieht hier allerdings ziemlich anders aus als an unserem Abend, ein leichtes Chaos. Nicht nur, weil drei Menschen viel mehr Unordnung verursachen, sondern von all den Sachen, die sie von Kreta mitgeschickt haben, meine Mutter, als ob wir hier kurz vor dem Verhungern stünden. Also ich hab schon lachen müssen, als sie die Koffer auspackten, unser halbes Dorf kam zum Vorschein – Ziegenkäse, auch frischer, Misitra, falls du den kennst, und Feigen und Weintrauben, Öl auch, selbstgepreßtes, und ein paar Flaschen von seinem Rotwein hat mein Vater spindiert, davon haben wir gestern getrunken, und die Mutter hat extra noch Brot gebacken, vor der Abreise, Schwarzbrot und Zwieback. Sogar Eier, das heißt – ein paar davon waren kaputt,

Röhrei, gelbe Soße, obwohl er so aufgepaßt hatte, mein Vater. Konnt ich gleich seine Hemden auswaschen, die die Mutter drumgewickelt hatte. Aber warum erzähl ich dir diese Banalitäten. So sind eben Eltern. Sicher überall auf der Welt. Meinen es gut. Ich hab mich auch gefreut, natürlich. Wenn ich mich richtig erinnere. Ich muß mich orientieren.

Das steht alles noch hier rum, von dem unabgewaschenen Geschirr nicht zu reden. Ist mir jetzt egal. Dazwischen der Radiorecorder. Ich sitze auf demselben Stuhl wie gestern abend und wie neulich, als du hier warst. Hab ich eben schon gesagt, wie?

Komme mir vor wie mein eignes Denkmal. Wer war ich vor zwei Tagen? Wer war ich vor zwei Wochen? Kenn ich die Frau noch? Sicher seh ich so aus wie vor den Ferien. Und denke, ist eine Art Lüge, ein Betrug an meinen Freunden. Sie können nicht merken, daß ich ein veränderter Mensch bin. Du noch am ehesten, Vik. Dich hab ich reinschauen lassen.

Ein Mensch, in den so eingegriffen wird wie in mich in diesem Sommer, dem müßte eigentlich ein neues Gesicht wachsen.

Also allein bin ich, mit mir. Die Männer fort. Mein Vater zum Arzt. Hat er behauptet. Vielleicht sitzt er in einem Kafenio. Dieser starke Mann. So – unbeugsam immer. Hab ihn nie krank erlebt. Daß seine Haut undurchdringlich geworden ist, hab ich gedacht, vom Meer und vom Wind. Nicht nur für Krankheit. Auch für Schicksal.

Doch, ja, ich hab mich gefreut, ihn wiederzusehen, gestern morgen am Hafen – dieser schöne Graukopf mit den blauen Augen, jede Falte könnt ich dir beschreiben. Hab ihn sofort erkannt, mitten zwischen den Passagieren – die Herde Menschen, die aus dem Schiff quoll.

Und gleich, wie zur Entschuldigung, daß er mitgefahrt ist, hat er erklärt, er müßte zum Arzt. Das Rheuma in den Händen, und eine Lesebrille brauchte er auch. Könnte keine Netze mehr flicken, sagte Alexis. Mir schiens erst nicht so unwahrscheinlich – gibt zwar genug Ärzte in Chania, natürlich, ist aber eine alte Vorstellung bei den Leuten auf dem Land, die stirbt so schnell nicht, daß man das Beste nur in Athen kaufen kann. Obwohl ich mich da schon gewundert habe – jetzt bin ich überzeugt, daß es ein Vorwand war, eher für die Mutter und die Brüder als für mich.

Sie haben im Rizospastis von Sotiria gelesen. Auch meinen Augenzeugenbericht. Waren ja mehrere abgedruckt, hast du sicher gesehn, Kostas, Periklis, Urania, fast alle die dabei waren wurden gefragt. Daher wußten sie Bescheid. Und er, mein Vater, muß sich vorgestellt haben, was es für mich bedeutet hat. Ja ja – das wird mir jetzt klar – es war nicht mal eine Lüge, das mit dem Arzt in Athen. Er muß gedacht haben, ich könnte sein Arzt sein. Oder so etwas Ähnliches.

Erst hat er mich berichten lassen, von dem Nachmittag vor der ETMA, sehr genau alles, Sotirias Tod – fast wie du. Und dann er selbst. Hat erzählt wie ein Testament. Er hat gesagt, er weiß nicht, ob wir uns noch einmal sehen werden. Fünfundsechzig ist er, Vik! Und mir scheint es so, als hätte ich ihn gestern erst wirklich kennengelernt. Zum erstenmal in diesen Menschen hingeblickt. Diese Wunde. Neben der ich zwanzig Jahre ahnungslos gelebt habe.

Ahnungslos? Nein, nicht ganz ahnungslos. So viel man als Kind wohl ahnen kann, instinktiv, ohne Bewußtsein davon. Später auch deutlicher, als ich anfing, politischer zu denken, auch mal was gehört hab, von diesem geheimnisvollen, finsternen Bürgerkrieg, von dem nie einer sprechen wollte. Schweig Kind, hat meine Mutter gesagt – blas nicht in die Asche! Hörte sich an, als wollte ich einen schlafenden Drachen am Ohr ziehn.

Ob mein Vater mit andern geredet hat, ein paar Alten vielleicht, die überlebt haben wie er – ich weiß es nicht. Mit uns Kindern nie. Es war ein Tabu, was nach dem Krieg passiert ist, eine ganz dunkle Geschichte. Nur manchmal, abends, aus den Ritzen der Häuser, dieser dumpfe, feuchte Geruch. Bildlich gesprochen: Bruderblut.

Während anderseits die Widerstandszeit, der Befreiungskampf gegen euch und die Italiener – das ist eine öffentliche Angelegenheit, dafür gibt es Denkmäler und Reden und Feiertage. Bücher. Seit langem.

Wenn von der Partei die Rede ist, bei uns zu Hause, muß ich das genommen haben, als wär unsre Familie immer ihr Mitglied gewesen, als gehörte sie zu uns – vielleicht wie zu andern Häusern das Christuskreuz und die Öllampe davor. So selbstverständlich. Da bin ich reingewachsen. Ich hab nicht nachgedacht, auch später nicht, hier in Athen, als ich mehr erfuhr, daß sie die längste Zeit illegal war, die Partei, nach dem Krieg. Was das bedeutet hat. Daß manche unsrer Partisanen fünfzehn Jahre, zwanzig Jahre sich in den Bergen versteckt halten mußten, mit ihren Träumen. Tausende andre im Ausland, tot für unser Volk, ausgestoßen.

Ich war zehn, verstehst du, als die Obristen geputzht haben. Als grade eine neue Zukunft für unser Land anfangen sollte.

Er hat nie viel gesprochen, mein Vater. Aber mit mir noch am ehesten. Jetzt weiß ich besser, weshalb er mich vorgezogen hat –

Über die Arbeit auf dem Meer, und über die Gesellschaft, politisch, was in Athen vor sich ging und in Chania, das hat er kommentiert, sozusagen. Sonntags beim Essen, zum Beispiel. Das war dann auch für meine Brüder. Art Sonntagspredigt.

Je mehr ich daran denke, seit gestern, und davon spreche, jetzt, je mehr fällt mir wieder ein aus dieser Zeit, an Einzelheiten. Du mußt wissen, daß ich seit meinem Jahr in England nicht mehr zu Hause war. Ich hab das wegschieben wollen, das Dorf, die Provinz, all das Enge. Es war für mich eine Befreiung in die Welt, ziemlich radikal.

Was hat das mit Sotiria zu tun.

Ohne ihren Tod, ohne meine Verbindung dazu, hätte mein Vater mich nicht an seinen Abgrund geführt und hineinschauen lassen. Er denkt, ich bin jetzt erwachsen genug, daß er mich einweih in sein Geheimnis. Damit er es nicht mehr allein tragen muß. Die andern sind umgekommen, später, die noch dabei waren.

Aber ich bin nicht so stark wie er, so gehärtet, das in meinem Kopf zu behalten, dies Ungeheure, allein für mich – zweiunddreißig Jahre hat er es geschleppt! Wenn ich mir über die Bedeutung klar zu werden versuche, indem ich dir davon mitteile, mit dir teile – er kann das nicht mißbilligen. Auch

wenn er dich nicht kennt, von deiner Existenz noch nichts weiß. Du wirst es mitnehmen in dein Land –

Manchmal, wenn er sich wusch, am Sonntag, in der Küche, habe ich das Loch in seinem Rücken gesehn, faustgroß, wußte, daß es von einer Kugel oder einem Splitter stammte, mehr nicht. Eine große Faszination hat das für mich gehabt, immer der Wunsch, es einmal zu berühren, meine Hand hineinzulegen, und zugleich die Scheu, die Angst, die es mir eingeflößt hat, dieses unheimliche Loch im Körper meines Vaters. Von dem mir einmal die Idee kam, es ist der Eingang zu seinem Herzen, ein notdürftig verschlossener, nur von einer dünnen Schicht bedeckt – der Gedanke, der Wunsch hat mich nie wieder ganz verlassen. Vielleicht wollte ich so einmal sein Herz anrühren, einfach physisch, etwas schien sich auch zu bewegen in dem Loch. Ich habe mir vorgestellt, daß es sein Herzschlag wäre. Ich habe es nie gewagt. Dabei hatte mein Vater wirklich viel Verständnis für mich, wie gesagt, mehr als viele andre Väter bei uns – was du allein daraus siehst, daß er entschieden hat, meine Tochter bekommt kein Haus als Aussteuer, sondern eine Ausbildung, damit sie nicht auf einen Mann angewiesen ist. Und er hat auch abgeschafft, daß nur die Männer das Fleisch essen und die Frauen die Reste von den Knochen knabbern oder beim Fisch die Köpfe und Schwänze ausschlachten, wie das bei vielen Bauern noch üblich ist, obwohl die Frauen nicht weniger hart arbeiten. Hat sogar manchmal selbst Kaffee gekocht, wenn keine Frau im Haus war. Statt nach einer zu schreien. Was meine Mutter dann gar nicht gut fand, typisch. Für die war das ein Tadel, eine Einmischung in ihre Angelegenheiten, so durcheinander geht das in vielen Köpfen. Ach, ich verzettele mich, Vik. Was ist da kaputtgegangen!

Ich kann so viel Gutes sagen von meinem Vater. Ich habe ihn bewundert. Er war doch ein Vorbild für mich. Obwohl ich nichts wußte von seinen Empfindungen. Ja, mich manchmal gefragt habe, ob er welche hat – ob er zum Beispiel meine Mutter geliebt hat, diese Schale von Stolz und Härte. Und Arbeit. Doch – ein einziges Mal, außer gestern abend, hab ich ihn offen gesehn und gespürt, bewußt. Das war beim Abschied, als ich nach England fuhr, und er wohl dachte, vielleicht kehre ich nie zurück. Heirate da. Das Mal hab ich nicht nur seine Hand geküßt, wie sonst, und er mich aufs Haar, sondern er hat mich umarmt, und ich hab ihm die Tränen von seinen Stoppelwangengeküßt. Das muß so etwas Ähnliches gewesen sein, dieses Salz auf meinen Lippen. Ich meine, so etwas wie sein Herz anzurühren. Aber gestern – mein Gott – das war doch noch etwas ganz anderes. Kenntest du meinen Vater, Vik! Und etwas von dieser Geschichte – die wir selbst kaum kennen! Ich weiß, du hast die Gedichte aus Makronisos gelesen. Vielleicht sind die eine Art Schlüssel. Weit wirst du nicht kommen. Es bleibt so viel zu erklären. Keine Ahnung, ob du je auf Kreta gereist bist, und bei uns, in den Weißen Bergen. Als ob das wichtig wäre. Aber es hilft mir, das Erklären. Meine Gefühle zu neutralisieren. Schreckliches Wort. Muß ich das?

Gleich geht mir der Hals wieder zu –

Vieles versteh ich selbst noch nicht. Warum damals, 1944 im Winter, die ELAS, unsre Befreiungsarmee, hier auf dem Festland nach der Flucht der Deutschen die Waffen einer machtlosen monarchistischen Regierung ausge-

liefert hat – aber dann, zwei Jahre später, praktisch ohne Waffen, hat sie dieser Regierung den Bürgerkrieg erklärt! Das konnte mein Vater auch nicht richtig begründen. Er hat das auf Kreta anders erlebt, weil bei uns die deutschen und italienischen Truppen nicht fliehen konnten, eingeschlossen von unsrer Volksarmee in ihren Lagern bis zum Mai fünfundvierzig, bis zur allgemeinen Kapitulation, als die Engländer sie abgeholt haben in die Gefangenschaft. Deshalb behielten die Partisanen ihre Waffen. Dann seien aber auch diese Stillhaltebefehle aus Athen gekommen, sagt er, von unsrer Parteileitung, und sie hätten mitansehen müssen, wie die Rechten ihre Macht ausbauten, die Faschisten aus den Gefängnissen entlassen wurden und gleich rein in solche Trupps, zusammen mit Viehdieben und Totschlägern, Vaterlandswächter nannten sich die, Todesschwadronen im Grunde, wie heut in Südamerika. Und dann, siebenundvierzig, als sie stark genug waren, haben sie auf einen Schlag viele unserer besten Führer verhaftet. Da sind unsre Männer wieder in die Berge gegangen, es war gleich eine verzweifelte und verlorene Sache, sagt mein Vater. Einige hatten sich auch vorher dorthin zurückgezogen, die die Entwicklung voraussahen. Sie hätten in Chania schon länger an den Direktiven des Athener Politbüros gezweifelt, aber dann hätte es durch die Aktionen der Rechten keine andre Wahl mehr gegeben.

Erst haben sie sogar kleinere Erfolge erzielt, durch Überraschungsangriffe, und weil sie sich in den Bergen auskannten. Wurden auch von der Landbevölkerung unterstützt, die lange Tradition, muß du dir vorstellen, die Widerstandskämpfer in den Bergen, gegen die Türken, die Deutschen, das ist fast ein Mythos, die Sfakioten in den Weißen Bergen, das Gebiet ist nie wirklich erobert worden.

Das haben wir in der Schule gelernt. Das ja. Aber nicht, was mein Vater mir gestern – die Grausamkeiten der Regierungstruppen, vom Festland, und auch die kretischen Faschisten, wie sie die Partisanengruppen durch Verrat in Hinterhalte gelockt – niedergemetzelt – Gefangene nur für die Folter – Vik, es waren meine – meine Landsleute! Mit denen habe ich gelebt! Sie haben den Kapetanios, weil sie auf ganz Kreta berühmt waren, die Köpfe abgeschlagen und sie in den Städten ausgestellt! Im Triumph herumgefahren! In Iraklion! Auch in Chania!

Ist es das, was herausgekommen ist aus unsrer alten Kultur, die sie überall in der Welt als Vorbild bewundern? Woran sollen wir uns denn festhalten, wenn solche Dinge möglich sind?

Nein, sei still, warte – merkst du, wie ich mich vortaste in dieser Höhle, dieser Finsternis – in dieser Kälte? Ohne Licht. Ohne Mantel. Und ich muß es sagen, muß es selbst aussprechen, damit ich es begreife.

Kennst du die Samaria-Schlucht in unsren Bergen? Durch die heut jeden Tag im Sommer tausend Touristen wandern, weil sie so einmalig und schön ist? Da hat er gekämpft, der Partisan Dimitris. Mein Vater.

Die letzte größere Gruppe, die noch übriggeblieben war auf Kreta. Sie hatten sich zurückgezogen in die Schlucht, weil sie die Zugänge verteidigen konnten gegen die Übermacht. Vom Libyschen Meer her griffen die Truppen an und von oben, von Omalos. Sie hätten entkommen können, aber die Kapetanios haben die Stärke der Truppen unterschätzt, haben den Kampf riskiert. Drei

Tage und Nächte lang haben die Partisanen, hundert Mann und ein paar Frauen, haben sie die Eiserne Pforte und den Abstieg von oben, von Xiloskalo, verteidigt. Dann ging der Kampf noch zwei Tage im Innern der Schlucht. Unerträglich seien der Hunger und dann auch der Durst gewesen, sagt mein Vater, als sie die Quellen aufgeben mußten. In der fünften Nacht der Befehl zum Rückzug. Die zwei aus Samaria wußten den geheimen Aufstieg, durch eine Seitenwand der Schlucht. Vor Erschöpfung konnten sie kaum noch laufen. Unmöglich, die Schwer verwundeten den steilen Berg hoch zu tragen. Die Fünf waren es, vier Männer und eine Frau. Die Frau hieß Katina und war zwanzig Jahre. Sie war die Liebste meines Vaters. Er hat nicht gesagt, welche Verwundung sie hatte. Der Kapetanios gab den Befehl, die fünf zu töten. Sie hatten keine Kugeln mehr. Sie wollte, daß mein Vater es tat. Er sagt, sie hat gesagt, Dimitris, wenn ich sterben muß, dann sei deine Liebe dein Messer. Er hat es getan. Ja, er hat es getan. Er mußte sein Liebtestes erstechen. Es gab keinen Ausweg. Er sagt, er hat die Genossen um seinen Tod gebeten. Der Kapetanios hat geantwortet, daß er sterben wird als ein Palikari, ein Held im Kampf für das Volk, oder als ein Feigling, aus Liebe zu einer Frau. Auf dem Rückzug, dies ist das Letzte, wurden sie mit Flugzeugen angegriffen. Ein Bombensplitter hat ihn getroffen. Er hat nicht davon sterben können. Er sagt, er mußte es überleben, weil sein Herz schon tot war. Wie die Gefangenschaft, die Folter, die Jahre im Lager auf Gavdos. Begreife ich jetzt, was ihm geschehen ist? Er hat seine Liebe aus Liebe umgebracht.

Ich habe ganz ruhig und kalt erzählt, nicht wahr? So kalt wie es in dieser Höhle ist.

Was du gehört hast, ist eine kleine Lebensgeschichte aus unserm Bürgerkrieg. Oder eine Todesgeschichte? Beides. Eine Todesgeschichte für ein langes Leben.

Wahrscheinlich gibt es mehr solche, im Untergrund der Menschen, die ich kenne. Wie viele unsrer Genossen haben diesen Bruderkrieg mit verstümmeltem Herzen überlebt? Sag mir, wie soll ihre Liebe produktiv werden – und nicht ihr Haß?

Jetzt, als ich zum erstenmal das Herz meines Vaters anrühren durfte, war es tot. Wie soll ich das trösten?

Ich möchte mit dir sprechen, Viktor, wie an unserem Abend, mich versichern – wissen was wir da gewußt haben. Ob ich es noch wiedererkenne? Auch mir ist ein Stück von meinem Herzen gestorben.

Ich möchte mit Sotiria sprechen, sie fragen, was sie zu deinem verbrannten Gesicht denkt – mit dem du ihr Bild betrachtet hast. Und zu dem toten Leben des Partisanen Dimitris.

Mir ist sehr kalt, Viktor. An diesem Mittag.

Echoume dekapende Avgoustou. Xanakoussa asti tin kasseta. Den tha swiso asta pou ipa. Ma tha mou itan adinato na tin doso ston Jermano ston sindrofo n'akoussi tin alithia mou. Den echo pia parigoria gia aston. To prosopo tou ine opos to kammeno to dassos mas.

Leb wohl, lieber Freund. Jemand wird zu dir kommen und dir erklären, wes-

halb ich dein Gesicht jetzt nicht mehr anschauen kann. Die Nähe so vieler Untaten übersteigt meine Kraft.

Unser großer kretischer Schriftsteller Kazantsakis hat erzählt, daß er seinen Großvater um seinen Segen bat. Der sagte: Tue, was du kannst, Niko. Aber der war nicht zufrieden, er wollte keinen gewöhnlichen, sondern einen kretischen Segen. Da schaute der alte Mann lange in die Berge, sagte: Dann wünsche ich dir, daß du tust, was du nicht kannst.

Vielelleicht ist es das, Viktor, was wir müssen. Ich will versuchen, es zu lernen. Wie heißt der Ort, wo die Menschen friedlich leben?



tendenzen

– die Zeitschrift für engagierte Kunst – erscheint seit einem Vierteljahrhundert. Mit brandaktueller Tradition: sie entstand aus der Initiative „Künstler gegen den Atomtod“ der fünfziger Jahre. Dem Engagement für Frieden ist die Zeitschrift treugeblieben, ebenso ihren Themenschwerpunkten: Information und Diskussion über progressive Kunst aus alter Welt, kritische Durchleuchtung des Kunstbetriebes, Kunstgeschichte, Berichte und Kommentare zu Fotografie, Architektur, Kulturarbeit und -politik.

Nr. 152: Frauen in Bildern – Bilder von Frauen

Aus dem Inhalt:

Ursula Leibinger-Hasibether: Ingeborg Weigand

Uta Boege: Über ihre Bilder

Werner Marschall: Maria Lassnig

Ernst Antoni/Gisela Breitling: „Ich bestehe auf dem Recht zur Klage“. Ein Gespräch

Annelie Lütgens: Jeanne Mammen (1890–1976)

Daniela Hammer-Tugendhat: Luxuria – Todsünde der Wollust

Jutta Held: Die „Weibermacht“ in der Kunst

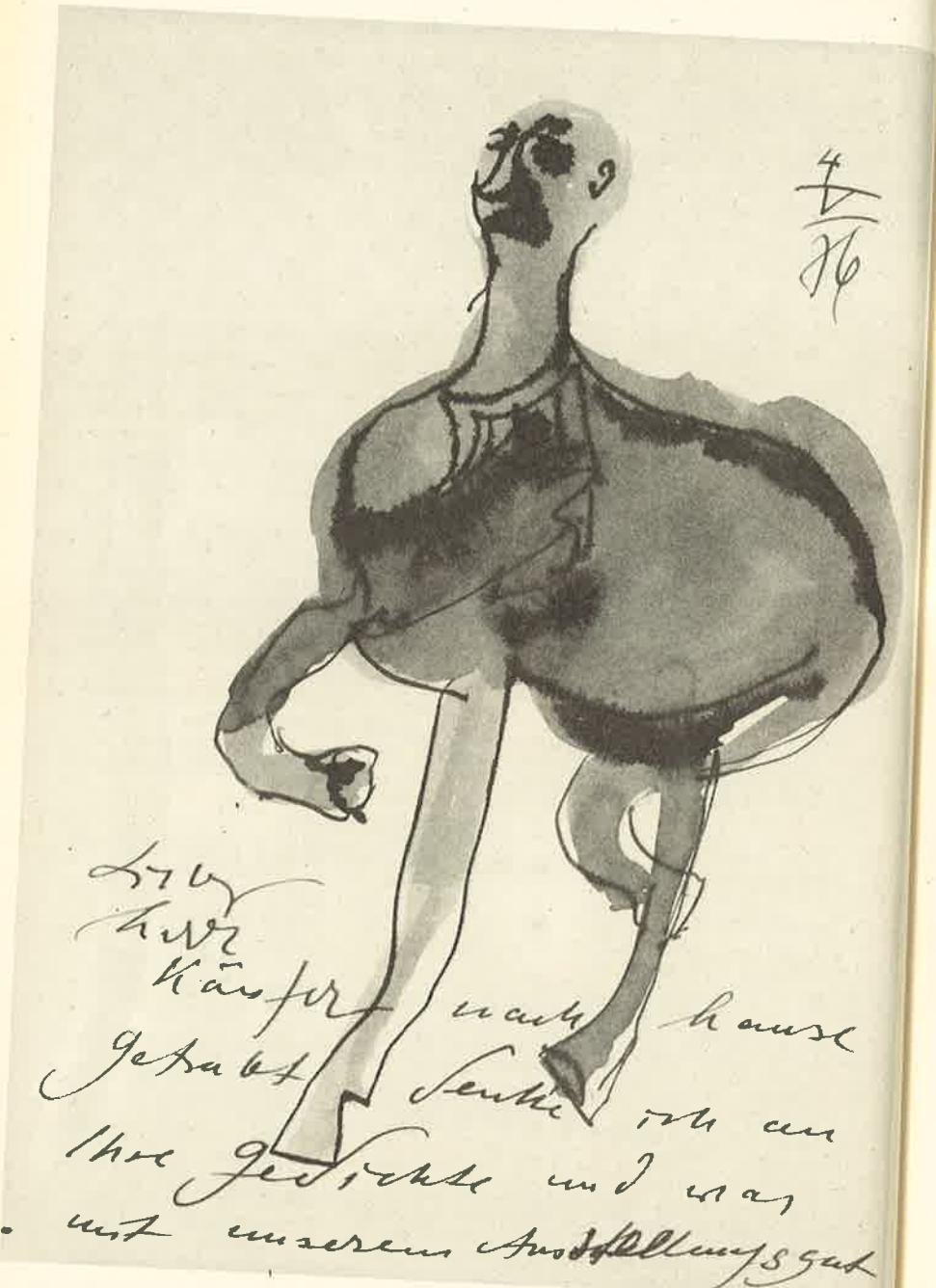
Günter Dünkel: Die Frau in Aktdarstellungen des 19. Jahrhunderts

Bilder und Plastiken von Candace Carter, Gertrude

Degenhardt, Gerda Fassel, Artemisia Gentileschi, Marlis Glaser, Sabine Grupe, Sabine Hoppe, Magda Hoffmann-Taroni, Frida Kahlo, Dore Meyer-Vax, Ulrike Schnuck-Evezard, Renate Sendler-Peters, Monika Sieveking u. a.

tendenzen
Zeitschrift für engagierte Kunst
erscheint viermal im Jahr
Einzelheft 8,50 DM. Jahresabonnement 32,- DM,
Studenten 27,- DM;
Doppelabonnement mit der Literaturzeitschrift
kürbiskern 54,- DM.
ISSN: 0495-0887

Fordern Sie ein kostenloses Probeheft an!
Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei:
damnitz verlag
Hohenzollernstraße 146
8000 München 40



Hugo Ernst Käuffer
 Der Holzschnieder
 Hap Grieshaber
 (1909–1981)

1
 Er schnitt ein Loch
 in die verplante Welt
 um Raum zu schaffen
 für Mensch, Pflanze und Tier

Über Grenzen hinweg
 verhalf er der Freiheit
 zur Sprache
 setzte er das Unrecht
 ins Bild

Bei ihm
 war alles ganz einfach
 und menschlich

Im Mittelpunkt
 steht die Kreatur
 das war sein Anspruch

2
 Den Gefangenen
 den Gefolterten
 den Entrechtfeten
 auf Makronisos
 in ganz Griechenland
 gab er Hoffnung
KATO I DIKTATORIA
 Bilder für die Freiheit machen
 gegen Gewalt und Ohnmacht
 in den Holzstock schneiden
 die Zuversicht nicht aufgeben
 es ist Sache der Intelligenz
 Widerstand zu leisten
ELEFTERIA I THANATOS
 das Wort Solidarität
 nahm er ganz ernst
 der Aufschrei des Volkes
 das ihm Glauben schenkte

damals in dunkler Zeit
 ließ ihn nicht kalt
 für ihn waren Bilder
 und Menschlichkeit
 unteilbar

3
 Im Gespräch (8. 7. 1977)
 in seiner Einsiedelei
 oben auf der Achalm
 (noch ausgespart
 vom Lärm und Gestank
 der tausend Autos
 drunter im zementenen Tal)
 verteidigte er beharrlich
 den Standpunkt:
 die Kunst ist für das Volk da
 für die da unten
 um sehen zu lernen
 um Freude zu haben
 sie muß dem Menschen Freund sein
 sie soll dem Menschen Mut machen
 sie darf den Menschen
 nicht allein lassen
 bei Verfolgungen
 durch die Obrigkeit

4
 Kunst ist Brückenschlag
 von Mensch zu Mensch
 von Volk zu Volk
 muß Einmischung sein
 in Terror und Verfolgung
 hier in diesem Land
 in dem man so schnell verurteilt
 in dem man die Paragrafen
 der Verbote und Nötigungen
 so flott herbeiholt

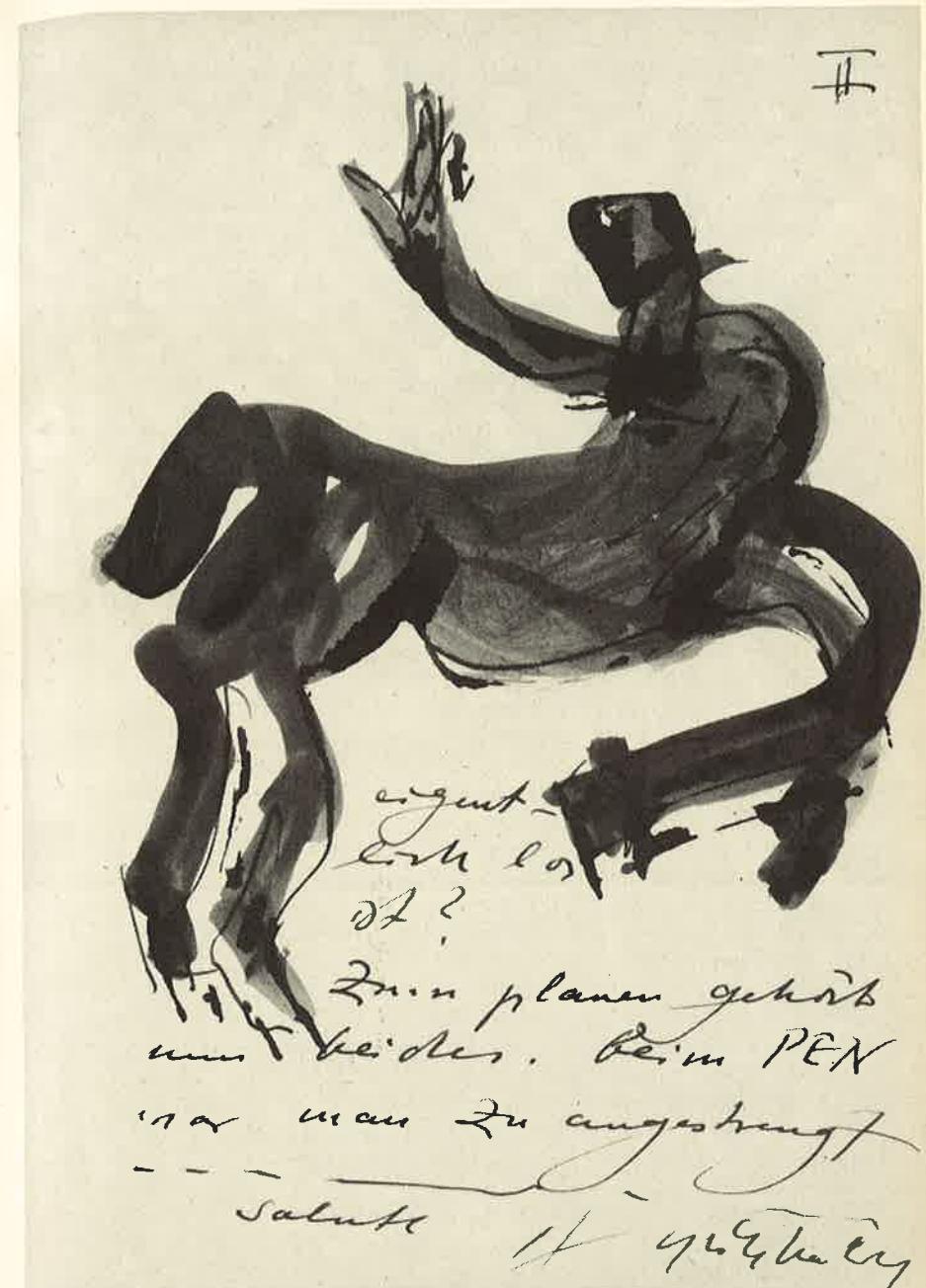
und anderswo, wo Leben
beschädigt wird
und die Achtung
vor dem anderen
an Krücken geht
und der Fortschritt
nur für wenige da ist
und der Mammon
immer noch das Sagen hat
zum Beispiel in Chile
zum Beispiel in Afrika

5
In feierlichen Museen
wollte er nicht begraben
nicht wehrlos gemacht werden
von Klugrednern
und Lobhudeleien
hielt er nicht viel
Kunst gehört auf den Platz
auf die Straße
mitten unter die Leute
die Kinder dürfen ihre Nasen
vor ihr putzen
dürfen die Bilder anfassen
so einfach muß das sein
das war seine Überzeugung
für die er lebte
und schaffte

6 *Letzte Bilder*

Die schwarzen Hühner
haben ihn heimgeholt
Menschen, Pflanzen und Tiere
die er so liebte
sind mit ihm ganz eins geworden
Das alles nicht mehr
gestalten können
Am Auge vorbei
zieht die unerlöste Kreatur
doch die Hand
die in auch heiteren Tagen
den roten Dornen-Pan
die kecke Berolina
die grünen Tiere des Meeres
und die Vogelsäule
sicher im Schnitt erschuf
ist müde geworden
Ach, dieses Herz
die Figuren holen ihn ein
Visionen bedrängen ihn:
der Schuß der Türken
Ricca als Kind
die Zuneigung der jungen Frau
Hap hat das Schnitzmesser abgegeben
der Achalm fehlt sein Atem

(3. Fassung 1981)



Ludwig Fels

Was ist die Welt

Auszug aus dem Roman „Rosen für Afrika“

Paul Valla und Konrad Zuzzi, ein junger und ein alter Mann, sind die Hauptpersonen in einem in Arbeit befindlichen Roman mit dem vorläufigen Titel „Rosen für Afrika“. Zuzzi ist Witwer, Pauls Freundin ist schwanger und hat sich von ihm getrennt, weil er sie bei einem Streit schlug; er muß ihre Wohnung verlassen. Zur gleichen Zeit erfährt er, daß ein Freund von ihm eine Bank ausgeraubt hat. Paul Valla möchte sein Nachfolger werden. Er gibt seine Stelle als Transportarbeiter am Flughafen auf und hält seinen Kollegen Zuzzi, von dem er weiß, daß er im Besitz einer alten Wehrmachtspistole ist, vom Gang zur Arbeit ab. Er versucht, ihn für seine schönen Träume von Flucht und einem besseren Leben in einer anderen Fremde zu gewinnen. Das Aufsuchen ihrer ehemaligen Arbeitsstätte ist schon eine Art Mutprobe.

Paul fuhr in Richtung Flughafen. Er freute sich schon im voraus auf Zuzzis Erschrecken. Noch mehr aber freute er sich darauf, sich selbst beweisen zu müssen, wie hart er war, wie grimmig, wie entschlossen, nichts, aber auch gar nichts mehr beim Alten bewenden zu lassen.

Während der Fahrt sann Zuzzi vor sich hin, gab sich wortkarg und wiegte verhalten seinen Kopf. Die Pistole hatte er wieder in die Tasche getan. Paul konnte sie nicht vergessen, unentwegt mußte er an sie denken, sich vorstellen, wie sie sich in seiner Hand anfühlte: es waren Gedanken von einer brennenden Kraft und sie hatten die gleiche Intensität, als hätte er an eine begehrwerte Frau gedacht. Er war erregt, und er genoß es. Der Abend kam und die Stadt ging unter in einem bräunlichen Dunst. Auf die Entfernung wirkten die Gebäude wie geschmolzenes Gestein. Er folgte den weißen Flugzeugen auf den Hinweisschildern, deren Bug die Richtung zeigte, und manchmal kamen sie ihm vor, als wären sie Bilder arktischer Vögel. Als es Zuzzi dann dämmerete, daß sie auf dem Weg zum Flughafen waren, beschimpfte er Paul und verlangte umzukehren, aber Paul lachte nur und sagte, er entführe ihn jetzt. „Du willst, daß wir uns gegenseitig erschlagen!“ sagte Zuzzi. Er seufzte und kurbelte an seiner Seite das Fenster herunter, griff plötzlich in die Tasche, schleuderte mit einer fast beiläufigen Bewegung die Pistole zum Auto hinaus. Sie flog wirbelnd, wie ein abgesprengtes Teil einer Maschine, schlug am Boden auf, wurde vom Anprall nochmal hochgeworfen, ehe sie jenseits des Straßengrabens eine Schneise in niedrigstehendes Unkraut riß. Paul trat auf die Bremse, daß es Zuzzi nach vorne bog. Er sprang aus dem Auto und rannte die ganze Strecke zurück, setzte über den Straßengraben und suchte tief gebückt die Böschung ab, hörte das Lachen Zuzzis hinter sich, der ebenfalls ausgestiegen war und langsam näherkam. Er schrie ihn an, er solle ihm gefährlich bei der Suche helfen, aber Zuzzi machte keine Anstalten dazu. Ungefähr beobachtete er Paul, der hin und her rennend, mit den Händen im Gras

grub, das besät war mit blauästigem Kot, Kotelettknochen und steinernen knirschenden Schneuztüchern. Die Pistole lag neben einer Tüte Himbeer-milch; sie war verdreckt und er wischte sie an seiner Hose ab, leckte sich die Finger naß und rieb den Kolben sauber. Er wagte es nicht, am Abzug zu kratzen. Als er zum Auto ging, trug er die Pistole wie ein kleines Tier in den Händen.

„Wirf sie weg!“ sagte Zuzzi.

„Steig ein!“ sagte Paul.

„Du bist mir zu gefährlich“, sagte Zuzzi.

Paul ließ ihn stehn. Er fuhr ein kurzes Stück, hielt dann an. Zuzzi hatte die Straßenseite gewechselt, ging in die Richtung, in der die Stadt lag. Paul wendete und fuhr so dicht hinter ihm her, daß Zuzzis Schritte immer kleiner wurden.

„Du bist einer, dem bringt sie kein Glück“, sagte Zuzzi. „Seit ich weiß, daß du sie haben willst, habe ich nur noch vorgehabt, sie wegzuwerfen. Gib sie mir, na los, dann geht unsere Freundschaft weiter!“

„Du warst im Krieg“, sagte Paul, „du weißt, wie man schießt, du wirst es mir lernen!“

„Ganz einfach“, sagte Zuzzi, „du steckst dir den Lauf in den Arsch und drückst ab!“

„Steig ein, na los, steig ein“, sagte Paul, „damit ich dir ins Gesicht lachen kann!“

Zuzzi zeigte ihm den Vogel. Paul drängte ihn mit dem Auto in den Straßen-graben. Zuzzi kam zu Fall, dann kletterte er in den Wagen. Paul bohrte ihm den Lauf der Pistole in die linke Wange. Zuzzi schlug seinen Arm weg.

„Glaubst du, sie ist geladen?“

„Ganz einfach“, sagte Paul, „ich halte in die Luft in deinem Kopf und drück ab!“

„Mir“, sagte Zuzzi, „kannst du keinen größeren Gefallen tun!“

Paul steckte die Pistole ein. Grob machte er kehrt.

Bald sahen sie den Tower des Flughafens aus der Ebene aufsteigen. Zuzzi trank in großer Hast ein paar Schlucke Roten, war verkrampft und atmete schwer. Paul hielt auf Tor I zu und Zuzzi sagte: „Du mußt wahnsinnig sein!“

„Hier kommt das Selbstmordkommando!“ brüllte Paul. In diesem Augenblick kam die Torwache aus ihrem Betonhäuschen gerannt und stellte sich mit ausgebreiteten Armen vor die Schranke. Paul winkte ihr freundlich zu und stieß zurück, fuhr dann die Rampe zur Abfertigungshalle hoch, vorbei an den Reihen der Taxis, deren Chauffeure ihm argwöhnisch nachsahen, dann wieder hinunter, in Erdbodennähe, wo er vor dem Flughafenhotel anhielt.

Sie gingen unterhalb der Rampe in den Lift, der sie nach oben in die Abfertigungshalle beförderte, und Paul wunderte sich schon ein wenig, daß Zuzzi ihn so widerspruchslos begleitete, als er ihn in der Herrentoilette verschwunden sah, in seinen Augen mit einem feigen Gang, gebückt und geduckt. Und während er auf ihn wartete, fragte er sich, was er von diesem alten Idioten wollte, von diesem alten, kaputten Idioten, was er sich von diesem Wracky erhoffte, der schon längst nicht mehr zum Lachen war.

Während er sich in der Halle umsah, zwanghaft gelangweilt blickend, groß-

spurig tuend, so als läge dies alles unter dem Niveau seines Alltags, erinnerte er sich: hier hatte die Familie seinen Bruder Georg verabschiedet. Er sah noch dessen schwitzendes Gesicht vor sich, die Röte seiner Haut, die zugenommen hatte, als er vom Vater stumm umarmt worden war, der selber ganz verlegen war und Stolz und Trauer abgetrennt voneinander durchleben mußte, so unvorstellbar erschien ihm der Weg, den sein ältester Sohn zu nehmen gedachte. Und die Mutter hatte sich Georg nicht richtig zu küssen getraut vor all den Leuten, die so weit weg waren oder weg wollten von daheim, aber als dann der Flug nach Wellington aufgerufen wurde, hatte sie sich an ihn gedrückt und gesagt: Schreib! Komm wieder! Geh doch nicht weg! Er käme wieder, hatte Georg gesagt, und wolle jetzt schon, daß sie ihn bald besuchten. Und daß Paul ein Kerl sei, hatte er gesagt, ein Valla, durch und durch echt! Und er hatte ihm die Hand gegeben. Wenns regnet, weiß ich, du heulst, hatte Paul gesagt. Sie waren mit Georg bis zur Paßkontrolle gegangen, hatten sich wie Fremde gefühlt und hätten ihn am liebsten noch bis ans Flugzeug begleitet und gewunken beim Abschied. Hast du alles? hatte ihn die Mutter gefragt; es war die nutzloseste Frage ihres Lebens gewesen. Jedem von ihnen sah man an, wie schwer es ihm fiel, daran zu glauben, daß die Welt ab hier und jetzt so endgültig groß und unüberbrückbar werden würde. Im letzten Augenblick wollte die Mutter von Georg noch wissen, daß nicht sie es sei, wegen der er gehe. Georg weinte: es sah ganz einfach aus; er steckte seinen Paß ein und sagte, denkt nicht mehr an mich! Dann heulte die Frau, leise, weil sie sich schämte, aber laut genug ihrem scheidenden Sohn hinterher. Der Vater legte ihr eine Hand auf die Schulter, und Paul wartete, daß Georg zu ihnen zurückkäme, rufend, das ging schnell! Er kam nicht wieder. Er hatte keine Angst gezeigt; seine Tränen, die er ihnen zur Erinnerung gelassen hatte, waren keine Zeichen von Reue gewesen. Er war gegangen, nicht nur von ihnen, auch vor sich selber war er gegangen.

Ade, ade, auf Wiedersehn
das Fliegen macht die Welt so schön
es macht das kleinste Leben riesengroß
zeigt jeden Rücken krumm und bloß.
Die Sonne frißt ein dicker Mann
blau färbt sie jeder Biß
wie es der Sommer kann.
Und kommt der Mensch im Flugzeug hoch
in die Luft, vergißt er seinen Traum im Seelenloch
und glaubt an Himmelsduft und sieht den Ozean als seichten See.
Er starrt den Himmel an wie eine Wolkengruft
sieht auf den Bergen unterm Wasser schwarzen Schnee.

Ein Mann blieb vor Paul stehen. Er hatte rote Zähne und redete seltsam gequält auf ihn ein. Es dauerte, bis Paul in ihm Zuzzi erkannte, so weiß war der Mann im Gesicht. Es verdrängte aus seiner Erinnerung das vollkommen andere Gesicht seiner Mutter, das so verändert gewesen war, daß Pauls Vater es kaum gewagt hatte, diese Frau, die er nun nicht mehr kannte, die er noch nie so erlebt hatte, zu berühren, zu trösten. Und Georg war gegangen. Nur ein

paar Meter weiter war er schon so weit fort gewesen, hinter Barrieren verschwunden, daß er für die Zurückbleibenden bereits in Napier angekommen war.

Das gerade Leben. Wer
hat es vor sich hinter sich gebracht
wer das Decken, das Schweigen
nicht nötig gehabt.
Mittendurch die Beine im Kopf
die Arbeit nicht geschenkt
den Tod erkämpft, einmal allen
gezeigt, daß nichts war.
Gerade und aufrecht
durch dick, dünn, alle
Höhen, Tiefen, Lieben, dazu
die Ehre, das Gewissen
ein verrauchendes Gesicht
im Schlag der Luft.
Geradeaus und immer so weiter
nicht nach links geradezu
rechts ist, wo das Herz nicht stört.

„Mir hängen schon die Därme raus“, sagte Zuzzi. „Zum Kotzen, wie es da drinnen kocht und gurgelt! Scheißwein! Scheißbier!“

„Scheißangst!“ sagte Paul. „Du scheißt vor Angst!“
Er sieht das Gesicht seines Bruders Georg vor sich, der auf dieser fernen Insel Neuseeland die Wolken anbetet und vor Freude schreit beim Anblick der unermeßlichen Weiten des Ozeans, der dort Pazifik heißt und der ihn trennt von allen und allem, zu dem er früher gehörte und das niemals seines war. Napier liegt da mit seinen überschaubaren Straßen und Häusern, an die Hänge gespült, wechselt sein Gesicht bei jedem Schritt, schöner werdend. Paul war es, als müßte er auf dem spiegelblanken Boden der Halle dahingleiten, herumwirbeln mit ausgestreckten Nerven, an keine Wand, keine Mauer mehr stoßen, nur noch an den Himmel, an das Licht der Sonne, aber Zuzzi fragte: „Und was machen wir, wenn man uns hier sieht?“

Jedesmal, wenn hinter den Panoramاسcheiben ein Flugzeug über die Startbahn zog und donnernd aufstieg, stieß Pauls Mutter einen schwarzen Schrei aus, der wie eine Wolke ihre Brust verhüllte und von ihren Tränen durchschlagen wurde.

Paul mußte lachen, als er Zuzzis Haltung sah. Er brauchte dieses Lachen, sonst hätte er sich selber an der Kehle gepackt und seinen dummen Kopf an der nächsten Säule zerschlagen. Zuzzis Schädel ragte kaum über seine Schultern hinaus, so unverwandt stierte er zu Boden, und er schützte sein Gesicht vor vermeintlich erkennenden Blicken, indem er sich häufig am Kinn kratzte oder sich die Augen ausrieb.

Zuzzi erinnerte Paul an seinen Vater, der sich an diesem Ort ebenso fremd gefühlt hatte. Er hatte abweisend gewirkt, als er Georg die Hand gegeben hatte.

Aber vielleicht war es nur Angst vor dem Abschied gewesen. Der Verlust, nicht weinen zu können.

Um sie herum zerrten die Leute ihre Koffer zu den Schaltern, hinter denen uniformierte Mädchen und Frauen saßen; Schweiß glänzte auf ihrer Schminke und ihre Lippen bluteten rot, wenn sie angestrengt lächelten. Vor ihnen fühlte er sich wie ein Tier, das am Boden klebte.

Und er wollte, daß ihm ein Paar Flügel wüchsen, hier und jetzt, Flügel aus Stahl und Flügel aus Federn, schnelle, kraftvolle Flügel, Schwingen, so scharf und stark, daß er mit ihnen den Himmel aufschneiden könnte, mit ihren Schatten Schnitte ziehen in die Brandung des Laubs. Er hob plötzlich einen imaginären Koffer vom Boden hoch, keuchte, als wäre er am Ende seiner Kräfte, und wackelte mit dem linken Bein; wie mit weichen Knien ging er ein paar Schritte, tat, als schleppete er eine ihn erdrückende Last, suchte mit der freien Hand nach Halt in der Luft; dann stöhnte er ingrimmig auf, zog die Unterlippe von den Zähnen und markierte den Schwerstarbeiter, der Container und Elefanten herumwuchtete. Dazu sang er das „Lied für einen Tanzochsen“, das er als Kind in einem Expeditionsbericht gelesen und auswendig gelernt hatte; inzwischen war vieles vergessen, und er sang nur das, an was er sich erinnern konnte:

„Der mit den roten Ohren,
der aussieht wie eine Wolke,
er ist von daher zurückgekehrt,
wo der Regen gefallen ist.“

So sang er, sprang herum wie mit krummgedrückten Knien, tat immer weiter so, als hingen ihm Koffer an beiden Seiten. Er schlurfte und bewegte den Kopf, ihn heftig und eckig gegen seine Schultern schlagend, als würde er sich den Schweiß aus den Brauen schütteln wollen.

„Der, der einen Schwanz hat“,
sang er,
„wie der Dorn einer Akazie,
der, der weiß ist wie ein Huhn,
der Ochse meines älteren Bruders,
der weiß ist wie ein Storch,
er ist aufgebrochen zum hohen Gras,
das dort wächst,
wo der Regen gefallen ist.“

Als er mit seinem Gesang am Ende war und seine alte Stimme wieder zurückkamen fühlte, da spürte er sie, die fettigen, heißen Koffergriffe in seinen Händen, Kanten aus Leder, Plastik und Metall, die in seine Lebenslinien schnitten, so daß sie ein verquollenes Rosa absonderten, das juckte und brannte. Aus dieser Erinnerung heraus ging er auf die Leute los und bat sie händeringend, ihn ihr Gepäck tragen zu lassen, umsonst, zur Übung; er fiel auf die Knie vor ihnen und tat, als kämpfe er ihrer Hartherzigkeit wegen mit Tränen und, flehentlicher werdend, zeigte er seine Muskeln an den hocherhobenen, ausgestreckten Armen.

Es war eine schöne Tobsucht, die ihn befallen hatte.

Zuzzi stand in weiter Ferne. Er erregte ein Aufsehen, hatte Zulauf; man scharte sich um ihn. Die meisten Leute machten gierige Augen; andere wagten kaum, ihm ins Gesicht zu schauen; manche lachten, und das klang jedesmal dumm und gemein. Zum ersten Male waren sie ihm nahe, ihre Köpfe, ihre Körper, ihre Duftwolken, ihre Maulgerüche, der Dampf, der ihren Kleidern entstieg, hatte etwas Fauliges, unendlich Lebensfernes an sich. Für sie hatte er sich abgeplagt, ihr Gepäck hatte er verladen, eine Arbeit für Arbeiter und Angestellte getan, den Dienstboten gelebt und immer gewußt, daß sie jene Länder und Landschaften zerstörten, die er liebte, von denen er träumte, so aufopfernd hoffnungslos. Ein Bundesgrenzschutzbeamter drängte sich zwischen den Menschen durch. Er trug eine Maschinenpistole umgehängt und fragte Paul: „Was soll das?“ „Ich arbeite hier!“ sagte Paul. „So? Wo?“ „Da unten!“ sagte Paul und zeigte auf den Boden. „Es stimmt!“ sagte Zuzzi. „Er macht nur Spaß!“ „Papiere, bitte!“ Paul gab ihm seinen Transportarbeiterausweis. Der Beamte betrachtete ihn ungläubig, verwirrt und sagte: „Ich nehme nicht an, daß Sie heute gearbeitet haben!“ „Haben wir nicht!“ sagte Zuzzi.

„Wenn ich meinen freien Tag habe“, sagte Paul, „spiele ich den Leuten am liebsten vor, was ich arbeite.“

Donna Hoffmeister

Arbeitswelt und Subjektivität

Am Beispiel einiger deutschsprachiger Gegenwartsromane

Das Bestreben, das eigene Zeitalter bewußt und kritisch zu erforschen, hat eingebaute Fallstricke. Unser Bewußtsein ist so sehr in unserer Zeit verankert, daß wir die Perspektiven unseres sozialen Umfeldes nicht unbefangen betrachten können. Es bleibt sich gleich, wie wissenschaftlich und rational unser Vorgehen ist — wir müssen prinzipiell unsere Voreingenommenheit in Betracht ziehen. Das Bedürfnis, die Welt, in der wir leben, und die Bedeutung dieser Welt für uns in bestimmte, wenn auch provisorische Schemata einzuordnen, ist ein genauso zwingendes Primärbedürfnis wie jenes des Essens und der Kleidung. Ein mögliches Scheitern hindert den neugierigen Menschen nicht daran, auf der Suche zu bleiben.

Der heuristische Wert der Literatur in diesem Kontext besteht darin, daß sie uns befähigt, zugleich synchronisch und diachronisch zu denken. Ein Roman stellt einen sozial geformten Charakter dar, wir dürfen über die Herkunft und deren Einfluß auf die Werte dieses Charakters spekulieren. Zugleich aber bildet die Welt des Romans ein Ganzes, nämlich die sprachlichen Voraussetzungen und unbewußten Triebe der Gesellschaft in einem bestimmten historischen Augenblick. Und indem Ideen und Ideale scheinbar eine immer kleinere Rolle im Alltag der gegenwärtigen Bundesrepublik spielen, wird die diachronische Dimension eines Romans, die Darstellung der Herkunft, immer wichtiger. Nicht daß wir einfache „Erklärungen“ brauchen. Aber indem das „erklärende“ Vorgehen eines Romans im Einklang mit den Formeln der Soziologie gelesen wird, eröffnet uns der Roman die Geheimnisse, die in unseren Oberflächen verborgen liegen. Denn der Roman illuminiert sprachlich eine Welt, die gerade das Verbindliche der Sprache, das Gewicht der Werte und Gefühle entbehrt, ja verachtet. Wir sind geneigt, den anderen eher nach seiner sozialen Umwelt als nach seinen persönlichen Meinungen zu beurteilen. Und in dem Roman wird das erreicht, was im Alltag neutral und nichts sagend bleibt: Die geheimen Fäden zwischen banaler Meinung und komplexer Herkunft werden ineinander verwoben.

Relativität der Werte und mangelnde Sinngebung sind Merkmale unserer Zeit. Wissenschaftler in allen Bereichen reden von einer Übergangszeit. So erleben wir vielleicht eine Verwirrung, die aus einer gesellschaftlichen Wandlung entsteht und die auf politische, ideologische und ästhetische Vorstellungen der Menschen einwirkt. Zwei Aspekte davon möchte ich betonen: daß die Soziologie sich ironischerweise bis zur Stufe entwickelt hat, wo „Werte“ oder vielmehr das Verschwinden der Werte sich mit erstaunlicher Genaigkeit ermessen läßt; und daß die Wandlung in jüngster Zeit gerade in der allgemeinen Schätzung der Arbeitswelt am eklatantesten sichtbar wird. Der amerikanische Soziologe Ronald Ingelhart prägte die Formel der „stillen Revolution“ für den Wertewandel in den westlichen Industriegesellschaften, von materiellen Aspekten des Lebens hin zu einer Hochbewertung der immateriellen.

Selbstverwirklichung, Solidarität, Autonomie, Mitbestimmung am Arbeitsplatz, Redefreiheit und eine weniger unpersönliche Gesellschaft sind für Ingelhart post-materielle Werte.¹

Nicht alle Arbeit gibt einem eine annehmbare Identität. Mit einer menschengerechten Gestaltung der Arbeit ist das Problem bei weitem nicht gelöst, da die Humanisierung der Arbeit nicht nur mit organisatorischen oder führungs-technischen Maßnahmen zu tun hat. Läßt sich Arbeit überhaupt humanisieren? Gilt Hegels Diktum, daß die Arbeit der Motor der Geschichte ist, auch für unser Jahrhundert? Daß die Arbeit im Zentrum unseres Lebens zu stehen hat, scheint nicht mehr selbstverständlich zu sein. Oder sind diese Wertungen bestimmter soziologischer Untersuchungen ein Bestandteil der Ideologie, die Arbeitslosigkeit zu verdrängen? Um festzustellen, wie der Wertewandel des Arbeitslebens durch die Literatur gestaltet wird, las ich einige Romane der letzten zehn Jahre, die Arbeit zum zentralen Thema haben. Literatur ist schließlich ein Seismograph für gesellschaftliche Wandlungen. Die Mehrzahl der anerkannten deutschsprachigen Autoren der letzten dreißig Jahre befaßt sich mit den alten Themenkreisen der bürgerlichen Literatur, in deren Zentrum das privilegierte Leiden und der empfindsame Einzelgänger stehen, ohne sich wirklich auf die gesellschaftliche oder arbeitsbezogene Realität zu beziehen. Andere Autoren, wie Gernot Wolfgruber, Wilhelm Genazino, Ludwig Fels, Franz Innerhofer, Hans Dieter Baroth, Beat Sterchi, Silvio Blatter, Franz Böni, Hermann Lenz und Michael Scharang, die sich einer ästhetischen Vermittlung des Alltags widmen, gehören aber nicht mehr zu den Randerscheinungen des literarischen Lebens. Ihre Namen kennt man, ihre Werke vielleicht nicht. Diese Autoren repräsentieren verschiedene Generationen und stammen aus verschiedenen Regionen des deutschsprachigen Bereichs. Sie haben zum Teil hohe Auflagenzahlen in renommierten Verlagen. Sie weichen von der Norm ab, indem sie einen oft gewöhnlichen Wortschatz, ein betont gesellschaftliches Interesse und eine Alltagsthematik wählen, die dem Geschmack jener Akademiker und Literaturkritiker, die mit Ästhetizismus und Privatismus erfolgreich geworden sind, nicht zusagt. Zur ästhetischen Vermittlung des Alltags gehört nämlich, daß Trivialität und Nihilismus sich zu etwas Explosivem und Gefährlichem vermischen. Solch eine Literatur muß als ein Angriff auf den guten Ton der Hohen Literatur verstanden werden. Dazu bemerkt Martin Walser: „Es gibt zwei Literaturen in der Bundesrepublik: in der einen bedingen Wirklichkeitsverlust und Verzweiflung einander; in der anderen provoziert die konkrete tägliche Verletzung eine literarische Antwort, die die Bedingungen der Verletzung enthält.“²

Meiner Überzeugung nach hat diese Literatur eine lebensbezogene und für den Alltag relevante Funktion. Die literarische Verarbeitung des Alltags zeigt diese Realität von einem anderen und neuen Standpunkt und entdeckt neue Möglichkeiten, sich mit dem Leben auseinanderzusetzen. Durch das Hervortreten einer einzelnen Zentralfigur führen diese Autoren das Erbe des Modernismus fort und sind in diesem Sinne konservativ. Entscheidend ist aber auch, daß sich der Mensch mit dem Individuum, das im Mittelpunkt dieser Romane steht, identifizieren kann. Noch nie hat man in solchem Maße versucht, im deutschsprachigen Raum einen sozialen Bereich wie Arbeit vom

Standpunkt des einzelnen Protagonisten zu deuten. Die Autoren befassen sich mit dem subjektiven Bewußtsein der Romanfigur, nicht mit seiner privaten und subjektiven Bürgerlichkeit, sondern mit den seelischen Konflikten, die von den Arbeitserfahrungen in die private Sphäre hineinwirken. Neu ist die Synthese von Intimem und Öffentlichem, von Introspektion und Zeitkritik. Diese Wechselwirkung wirft die Frage nach der sinnvollen Funktion der Arbeit für das Individuum auf, was bei früheren Betrachtungen der Arbeitsthematik oft nicht der Fall war. Von der älteren Industrieliteratur behauptet Volker Neuhaus z. B.: „Der Mensch erscheint durch die Arbeitsteilung nicht als Individuum, sondern nur im Kollektiv des Betriebes. So hat es die Industrieliteratur immer mit einem Komplex aus Menschen, Maschinen und Material zu tun, der als Ganzes nur schwer in den Blick zu nehmen ist.“³ Aber aus der Sicht des konkret zu erfassenden Protagonisten bleibt die Arbeitswelt eine allumfassende Lebenswirklichkeit, die Gefahren für den einzelnen birgt, wie Apathie, Sinnentleerung, Langeweile und fehlende Geselligkeit. Romanhelden im Sinne des traditionellen, humanistisch orientierten Menschenbildes, die sich organisch-chronologisch zu einer selbstbewußten Persönlichkeit entwickeln, sind nicht die Protagonisten der neuesten Alltagsliteratur. Diese empfinden ihre Identität als disparat, widerspruchsvoll und prekär. Gerade ihre Anfälligkeit für Enttäuschungen bietet Identifikationsmöglichkeiten für den heutigen Leser. Arbeit, wie sie in den Romanen und Erzählungen dargestellt wird, kann nicht mehr als das Maß aller Dinge verstanden werden. So entdecken wir das Individuum statt das Kollektiv, psychische Prozesse statt Arbeitsvorrichtungen, Beschreibungen statt Erbauung, Fatalismus statt Utopie. Diese Autoren schreiben keine sozialen Arbeitsromane im Sinne des 19. Jahrhunderts, wie etwa Karl Gutzkow, Berthold Auerbach, Ernst Willkomm, Karl Immermann oder Robert Prutz, und auch keine Arbeitsliteratur wie die Gruppe 61 oder der Werkkreis Literatur der Arbeitswelt. Die psychologischen Auswirkungen auf den Protagonisten treten eher hervor als sozial aufklärende Lehren. Und wenn in den Romanen Alternativvorstellungen zu dieser Arbeitswelt artikuliert werden, ergeben sich meist düstere Visionen. Die Perspektiven, die den heutigen Wertewandel ausdrücken, verhalten sich der marxistischen Weltanschauung gegenüber skeptisch. Der Wunsch nach Emanzipation ist vorhanden, aber wirkliche Alternativen scheinen nicht durchführbar.

Materieller Überfluß prägte über Jahrzehnte die Situation, noch mehr das Bewußtsein in der Bundesrepublik, in Österreich und der Schweiz. Die Generation der Schriftsteller, die in den fünfziger Jahren debütierte — etwa Ingeborg Bachmann, Günter Grass, Siegfried Lenz, Uwe Johnson, Hans Magnus Enzensberger —, leitete eine Wende ein, die eher Mutmaßungen als Gewißheiten artikulierte. Dies mag als eine Reaktion auf die Erfahrungen der damaligen Zeit zu erklären sein. Autoren, die sich während der letzten zehn Jahre mit akuten Problemen, Gedanken, Gefühlen, Wünschen und Vorstellungen der Arbeitswelt befassen, wuchsen zwar in eingeschränkten kleinbürgerlichen oder proletarischen Verhältnissen auf, aber im allgemeinen existierten für sie eine stabile politische Realität und ökonomische Sicherheit. War es gerade ihre Existenzsicherheit, die es ihnen ermöglichte, ihrem subjektiven

Unbehagen trotz technologischem Fortschritt, ihrem Gefühl der Fremdheit am Arbeitsplatz Ausdruck zu geben? Arbeit als Mittel der Selbstverwirklichung und der Traum von einer sinnvollen Tätigkeit sind ihnen suspekt geworden. Diese Autoren haben meiner Meinung nach diese stille Revolution und radikale Veränderung der Lebensorientierung wirkungsvoll zum Ausdruck gebracht.

In Gernot Wolfgrubers Roman *Niemandsländ* ist die Hauptfigur Georg Klein das Zentrum des gesamten Romangeschehens; seine Unsicherheit, Verwirrung und Schmerz als Aufsteiger, der die Fabrikwelt gegen Büroarbeit austauscht, wird überzeugend dargelegt. Er will nicht mehr als Fabrikarbeiter identifiziert werden, jedoch fühlt er sich als Büroarbeiter nicht voll anerkannt: „Die Angst, für einen Eindringling gehalten zu werden, war immer nur kurz wegzudenken. Ununterbrochen meinte er, beweisen zu müssen, daß er dazugehört . . . Oft hatte er plötzlich das Gefühl, in ein Niemandsländ getragen zu sein“ (S. 205). Im Niemandsländ der Arbeitswelt herrscht Anonymität, aus der Klein kein persönliches Wohlbefinden schöpfen kann; das Gerät des „Bildungsromans“ ist vorhanden, aber der Traum einer integrierten Gesellschaft, die die Entwicklung der schöpferischen Individualität befördern sollte, ist aufgelöst. Aus der Fabel wird klar, welche Erlebnismöglichkeiten Georg Klein offenstehen und welche ihm verschlossen bleiben. Wolfgruber beschreibt sehr genau, wie Klein seine Welt erfährt und welche Voraussetzungen seine Weltanschauung formen. Gerade die Mentalität und soziale Umgebung seiner Arbeiter-Herkunft, die er von klein an in sich aufnimmt, muß er ablegen, um in seiner neuen Umwelt zurechtzukommen. Die Fragwürdigkeit eines solchen Unternehmens, die Entfremdung von den Normen seiner Eltern und der Arbeiteridentität seines Vaters, wird an Kleins beängstigendem Gefühl der Identitätsverwirrung klar. Die „Bildung“ in diesem „Bildungsroman“ ist die gewonnene Einsicht, wie prekär solch eine Pseudo-Identität sein kann, die sich nur auf die Arbeit stützt.

Arbeit beherrscht auch das Leben des Chauffeurs Xaver Zürn in Martin Walser's *Seelenarbeit*. In gleicher Weise wird hier die „Bildung“ eines gesellschaftlichen Wissens und einer selbstbezogenen Wahrnehmung dargestellt. Die Berufswirklichkeit ist für Zürn eine konkrete, dominante Lebenswirklichkeit. Vermittels der durch seine kleinbürgerliche Herkunft vorgeprägten Anschauungsweisen nimmt er seine Arbeitswelt wahr, und er reflektiert seine Situation so: „Du lebst ja nicht. Du fährst von da nach da und wieder zurück“ (S. 46). Wie in Wolfgrubers Roman finden die meisten Romanereignisse im Innern der Hauptfigur statt. Xaver Zürn ist überzeugt, daß sein Chef ihn nicht richtig kennt und daß nur seine zuverlässige Arbeitskraft zählt. Seine unterwürfige, eindimensionale Arbeitsrolle hat Magenschmerzen und Schlaflosigkeit zur Folge. Ihm ist klar, daß diese Arbeitssituation nicht aufrechtzuerhalten ist, aber er fühlt sich selber zu hilflos, um eine Änderung vorzunehmen.

Franz Holl, der Protagonist in Franz Innerhofers Roman *Schöne Tage*, findet keine erträgliche Identität durch die Arbeit als Knecht auf dem Bauernhof seines Vaters. Wie bei Wolfgruber und Walser bedeutet Arbeit Angst, Tarnung und psychosomatisches Leiden. In einem noch weiteren Sinne als bei

Wolfgruber und Walser sind aber Leben und Arbeit in diesem Roman eins. „Nur indem er sich bis über die Ohren mit Arbeit überzog, konnte er sich wenigstens bei Tag vor den gröbsten Zugriffen in Sicherheit bringen. Zwar hatte es vieler blutig gestoßener Zehen, auferissener Ohrläppchen, brennender Wangen, Hautabschürfungen, gehirnlähmenden Geschreis und anderer Unannehmlichkeiten bedurft, bis der Bauer ihn soweit hatte, aber nun hatte Holl diese Hürde hinter sich, so daß er sich gegen die anderen Schikanen wenden konnte. Die Arbeit war seine Rückendeckung und Gesichtsmaske zugleich“ (S. 99). Durch diese Darstellung von provinzieller Rückständigkeit und übermäßigem Arbeitszwang auf einem Bauernhof in Österreich schreibt Innerhofer nicht nur gegen den traditionellen „Bildungsroman“, sondern auch gegen die Arbeitsliteratur des neunzehnten Jahrhunderts, die Bauernarbeit als einfach, heil und nicht entfremdet schilderte. Bauernarbeit bedeutet für Innerhofer wie auch für Gotthelf und Hermann Stehr Unterdrückung, Einsamkeit und Entwürdigung. Trotz der Arbeit, die er verrichtet, entwickelt sich Franz Holl zu einem selbständigen, wenn auch unsicheren Individuum. Im Vergleich mit der sachlich soziologischen Genauigkeit eines Wolfgruber, mit den humorvollen Grotesken eines Walser schreibt Innerhofer lapidar, unbeholfen und schonungslos.

Ich interviewte zehn dieser Autoren, um einen besseren Einblick in ihre Einstellungen zu erhalten. Die Fragen waren fast die gleichen, in allen Interviews, um einen gemeinsamen Nenner zu entdecken, der diese Autoren miteinander verbindet. Das Interview mit Ludwig Fels wird hier abgedruckt. Fels, wie auch Innerhofer, gehört zu jenen Schriftstellern, die in schwierigen, ärmlichen sozialen Verhältnissen aufgewachsen sind. Die Helden von Fels sind alle milieugeschädigte Menschen, die verzweifelt und vergeblich nach einer akzeptablen Identität suchen. Wie Innerhofer und Wolfgruber machte auch Fels seine Erfahrungen als ungelernter Arbeiter, bis er, siebenundzwanzigjährig, freier Schriftsteller wurde. Seine rauen Darstellungen des Alltags vermitteln eine militante und kompromißlose Kritik an der bundesdeutschen Gegenwart. Seine Kritik ist durchaus sozial, auch wenn er sich der privaten Seite des Lebens zuwendet. Das Drama *Lämmermann* (1983) z. B. hat drei Schauplätze: das Haus von Lämmermanns Eltern, die Wohnung seiner Freundin und seinen Arbeitsplatz auf einer Baustelle. Das Alltagsleben bezieht sich nicht nur auf die Arbeit, sondern auch auf die Freizeit und das Familienleben. Das Drama zeigt, wie einerseits ein sozialer Aussteiger die Rolle des Sohnes, des Deutschen und des Arbeiters nicht mehr annehmen kann, aber andererseits auch keine neuen Möglichkeiten findet. Im Roman *Unding der Liebe* (1981) werden uns Georg Bleisteins emotionale Probleme nicht nur in der Großraumküche, wo er arbeitet, sondern auch bei seiner Tante, Mutter und Großmutter vorgeführt. Arbeit ist ein integrierter Teil seiner trostlosen Realität.

Kritiker sind geneigt, Fels als sozialen Realisten oder Erlebnisrealisten⁴ zu bezeichnen, weil er sich, wie Franz Xaver Kroetz, unentwegt proletarischen oder kleinbürgerlichen Lebensbereichen zuwendet; aber keineswegs möchte man seine Schreibweise als realistisch bezeichnen. Seine Stücke und Hörspiele sind szenische Collagen und lyrische Monologe, und sein Roman enthält

einen wichtigen Kommentar mittels der eingestreuten Gedichte. Die expressiven Formulierungen seiner Helden zeugen von Kenntnissen, die nicht zu diesen Protagonisten passen. Die stilisierte Sprache, die zugespitzten Konstellationen und die aufrührerische Intention erinnern an den Expressionismus. Den schwierigen Konflikt zwischen Alltag und ästhetischer Weltorientierung bewältigt er mit einer metaphorischen, ungestümen Sprache anstelle der analytischen Betrachtungsweise eines Gernot Wolfgruber. Wie die Expressionisten sieht auch er die Apokalypse hinter unscheinbaren alltäglichen Ereignissen. Die Details im Alltag der kleinen Leute, die Untergrabung der traditionellen bürgerlichen Ästhetik und expressionistische Widerborstigkeit sind Hauptaspekte seiner literarischen Schöpfungen. Obwohl man ihm Sentimentalität und ziellose Melancholie vorwirft, ist es doch gerade seine scharfsinnige,vehemente Kritik, die uns einen ungewöhnlichen Einblick in unsere Gesellschaft gibt.

Das folgende Interview fand am 25. August 1984 am Wiener Westbahnhof statt.

D. H.: Ich habe hier eine Liste von Gegenwartromanen, die die Arbeitswelt zum Thema haben. Auf der Liste stehen *Niemandsland* (1978) von Gernot Wolfgruber, *Abschaffel* (1977) von Wilhelm Genazino, *Seelenarbeit* (1979) von Martin Walser, *Schöne Tage* (1974) von Franz Innerhofer, *Blösch* (1983) von Beat Sterchi, *Genormte Tage, verschüttete Zeit* (1976) von Silvio Blatter, *Die Wanderarbeiter* (1981) von Franz Böni, *Die Fälschung* (1979) von Nicolas Born, *Ein Fremdling* (1984) von Hermann Lenz, *Das schnelle Glück* (1978) von Peter Rosei, *Fremde Kämpfe* (1984) von Wilhelm Genazino und *Aber es waren schöne Zeiten* (1978) von Hans Dieter Baroth.

Kennen Sie diese Autoren?

L. F. Ja, dem Namen nach. Sie möchten wissen, wen ich besser kenne. Den Gernot Wolfgruber habe ich gelesen, aber nicht dieses Buch, sondern *Herrenjahre* (1979), wo er das Arbeitsthema etwas direkter behandelt hat. Wilhelm Genazino habe ich gelesen, *Abschaffel*. Er hat eine Trilogie geschrieben, 3 Bände, die habe ich alle gelesen. *Schöne Tage* von Innerhofer habe ich gelesen, Beat Sterchi, von Nicolas Born kenne ich *Die Fälschung*, das ist dieser Roman, der im Libanon spielt, in Beirut. Peter Rosei habe ich noch nicht gelesen, Hermann Lenz auch nicht. Von Walser ein anderes Buch; ich bin kein Walser-Fan. Er ist eigentlich ein bürgerlicher Schriftsteller im besten Sinne des Wortes, aber andere Leute kaufen seine Bücher, ich habe es nicht nötig.

D. H. Sehen Sie von den Büchern, die Sie gelesen haben, eine Verbindung zu Ihrer Arbeit?

L. F. Das ist schwer zu beantworten. Das ist eine Sache des Gefallens oder des Nichtgefallens. Gernot Wolfgruber gefällt mir. Er ist auch von der untersten Schicht der Bevölkerung, der Arbeiter, nach oben gekommen, um Schriftsteller zu werden; ein ziemlich erfolgreicher. Er ist auch in der Bundesrepublik sehr bekannt. Dann entsteht plötzlich die Lust und das Interesse daran, weil es sehr wenige Leute gibt, die ehemals Arbeiter waren und dann plötzlich am Schreibtisch sitzen und bekannte Schriftsteller sind. Deshalb bin

ich auf ihn gestoßen. Von Genazino hat mir der Stil sehr gut gefallen; das habe ich alles gelesen. Die Entfremdung dieses Angestellten, dieses Abschaffens. Franz Innerhofer, das liegt schon mehrere Jahre zurück. Er hat damals ein Thema bearbeitet, das nicht so geläufig war, das Leben eines jungen Knechts auf dem Lande. Das war damals etwas fremd. Das gleiche gilt für den Roman Blösch, ein phantastisches Buch. Mit einem guten Lektor wäre es wahrscheinlich dichter und prägnanter geworden. Böni und Blatter kenne ich nicht.

D. H. Haben Sie vorher Romane über Arbeiter gelesen?

L. F. Meine erste Lektüre war nicht über Arbeiter, das hat mich gelangweilt. Ich war darauf ausgerichtet, etwas anderes zu lesen. Ich war ein großer Verehrer von Hemingway z. B., und Spanien und Stierkampf war tausendmal spannender als der Lebensbericht eines am Fließband Arbeitenden. Mit dieser Art von Literatur bin ich eigentlich erst in Verbindung gekommen, als ich schon Schriftsteller war. Da war einfach der Wunsch da, mich zu informieren, und ich habe plötzlich gemerkt, unter welchen Etiketten ich behandelt worden bin. Ich bin durch die Literatur zur Geschichte der Arbeiterbewegung gestoßen. Damals gab es ja auch schon Leute, die über die Geschichte der Arbeitswelt geschrieben haben. Dieser Trend ist gar nicht so neu. Ich habe gemerkt, daß dies ein eigenes Literaturfeld ist. Und natürlich habe ich dann Upton Sinclair gelesen. Das ist sowieso der Allerbeste. Dazu kommt auch Max von der Grün, Günter Wallraff. Wenn ich die Wahl hätte zwischen Arbeiterlyrik und Gottfried Benn, würde ich natürlich Gottfried Benn lesen, weil ich wirklich als Mensch etwas davon habe.

D. H. Wenn Sie sich in eine Tradition einreihen müßten, in welche würden Sie sich einreihen?

L. F. Das ist eine schwierige Frage. Ich habe darüber noch nicht nachgedacht. Ich hätte gerne im Zeitalter der Expressionisten gelebt. Mit denen fühlte ich mich irgendwie artverwandt. Ich habe ungeheuer viel davon profitiert, daß ich sie zufällig mal entdeckt habe. Da würde ich mich einreihen. Ich bin natürlich kein Expressionist. Was mir noch gefällt, sind die Romane von Oskar Maria Graf. Bücher bayrischer Autoren lese ich gerne, weil ich in Bayern aufgewachsen bin. Das ist mir vertraut. Die ganz großen Realisten mag ich nicht so sehr.

D. H. Hat Sie die Intensität der Expressionisten interessiert?

L. F. Ich habe mit Lyrik angefangen. Jetzt, wo ich Prosa schreibe, wo ich Romane schreibe, habe ich immer noch den Wunsch, Bilder zu beschreiben. Das ist eine Sucht in mir, Bilder zu beschreiben. Ich kann die realistische Handlung mit Bildern garnieren, die vielleicht manchmal etwas expressionistisch sind. Man sollte es nicht so sehr lesen, man sollte es sehen. Was ich sehr schätze — das sollten Sie sich vielleicht einmal zulegen —, ist ein Buch von Paul Nizan, *Das Leben des Anton B.* Das ist ein Zeitgenosse Sartres. Nizan ist früh gestorben; er war ein großer Frauenheld. Er beschreibt das Leben seines Vaters, der Eisenbahnbeamter war. Das ist sozusagen meine Bibel, also müßte ich schreiben können. Das ist ein Mann, der als Arbeiter angefangen hat und dann aufstieg zum Ingenieur. Er hat sich entfremdet von seiner Klasse und dann die falsche Frau geheiratet. Er ist völlig aus seinem alten

Leben hinausgekommen, er lebte gutbürgerlich, anständig. Aber er lebte nicht. Und diese Geschichte bis zu seinem Tod ist so gut, daß man es mit gar nichts anderem vergleichen kann. Wahrscheinlich gibt es keine Geschichte, die daneben bestehen könnte. So gut müßte man als Autor schreiben können, dann wäre es richtig.

D. H. Ist Film für Sie wichtig?

L. F. Wichtig insofern, daß ich jemand bin, der durch das Sehen auf die Dinge stößt. Ich sehe etwas, und dann passiert etwas. Der Bildermensch — sagt man — muß immer etwas sehen. Eine schöne Fotografie kann mich inspirieren zu einem Text oder zu einem Gedicht. Das genügt mir. Da fällt mir alles mögliche dazu ein. Für mich ist das Wichtigste das Sehen, nicht so sehr das Lesen.

D. H. Haben Schriftsteller denn Kontakt miteinander?

L. F. Sicher gibt es Schriftsteller, die Kontakt miteinander haben. Ich glaube, es ist nicht so schön, wenn Schriftsteller miteinander verkehren. Ich kenne den Gernot Wolfgruber. Den mag ich auch menschlich sehr. Manchmal mag man das Buch, aber den Schriftsteller nicht. Daß beides stimmt, ist selten.

D. H. Wie hat man über Arbeit in Ihrem Elternhaus gesprochen?

L. F. Ich weiß, was Sie meinen, aber es ist etwas schwierig zu sagen. Man hat wohl wenig darüber gesprochen. Man hat die Arbeit gemacht, weil man sie machen mußte. Das Leben war von Arbeit bestimmt. Ich hatte keinen Vater. Damit war das Thema erschöpft. Man wollte nicht weiter eindringen in diesen Komplex. Das war kein Thema für Feierabend. Das ist auch heute noch so, daß der Arbeiter nicht über seine Lage nachdenken möchte.

D. H. Was hat Ihre Mutter gemacht?

L. F. Sie war Putzfrau. Die Männer blieben nicht bei ihr, nur die Kinder.

D. H. Können Sie mir etwas von Ihrer Arbeitserfahrung erzählen?

L. F. Das steht eigentlich in jedem Buch, was ich gemacht habe. Das ist so lange her, daß ich in der Fabrik gearbeitet habe. Da kommt man sich schon ein bißchen vor wie ein Märchenerzähler. Sie wissen, in der Erinnerung wird alles sehr leicht. Ich halte es im Moment auch nicht mehr für so wichtig, was ich gewesen bin. Die Gegenwart ist wichtiger. Deshalb glaube ich, wenn ich etwas erzählen würde aus dieser Zeit, dann würde ich berichten, was jeder andere auch sagen würde. Ich halte mich auch nicht für einen Arbeiter-Schriftsteller.

D. H. Hat die Vergangenheit für Sie trotzdem eine emotionale Bedeutung?

L. F. Man kann die Erfahrungen nicht abschütteln. Man hat eine bestimmte Art, auf bestimmte Dinge zu reagieren, wie es z. B. Leute mit bürgerlicher Erziehung nie machen würden. Ich weiß, was war; aber ich lebe heute in anderen Verhältnissen und in einer anderen Wirklichkeit. Ich gebe zu, daß mir die damalige Arbeit nicht gefallen hat. Jetzt im Moment bin ich hauptsächlich Schriftsteller und muß mich mit dieser Arbeitswelt auseinandersetzen. Ich muß sehen, wie ich zu meinem Geld komme. Es heißt nicht umsonst Kulturbetrieb. Es ist wirklich ein Betrieb. Es ist genauso anstrengend, man wird müde und genauso unglücklich wie in einer Fabrik oder in einem Büro.

D. H. Wieviel Lebenserfahrung von Ihnen steckt in Ihrem Buch *Unding der Liebe*?

L. F. Es ist nur eine Person, die ich erfunden habe. Sie ist nicht identisch mit mir.

D. H. Haben Sie in einer Großküche gearbeitet?

L. F. Diese Erfahrungen mache ich ein bißchen anders. Ich habe Freunde gehabt, die alle in einer Großküche gearbeitet haben und über die Verhältnisse gut Bescheid wußten. Was ich nicht wußte, habe ich mir von diesen erzählen lassen, und mit ein bißchen Phantasie und dem Wissen, was Arbeit ist, kann man dann darüber schreiben. In den nächsten Monaten beginne ich einen neuen Roman über einen Mann, der auf einem Flughafen arbeitet in der Gepäckabfertigung. Das habe ich noch nie gemacht. Der Mann hat Fernweh, darf aber selbst nicht reisen. Er muß den ganzen Tag hart arbeiten, Koffer schleppen usw. Da sind schöne Brüche. Da bricht die Realität auseinander. Das ist interessant. Meine Frau gab mir den Rat, einfach den Betriebsrat anzurufen. Ich durfte eine Betriebsbesichtigung machen. In Österreich geht das alles, da ist man nicht so genau wie in Deutschland. Ich fuhr zum Flughafen und habe mich über den ganzen Arbeitsablauf informiert. Ich sah, wie das Gepäck ankommt, wie es umgeladen und weitertransportiert wird. Ich habe mir meine Notizen gemacht, und wenn ich nicht gut Bescheid weiß, kann ich jederzeit anrufen und mich genau erkundigen. Nun habe ich diesen Bereich gesehen und kann mir diese Arbeit vorstellen. Es ist ganz schön harte Arbeit.

D. H. Inwieweit leidet die Hauptperson in Ihrem Buch, Georg Bleistein, unter den persönlichen Problemen (er hat keine Bezugsperson) und wie weit unter den Problemen, die durch die Arbeit entstehen?

L. F. Der Arbeitsplatz als solcher trägt nicht so sehr dazu bei, daß er Probleme mit Frauen und Verwandten hat. Die Arbeitsprobleme werden aber verstärkt, wenn man mit Liebeskummer in den Betrieb geht und die Kollegen schweinische Reden halten; dann passiert etwas sehr Schlimmes im Menschen. Der Arbeitsplatz ist immer eine Verschärfung der persönlichen Konflikte, weil man dort mit Leuten zusammenkommt, mit denen man kommunizieren muß. Wenn man in eine andere Realität hineingestellt wird, kann das sehr oft etwas schlimmer machen und selten etwas besser. Die Arbeit ist nicht ursächlich daran schuld, daß er kaputtgeht.

D. H. Georg Bleistein ist gebrandmarkt durch sein Übergewicht. Inwieweit ist er ein Sonderfall, und inwieweit steht er für viele?

L. F. Er ist natürlich hier als Symbol gedacht für die Wohlstandsgesellschaft. Er nimmt nämlich alles wörtlich, was man ihm in der Werbung vorsetzt. Er sieht das Fleisch auf dem Plakat und ist dadurch das Opfer der großangelegten Verdummungs- und Verfettungskampagne. Bei ihm beweist sich, daß Konsumieren — immer schneller, immer mehr — ihm den Zugang versperrt zu anderen Menschen. Georg Bleistein ist ein trauriger, komischer Held, der sich am Ende nur durch Bösartigkeit wehren kann, ein Gewaltpotential entwickelt. Das halte ich für „gesund“. Die Probleme werden zwar dadurch schlimmer, aber das ist sein einziges Ventil. Er ist am Ende.

D. H. Haben Sie als Schriftsteller ein Klassenbewußtsein?

L. F. Oh, oh!

D. H. Schweben Sie irgendwo?

L. F. Ich weiß, daß ich in einer Klassengesellschaft lebe, die dauernd so tut,

als ob es keine Klassengesellschaft gäbe. Wenn man länger darüber nachdenkt — als Schriftsteller ein Klassenbewußtsein zu haben, halte ich für unmöglich. Als Schriftsteller ist man Einzelgänger, ob man will oder nicht. Man muß es sein. Das Höchste, was man haben kann, ist Sympathie oder Antipathie für eine gewisse Klasse oder Schicht, und das habe ich bestimmt. Ich bin wahrscheinlich schon ein klassenbewußter Mensch, weil ich weiß, wen ich nicht zu mögen habe. Aber dazu gehören natürlich auch Arbeiter, die kein Klassenbewußtsein haben.

D. H. Auch die Freiheit hat ihre Grenzen, haben Sie geschrieben, meistens hinter dem Horizont.

L. F. Mhm.

D. H. Ernst Jünger meint, daß die Freiheit sich in und durch Arbeit verwirklichen läßt. Wie stehen Sie dazu?

L. F. Prognosen zu machen, gelingt mir nicht. Das wäre ein Wunschtraum, daß ein Mann bei der Arbeit Mensch sein kann. Ich glaube nicht, daß der je eingelöst werden kann. Wir leben in einer Gesellschaft, wo die Technologie ein Religionsersatz ist.

D. H. Ich habe das Gefühl, daß die Gedichte, die in Ihr Buch eingestreut sind, wie die Wurst auf dem Brot sind.

L. F. Wo haben Sie das her, das stimmt genau. Das klingt, als würden Sie zitieren, was ich noch nicht gesagt habe. Das sind Lustprinzipien. Wenn ich mir schon die Arbeit mache, einen Roman zu schreiben — und das ist keine leichte Arbeit —, und ich jemand bin, der von der Lyrik herkommt, also Gedichte geschrieben hat, nehme ich mir die Freiheit, es etwas sinnlicher zu machen, was mir mit der Prosa nicht gelingen würde. Das Ergebnis haben Sie ja gelesen.

D. H. Haben Sie gesellschaftliche Gegenvorstellungen, die Bleistein nicht hat?

L. F. Natürlich habe ich Gegenvorstellungen. Ich bin natürlich weiter als Georg Bleistein. Mir ging es nicht darum, ihm Auswege zu ersinnen, wie er sein Leben durch irgendwelche politische Ansätze verändern kann. Mir ging es darum, darzustellen, daß auch ein so deformierter Mensch mit der Sinnlichkeit zureckkommen muß, die bei ihm durch ein falsches Ventil entweicht. Ich will versuchen darzustellen, wie gut es wäre, wenn diese sinnlichen Kräfte sich positiv entfalten könnten.

D. H. Sie projizieren in Georg Bleistein Ihre eigenen Gedanken hinein?

L. F. Es ging mir nicht um den Geisteszustand des Georg Bleistein, es ging mir eher um seinen Gefühlszustand. Das war mir wichtiger. Er muß schon seinen Kopf gebrauchen. Für die Verhältnisse, in denen er lebt, hat er einen gut entwickelten Kopf, Phantasie, Schmerzbereitschaft usw. Er ist ein außergewöhnlicher Mensch, muß es sein. Aber Hauptsache war, was in seiner Seele vorgeht.

D. H. Es war Ihnen auch wichtig, daß der Leser dieser Figur näherkommt?

L. F. Ich glaube nicht, daß es Leser gibt, die sich mit Bleistein identifizieren könnten. Es war ein Wagnis, so eine Figur zu nehmen. Das wußte ich. Aber man sitzt nicht am Schreibtisch und macht sich alles so zurecht, man schreibt einfach. Aber mir war, wenn dieser Mensch die Sympathie der Leser erringen

möchte, wird er es schwer haben. Die Sympathie wird er nur erringen, wenn der Roman gut geschrieben ist, wenn ich das Letzte dafür hergebe. Das habe ich getan. Deswegen hat er eigentlich auch Leser bekommen.

D. H. Wollten Sie auch ein kritisches Bewußtsein über ihn hervorrufen?

L. F. Ich wollte eines erreichen beim Leser, daß er solche Menschen wie Bleistein, die wirklich herumlaufen in der allernächsten Nachbarschaft, richtig erkennt. Aber da muß ich jetzt noch etwas weiter ausholen. Beim Schreiben habe ich mir immer vorgestellt, daß man unwillkürlich Angst bekommt, wenn so ein Koloß auf einen zuwalzt. Man geht auf Distanz, hat Angst vor ihm, aber man muß es so weit bringen, daß man diesen kleinen Vogel, diese verängstigte Seele in ihm fühlt. Das sollen die Leser lernen, damit die den Hintergrund erkennen. Man erwartet Gewalttätigkeit von ihnen. Sie sind aber alle mehr oder weniger Feiglinge, haben Angst und werden immer verkannt. Die Volksmeinung ist so, daß die Dicken immer lustige, fidele Leute sind, die mit Leidenschaft genießen.

D. H. Er sucht die Geborgenheit. Ist das eine Utopie?

L. F. Geborgenheit, Utopie? Das ist das Streben jedes Menschen nach einem Nest, nach einer Höhle, nach jemand, der ihn versteht. Ob man sie dann wirklich erreicht, diese Geborgenheit, das kann man nicht verallgemeinern. Aber es gibt diese Geborgenheit. Für ihn bleibt im Roman natürlich die Geborgenheit eine Utopie. Er findet sie nicht. Aber ich glaube schon, daß es Menschen gibt, die Geborgenheit finden oder die Geborgenheit gefunden haben.

D. H. Und es ist auch ein Wert für sie.

L. F. Ich setze immer Geborgenheit mit Sicherheit gleich, und ich fühle mich nicht sicher. Außerdem muß man da etwas differenzierter reden. Ich leben in einer Gesellschaft auf einem Planeten, der elementar bedroht ist. Da kann ich natürlich keine Geborgenheit empfinden; das gelingt nur im Augenblicken großer Erschöpfung, in der der Mensch einfach abschalten muß.

D. H. Es war beabsichtigt, daß Georg Bleistein diese gesellschaftlichen Instanzen nicht erkennt?

L. F. Georg Bleistein ist kein kritischer Geist, der sein Elend mit dem Elend in der Dritten Welt gleichsetzt. Er ist empfindlich genug, die Saturiertheit dieser kleinbürgerlichen Arbeiter, dieser Freizeitmonster zu erkennen und zu bemerken, daß er in einer Gesellschaft lebt, mit der er nichts zu tun hat, erstens aus dem Grund, weil sie mit ihm nichts zu tun haben will, und zweitens aus dem Grund, weil er ab einem gewissen Zeitpunkt auch zu ihr keinen Kontakt mehr findet. Dies ist, glaube ich, schon aus dem Roman herauszulösen.

D. H. Wenn ich den Namen Michael Töteberg bei Ihnen nicht erwähnen darf, darf ich trotzdem seine Kritik an Ihnen äußern?

L. F. Erwähnen dürfen Sie ihn schon.

D. H. „Das Häßliche an dem Roman bekommt poetische Qualitäten, die der Intention des Autors zuwiderlaufen.“

L. F. Das ist, glaube ich, etwas, was man als Geschmackssache bezeichnen könnte. Es ist einfach eine ästhetische Frage, wenn ich so vermessen bin und auch das Häßliche am Menschen beschreibe, das sogenannte Niedrige. Der

eine bezeichnet das als Pornographie von der ekelhaften Sorte, und der andre sagt, daß das ungeheuer nötig ist. Das kommt darauf an, wo man seine Ansprüche hat und wo man sich stellt. Wenn er aber glaubt, daß das Häßliche dadurch, daß ich Poesie verwende, eine Dimension gewinnt, daß es geradezu konsumierbar wird, dann war das nicht meine Absicht. Ich wollte es klipp und klar sagen. Das geht nur mit Poesie.

D. H. Es wird auch kritisiert, daß Georg Bleistein eine Sprache und kritische Ansichten bekommt, die ihm eigentlich nicht zustehen.

L. F. Das liegt wahrscheinlich daran, daß der Autor in ihn hineingeschlüpft ist über weite Strecken hinweg, und das stehe ihm natürlich nicht zu. Ich behaupte, es stünde ihm zu. Michael Töteberg will immer, daß man die Realität als Realität beschreibt. Er hat aber eine Vorstellung von der Realität, und ich habe eine andere. Da kommen wir immer über Kreuz, wie man so schön sagt. Natürlich darf Georg Bleistein nicht so sensibel sein, er dürfte nicht Schriftstelleralpträume haben usw. Aber ich gehe immer davon aus, daß ein Roman nur geschrieben werden kann, wenn sich der Schriftsteller auf die Figur in diesem Roman vollkommen einläßt. Dann sind Teile von ihm plötzlich auch in diesem Roman vorhanden. Dann spricht oder denkt dieser Georg Bleistein Sätze und Worte, die ein normaler Georg Bleistein außerhalb des Romans nicht denkt und nicht spricht. Es ging mir aber um den Roman und nicht um das, was jemand um die nächste Ecke zur Wirtin sagt, wenn er sich einen Kaffee bestellt.

D. H. Martin Walser schreibt, daß der Schriftsteller etwas zu sagen hat, weil ihm etwas fehlt. Seine Identität ist prinzipiell beschädigt, unsicher. Können Sie mit ihm einig gehen?

L. F. Ich glaube schon, daß die Schriftsteller zu den beschädigten Bevölkerungskreisen gehören, eine bestimmte Art von Schriftsteller, nicht alle. Aber jeder, der versucht, ein bißchen realistisch zu sein, realistisch zu schreiben, ein bißchen antibürgerlich zu sein, der kommt in Teufels Küche. Man wird beschädigt dadurch, daß man zuviel weiß und zuviel spürt. Man bringt das in der Literatur nicht mehr los. Wenn man diese Abbrüche, diese Risse erlebt, ist man natürlich kein glücklicher Mensch. Das ist das Manko des Gewerbes. Wenn man weiß, daß vielleicht alles vergeblich ist, daß es nie so sein wird, wie man es sich in seinen kühnsten und schönsten Träumen vorstellt. Dann bekommt man eine leichte Art von Schizophrenie. Man macht trotzdem weiter, das ist ganz klar. Man muß ein bißchen verrückt sein, oder man muß sehr stark sein, sonst hält man das nicht aus. Und es ist wahrscheinlich am besten, wenn man beides ist.

D. H. Haben Sie die Protestbewegung Ende der 60er Jahre bewußt miterlebt?

L. F. Was ist bewußt? Ich wußte, daß in Berlin Studenten auf die Straße gehen, aber ich lebte in einer Kleinstadt, und da gab es keine Studenten. Was waren Studenten für mich? Ich war Arbeiter — Welten zwischen uns. Ich suchte aber eigentlich schon die Nähe, ich dachte, wenn die gegen die Polizei sind, das bin ich ja auch. Da könnten wir unter Umständen Ähnlichkeiten miteinander haben. Es war sehr schön, von der Revolution zu lesen und das auszusprechen. Man war sowieso gegen die Gesellschaft eingestellt. Hippies, Drogen und was es alles gab. Man wollte kein Arbeiter sein und hat sich ein

bißchen auf diese Seite geschlagen, in völliger Verkennung, daß man mit den langmähnigen Söhnen von Rechtsanwälten, Professoren und Ärzten nichts Gemeinsames hat. Das ist mir aufgegangen, und deswegen war ich nicht daran beteiligt. Ich war kein Angehöriger der 68er-Bewegung.

D. H. Haben Sie sich durch das Schreiben verändert?

L. F. Ja, das wäre sehr schade, wenn man sich nicht verändert hätte durch das Schreiben. Dann wäre die ganze Arbeit umsonst gewesen. Ich glaube schon, daß ich mich verändert habe, sicher. Ich bin vorsichtiger geworden, vielleicht nicht mehr so hoffnungsvoll. Aber das war jetzt so halb im Spaß gemeint. Man verändert sich natürlich durch das Schreiben. Man verändert sich durch jede Art von Tätigkeit, ob man Straßenkehrer ist oder am Computer sitzt. Das gibt eine Veränderung im Menschen durch die Tätigkeit, die er ausübt. Genauso ist es beim Schreiben. Es ist etwas ganz anderes, wenn man alleine am Schreibtisch sitzt. Das sind Bedingungen, die auch nicht sehr menschlich sind.

Anmerkungen:

- 1 Ronald Inglehart, *The Silent Revolution: Changing Values and Political Styles among Western Publics*, Princeton 1977.
- 2 Martin Walser (Hrsg.), *Die Würde am Werktag: Literatur der Arbeiter und Angestellten*, Frankfurt/M. 1980, S. 8.
- 3 Volker Neuhaus, „Die da oben – die da unten“: Perspektiven der Industriedarstellung in der Literatur, *Jahresring* 25 (1978–9), S. 8.
- 4 Heinrich Vormweg zitiert nach Michael Töteberg, „Ludwig Fels“, in *Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, Hrsg. Heinz Ludwig Arnold, München 1978, S. 2.

2/85 COMPUTER DENKEN SINNLICHKEIT

- Was ist "Künstliche Intelligenz"?
- Probleme der Spracherkennung
- Was enthält "JURIS"?
- Alternativen zur "Computerkultur"
- Neue Tendenzen der Rockmusik

WIDERSPRUCH bietet ein Forum der offenen Diskussion, das zum jeweiligen Schwerpunktthema Beiträge aus unterschiedlichen Richtungen und Zugangsweisen enthält.

WIDER- SPRUCH

Münchener Zeitschrift für Philosophie

Heinz Hug Engagement und Resignation

Zu einigen neuen Werken deutschschweizerischer Prosaliteratur

Betrachtet man die folgenden Werke der Deutschschweizer Prosaliteratur der letzten Jahre, so könnte man den Eindruck bekommen, die Schweiz sei ein bäurisches Land. Es gibt eine Reihe vornehmlich junger Autoren, die das bäurisch-ländliche Leben zum Ort ihrer Romanhandlungen machen; zu nennen sind etwa Dominik Brun (*Notlandung im Entlebuch*, 1982), Beat Sterchi (*Blösch*, 1983), Arthur Honegger (*Ein Fleckchen Erde*, 1984) und Marcel Konrad (*Stoppelfelder*, 1983; *Erzählzeit*, 1984). In Wirklichkeit ist die heutige Schweiz keineswegs ein agrarisches Land. Die Indikatoren für die sozio-ökonomische Entwicklung zeigen eine hochentwickelte Industrienation. Was das bäuerliche Element betrifft, so ist es nahezu am Verschwinden: Der Anteil der in der Landwirtschaft tätigen Bevölkerung beträgt noch etwa fünf Prozent, der Beitrag der Landwirtschaft am Bruttonsozialprodukt macht lediglich etwas mehr als vier Prozent aus, in Gemeinden unter 500 Einwohnern leben noch 55 Promille der Gesamtbevölkerung. Sind die erwähnten Autoren weltfremd, realitätsblind – oder sind sie gar den Beteuerungen der Politiker und Touristikpropheten erlegen? Was auch immer: Bäurisches bzw. ländliches Leben ist in der heutigen Schweizer Prosa ein wichtiges Thema. Betrachten wir dieses Phänomen vorerst einmal anhand einiger der erwähnten Werke etwas eingehender.

Bäurisches Leben

Was für ein bäurisches Leben ist es denn, das hier dargestellt wird? Verlogenheit im Sinne nostalgischer Beschönigung des ländlichen Lebens kann diesen Romanen nicht nachgesagt werden. Eine Idylle wird nirgends entworfen; allenfalls werden menschenunwürdige Verhältnisse gezeigt, wird die bäurische Welt in Frage gestellt. Am deutlichsten wohl in Marcel Konrads *Stoppelfelder*. Konrad schildert die Geschichte eines Menschen, der als Bauernsohn heranwächst und später kriminell und zum Tode verurteilt wird. Bäurisches Leben zeigt sich am deutlichsten in dem, was diesem Menschen während seiner Kinder- und Jugendzeit geschieht. Das Leben des Jungen ist geprägt von harter Arbeit. Bäurische Handlungsabläufe werden immer wieder von neuem erzählt: das Füttern und Melken der Kühe, der Gang zur Milchsammelstelle, das Mähen des Grases etc. So hart, karg und monoton wie die Arbeiten sind auch die Verhältnisse: das Wohnen, das Essen – nur die sanfte, hügelige Landschaft steht dazu im Gegensatz. Typische Elemente des ländlichen Lebens sind auch die gewalttätigen Erziehungsformen, die stark von der Religion bestimmte bäurische Kultur, die Bildungslosigkeit und Unaufgeklärtheit, insbesondere in sexuellen Dingen. Die zwischenmenschlichen Beziehungen, vor allem diejenigen zwischen dem Vater und den Kindern sowie zwischen Mann und Frau erinnern an feudale Abhängigkeiten. Auch von einem

ungebrochenen Verhältnis zur Natur, zu den Tieren und den Pflanzen, kann in keiner Weise gesprochen werden; beide erscheinen in dieser bäuerlichen Welt lediglich unter dem Aspekt der Nutzung und Ausbeutung. Auch Konrads zweiter Roman, *Erzählzeit*, handelt vorwiegend in ländlicher Umgebung, wiederum, solange es um die Kindheit und Jugend der Hauptfigur geht. Sie erlebt Abhängigkeit in zweifacher Weise, zuerst als Verdingbub bei einem Bauern, dann als Knecht bei einem Pferdehändler. Sind die Erlebnisse beim ersten durch „beißende Peinigungen und pausenlose Plackerei“ bestimmt, so ist dem Roßknecht sein Meister „ein mir unheimliches Stück Mensch“. Auch die Landschaft hebt die geistig-seelische Verarmung und Ver einsamung des Ich-Erzählers nicht auf; „draußen zwischen den Hügeln“ findet er höchstens Ruhe vor den Bedrängungen seiner Herren, mehr gibt ihm der Bezug zur Natur nicht.

Sterchi erzählt eigentlich zwei Geschichten: das Leben auf dem Hof des Bauern Knuchel und einen Tag im städtischen Schlachthaus. Ambrosio, ein Spanier, kommt als Knecht auf den Hof. Entgegen allen Erwartungen arbeitet er außerordentlich gut. Der Bauer ist zufrieden: sein Verhältnis zum Knecht ist zwar distanziert, aber manchmal doch etwas freundschaftlich. Ambrosio findet Beziehung auch zu den Knuchelkindern, ein Stück weit ebenfalls zur Bäuerin: befreunden tut er sich aber vor allem mit den Tieren, insbesondere mit Blösch, der Leitkuh im Knuchelstall. Blösch, „die erste Dame im Stall, die schönste Kuh im Dorf“, ist mehr als nur Leittier der Knuchelherde. Selbst der Bauer hat Respekt vor ihrem Gehabe: „Soll sie doch ihren holzbockigen Stierengring hängen lassen. Ich kenne die Donnerskuh. Schleckig ist sie, schleckiger als jede andere, und gieriger als Widilismers Frau.“ Schwierig gestalten sich nach Ambrosios Ankunft die Beziehungen zwischen dem Knuchelhof und dem Bauerndorf Innerwald. Hier zeigen sich Fremdenfeindlichkeit, von Mißgunst geprägte Beziehungen, bärisch-kulturelle Rückständigkeit. Die Ablehnung des Spanierknechts durch die Großen des Dorfes ist so stark, daß ihm und dem Knuchelbauern schließlich keine andere Wahl mehr bleibt, als daß er in den Schlachthof der Stadt arbeiten geht.

Auseinandersetzung mit dem Zeitgeist

Eine bärische Welt — kritisch, mit viel Sachkenntnis und außerordentlicher Detailtreue dargestellt — tritt uns in diesen Prosawerken entgegen. Befaßt man sich allerdings etwas eingehender damit, so läßt sich unschwer feststellen, daß es sich bei ihnen nicht um Bauernromane etwa im Gotthelfschen Sinne handelt, obzw. sie in bärisch-ländlicher Umgebung handeln und in ihnen viel von Bauern und deren Tagewerk die Rede ist. Bauernromane sind sie vor allem deshalb nicht, weil sich bei genauerem Hinsehen zeigt, daß bärisches Leben gar nicht das eigentliche Thema ist. Es geht auch nicht um die heute aktuelle Ökologie- bzw. Heimat-Diskussion. Bärerliche bzw. ländliche Verhältnisse sind geographischer und sozialer Raum, in dem sich etwas ereignet, sie sind Beziehungen, unter denen etwas entsteht. Dieses Etwas hingegen ist nicht spezifisch bärerlich. Die Thematik der Romane Konrads und Sterchis ist dergestalt, daß sie durchaus heutige

Lebensrealität widerspiegeln. Sie handeln von konservativer Gesinnung, von gesellschaftlicher Abhängigkeit und Ungerechtigkeit, von allseits präsenter fehlgeleiteter Erziehung, von der zunehmenden Vereinnahmung des Menschen durch omnipotente Macht, von Gewalttätigkeit überall. Sie handeln aber auch von dem nicht zu tilgenden Streben nach Befreiung, nach Menschlichkeit und Friedfertigkeit, von der Auflehnung gegen autoritäre Strukturen. Also sind diese Romane doch nicht eine bloße Widerspiegelung der Schweiz als bärischem Land, sondern vielmehr eine Auseinandersetzung mit derzeitig aktuellen Tendenzen, die nicht nur in der Schweiz das Leben in starkem Maße bestimmen. Ausgangspunkt dieser Entwicklungen war die Liquidierung der Studentenbewegung der späten Sechzigerjahre. In deren Folge zu nennen ist die Übernahme der politischen Macht durch eine ganze Reihe konservativer Regierungen, deren Konsequenzen sich zeigten in einer verstärkten Betonung von Gewalt und Konfrontation im zwischenstaatlichen Bereich, in der existenzbedrohenden Hochrüstung, in einem verschärften Arbeitskampf, in einem enormen Abbau von sozialen Leistungen, in repressiver Politik in den meisten Lebensbereichen, in einer aggressiven Ausbeutung der Länder der Dritten Welt. Im Alltagsbewußtsein deutlich faßbar wird diese Tendenzwende in neokonservativem Denken, in unterschwelliger Angst, in der Betonung traditioneller Werte, in neuen Irrationalismen, in entwürdigenden Versuchen zu gesellschaftlicher Anpassung. Um diese Aspekte des heutigen Lebens geht es meines Erachtens in den Romanen und Erzählungen von Konrad und Sterchi. Es geht um die Vergewaltigung des menschlichen Lebens durch autoritäre Erziehung, durch niederdrückende soziale Verhältnisse und Arbeitsbedingungen, durch allseits heraufbeschworene Sachzwänge; es geht um die Einengung menschlicher Lebensmöglichkeit durch staatliche und private Institutionen, durch kulturelle Unaufgeklärtheit und Stumpfheit. Doch ohne Widerstand läßt sich der Zeitgeist nicht in die alten Bahnen lenken. Allerdings ist dieser Widerstand — wie wohl am deutlichsten die Jugend-„Unruhe“ der ersten Achtzigerjahre zeigt — nicht zielgerichtet, nicht organisiert. Dieser Widerstand, besser: dieses Widerstreben gegen die derzeitige Entwicklung nimmt vielfältige Formen an. Dieser Thematik soll nun nachgegangen werden, und zwar auch in einigen anderen Werken Deutschschweizer Prosaliteratur der letzten Jahre.

Mißglückte Biographie als Folge autoritärer Erziehung

Repressive Erziehung, einengende Sozialisation und deren Folgen für die Entwicklung des Menschen werden am eindringlichsten dargestellt in Marcel Konrads Romanen. Im weitesten Sinne geht es bei ihm um Biographie — nicht im Sinne von Max Frisch: Biographie als Ausprobieren verschiedener (Lebens-)Möglichkeiten, sondern Biographie als Realität, als die Frage nach den Faktoren, die einen Menschen zu dem werden lassen, was er eben ist. Dies gilt in gleichem Maße für *Erzählzeit* wie für *Stoppelfelder*. Die Lebensgeschichte der Hauptfigur von *Erzählzeit* ist zu derjenigen der *Stoppelfelder* komplementär. Eine ganze Reihe von Fakten sind zwar identisch: Gewalttätigkeit als Erziehungsmittel, ein Alkoholiker als Vater, vollständiger Mangel

an sexueller Aufklärung. Doch die Perspektive ist die entgegengesetzte: In *Stoppelfelder* berichtet der Ich-Erzähler in der jeweiligen Zeit: Der pubertierende Bub schildert seine Erlebnisse, seine Umwelt nimmt er wahr als Jugendlicher. Auch als er älter wird, berichtet er immer unmittelbar am Geschehen: Der zum Tode Verurteilte stellt die letzten Stunden vor seiner Hinrichtung dar. Anders in *Erzählzeit*. Hier berichtet der alte Mann von seinem vergangenen Leben.

Der Wechsel der Perspektive führt zu einer anderen Charakteristik der beiden Werke. In *Stoppelfelder* nimmt der Leser unmittelbar am Geschehen teil. Er wird ergriffen von den Demütigungen, Nöten und Hilflosigkeiten des jungen Erzählers. Und obzwar sich der Junge zu einem Mörder entwickelt, gilt ihm Sympathie, zu eindringlich macht Konrad klar, daß dieser verhängnisvolle Werdegang durch die familiären und gesellschaftlichen Umstände vorausbestimmt wird. In *Erzählzeit* stellen sich die Dinge anders dar. Ähnliche Erziehungserlebnisse führen zu einer anderen Biographie: Der lieblos behandelte, unterdrückte und unaufgeklärte junge Mensch wird zu einem Angepaßten. In ihm entwickelt sich ein Wertesystem, in dem Unterordnung, Gehorsam, Fleiß, Anständigkeit den ersten Platz einnehmen. Es entsteht eine Mentalität, die mit dem von Adorno geprägten Begriff der autoritären Persönlichkeit bestens umschrieben wird: Bejahung von Gewalt, vor allem erzieherischer Gewalt (ich bin geschlagen worden, und es ist gut so!), Vorurteile anderen Menschen gegenüber, Verzicht auf jede Lebensfreude, insbesondere die sexuelle, Herabwürdigung der Frau, ein tiefverwurzeltes Gefühl von Schuldhaftigkeit, einhergehend mit dem ständigen Versuch, die eigenen Schwächen und Mängel anderen zuzuschreiben. Zu diesem Zustand von Inhumanität gelangt der Erzähler aufgrund seiner Lebensgeschichte. Als er am Schluß des Buches sich die Ohren verstopft, um Regungen in seinem Inneren wahrzunehmen, so hört er: „Nichts!“ — er ist gestorben, schön längst bevor er tot ist, gestorben an seiner Biographie.

Konrads Thema ist — wie gesagt — eine Biographie. Zweimal hat er gezeigt, wie ein Mensch zu etwas wird: zu einem Mörder und zu einem leblos Lebenden. In diesem Sinne gehen Konrads Werke über Autobiographien hinaus, die in den letzten Jahren erschienen sind. Winkler, Innerhofer, auch etwa Ledda in seinem *Padre Padrone*, sind Menschen, die zwar eine erniedrigende Kindheit erlebt haben, doch sie alle sind darüber hinausgewachsen — aufgrund welcher Umstände wäre aus psychologischer Sicht zu klären. Konrad ist konsequenter: Die geschilderten Erlebnisse, die Gewalttätigkeiten, die Lieblosigkeit, die Entmündigung, die sexuellen Repressionen haben ihre Konsequenzen — diesen zu entrinnen vermag der Mensch nicht. Und diese Erziehungsverhältnisse müssen wohl gelesen werden als ein Exempel für die heutige Welt: repressive Erziehung als Metapher für Unterdrückung, Reglementierung und Unmündigkeit des Menschen.

Aufbegehren gegen einen bestimmten Tod und gegen ein bestimmtes Leben

Daß es bei Sterchis *Blösch* nicht nur um eine Bauerngeschichte, sondern ebenso um eine Schlachthofgeschichte geht, wurde bereits erwähnt. Bei der

letzteren handelt es sich genaugenommen um den Bericht über einen Tag viele Jahre nach den Episoden auf dem Knuchelhof, und zwar den Tag, an welchem Blösch zum Metzger gebracht wird. Die ehemalige Leitkuh sieht nun aus „wie ein Krämerstand, ausgemergelt und geschunden, ihre Knochen stachen hervor, ihre Haut war schlaff, ihr Euter war vom Maschinenmelken verunstaltet. Ein erbärmliches Knochengerüst.“ Der Tag verläuft nicht gut; das Schlachten, das immerwährende Tode-Bringen wird den Schlächtern unerträglich, sie laufen davon oder begehren gegen die sie ständig zu noch größeren Arbeitsleistungen antreibende Macht auf; angestaute, bisher unterdrückte Aggressionen brechen durch. Es ist vor allem Ambrosio, der wegläuft, er will nicht mehr „im wohlhabenden Land“ schuften, er will zurück nach Spanien, in sein Land, zu seiner Familie. Einige seiner Kollegen — großartig gestaltete, kraftvolle Figuren — verweigern sich ebenfalls. Der Tag nimmt ein dramatisches Ende: Mit Blut wird ein Stier an die Schlachthofwand gemalt. Den Vorarbeiter, der sie immer nur anbrüllt, bringen die Aufmüpfigen zum Abkühlen in die Gefrierhalle. Sie bekränzen eine Kuh und notschlachten sie; den Schlachthofaufseher ziehen sie am Aufzug für die geschlachteten Kühe hoch — zuschauen soll er, wie sie metzgern. Nur noch die Polizei kann diesem Treiben ein Ende machen.

Von schöpferischer Kraft erweist sich Sterchis Idee, dem Bauernhof den Schlachthof gegenüberzustellen; verklammert sind die beiden Bereiche einerseits durch Ambrosio, andererseits durch Blösch. Zum Ausdruck kommt die Auseinandersetzung mit den derzeitigen Verhältnissen vor allem in der Schlachthofgeschichte. Dabei geht es nicht nur um unerträgliche Arbeitsbedingungen; diese Passagen sind Metaphern für die Zerstörung von Lebendigem in der modernen Industriegesellschaft schlechthin. Von der dialektischen Spannung zwischen Bauernroman und Arbeiterroman lebt Sterchis *Blösch*. Ambrosio, der Heger und Pfleger auf dem Hof, wird zum Schlächter. Blösch, die alle dirigierende Leitkuh, wird zum erbärmlichen Opfer auf der Schlachtbank. Das friedliche, freundschaftliche Zusammenwirken auf dem Knuchelhof weicht einer brutalen Über- und Unterordnung im fabrikmäßig betriebenen Schlachthaus, weicht dann aber einem eruptiven Aufbegehren allzu stark unterdrückten Freiheits- und Autonomiestrebens. Anpassung und Widerstand, Leben und Tod — das sind die Dimensionen, in welche das Geschehen in Sterchis Roman eingeordnet werden muß. So wird er zu einem Sinnbild menschlichen Daseins, zu einer Erhebung gegen Unterdrückung, gegen Unmenschlichkeit.

Ritualisierte Gewalt

Ist die Leitkuh *Blösch* in Sterchis Roman die Titelgestalt, so wird ihr Pendant, der Stier, zum Mittelpunkt eines anderen bedeutungsvollen Romans der letzten Jahre: Mariella Mehrs *Das Licht der Frau* (1984). Allerdings ist es nicht der Zuchstier als wichtiges Element auf dem Bauernhof, um den es sich hier handelt; es geht um den Stier als Opfer von Gewalt — den Stier der spanischen Corrida. Doch nicht allein darin liegt die Verwandtschaft zwischen den Romanen von Mehr und Sterchi; verwandt sind sie sich in den weitgesteck-

ten Dimensionen. Auch in *Das Licht der Frau* geht es um Leben und Tod, um Gewalt und Frieden — erweitert wird diese Problematik durch das Thema von Frau und Mann.

Mehrs Ausgangspunkt ist ein feministischer; gleich zu Beginn stellt sie in antiken Bildern dem männlichen das weibliche Prinzip gegenüber: die „Große Mutter“, die „Mondin, wo alles Sein und alles Licht begann“ versus die „Sonnengötter“, die nie „zu lieben verstanden noch Leben geschaffen“. Vom Spannungsbogen dieser beiden Prinzipien lebt Mehrs Erzählung.

Die Autorin reist für einige Monate nach Spanien, um zu ergründen, warum Frauen, vor allem ihre Freundin Anna, zu Stierkämpferinnen werden. Dieses Unterfangen wird zu einer engagierten Auseinandersetzung mit dem Stierkampf und dessen Begleitumständen, dem Mondo Taurino. Anna und ihrer Kollegin Tencha geht es um das Streben nach Gleichberechtigung. Stark und mutig wollen sie sein. Allerdings sieht dann die Realität ganz anders aus. Schonungslos zeigt Mariella Mehr den erniedrigenden Weg auf, den eine Frau gehen muß, um zur Stierkämpferin zu werden. Im Rahmen des Mondo Taurino ist ein Gleichwertig-Werden von Frau und Mann nie möglich: „Gleiches Recht der Frau kann dort nicht gelten, wo das Recht nur darin besteht, zu töten!“

Der ganze Mondo Taurino erweist sich als eine lächerliche Groteske; die von Mariella Mehr beschriebenen Stierkampf-Episoden zeigen es unmißverständlich: Diese sind voll Angst, Heldengebärde, Widerlichkeit; es gibt kein tragisches Lebensgefühl, nichts Sakrales, das sich in der Arena zeigen würde. Der Stierkampf ist in Wirklichkeit ein jahrtausendealter Irrtum des Patriarchalismus. Immer wieder setzt Mehr die Corrida in Bezug zu den Stier-Mythen der matristischen Kulturen, die nie todbringend für den Stier waren. Erst die patriarchalen Gesellschaften veränderten den Stierkult; die Römer machten aus ihm ein „frivoles Männerpiel“, und das ist er auch im heutigen Spanien. Im wesentlichen bleibt Mehr im Bild des Mondo Taurino, doch an verschiedenen Stellen weist sie darüber hinaus. Es geht nicht mehr um den Stierkampf als solchen, noch weniger um die Beweggründe der Stierkämpferinnen, es geht um Weiblichkeit, Männlichkeit, Tod und Leben — es geht vor allem um ritualisierte Gewalt schlechthin.

Und auch diese Gewalt betrachtet Mehr im Spannungsfeld von Weiblichem und Männlichem; der spanische Stierkampf ist für sie „der letzte, institutionalisierte Zeuge eines verheerenden Kampfes zweier grundsätzlich verschiedener Weltanschauungen; der matristisch orientierten, dem Leben verpflichteten göttlichen Ordnung und der patriarchalen Machtgier eines über dreitausend Jahre alten Systems, das nur noch in der Zerstörung und Selbstzerstörung Befriedigung findet“.

Der Mondo Taurino als Inbegriff für eine Welt, in der das Töten gilt, insbesondere auf den Schlachtfeldern der Politik und der Kriegsindustrie. Und so mit wird auch Mariella Mehrs *Das Licht der Frau* zu einer Auseinandersetzung mit den derzeitig aktuellen Tendenzen, insbesondere mit dem Sich-Verlassen auf eine Gewalt, die für die Menschheit tödliche Formen annimmt. Dem Todbringenden stellt auch Mehr eine Alternative entgegen: „das Suchen nach dem Leben in einer Welt, die nur den Tod will. Das Suchen nach

dem Licht der Frau, nach den verschütteten Möglichkeiten, Leben ohne Machtstreben, ohne Aggression, ohne Lust zu töten, zu leben.“ Das Gleichwertig-Werden von Frau und Mann ist in diesem Zusammenhang nur ein Teil eines umfassenden Emanzipationsprozesses. Interessante Zusammenhänge werden sichtbar, wenn die Autorin auf historische Aspekte des „anderen“ Spanien hinweist: „Aye, wer dies erreicht, müßte den Himmel auf Erden haben, bräuchte weder Götter noch Göttinnen, weder Kirche noch Staat, wäre bis ins tiefste Innere Anarchistin. Denn das waren sie wohl, unsere Vorfahren vor vielen tausend Jahren, Anarchistinnen. Was braucht Freiheit den Kampf? Staatsordnung? Macht? Habgier? Mord?“ Das anarchistische Ideal von Herrschaftslosigkeit, Freiheit und Solidarität als Grundlage des menschlichen Zusammenlebens wird hier als Kontrapunkt zu den bestehenden Verhältnissen gesetzt.

Eine Resignation und ein Abgang

Im Gegensatz zu den bisher dargestellten Romanen sind zwei zu nennen, deren Handlungsräum ganz der urbane ist. Ein weiterer Unterschied besteht darin, daß diese beiden Werke nur wenig literarisch vermittelt sind; sie sind direkte, sachliche — teilweise nahezu wissenschaftliche — Auseinandersetzungen mit der heutigen Welt. Nicht der Bauernhof, nicht der Schlachthof oder die Stierkampfarena als Bilder für heutiges Sein, sondern die unverblümte derzeitige Wirklichkeit. Gemeint ist einerseits der neueste Roman des Altmeisters Otto F. Walter, *Das Staunen der Schlafwandler am Ende der Nacht* (1983), andererseits ein Erstling, *Zündels Abgang* (1984) von Markus Werner. Die beiden Romane haben viele Gemeinsamkeiten. Ihre Hauptfigur ist jeweils ein Intellektueller, der den Versuch unternimmt, sich in einer einengenden Welt als solcher zu definieren. Bei Walter ist es Thomas Wander, ein vierundfünfzigjähriger Schriftsteller; bei Werner eben Zündel, Konrad Zündel, Geschichtslehrer, zweunddreißig.

Von Wander ist unlängst ein Roman erschienen, *Ruth und Schorsch* — sie gehören beide einem Arbeitskreis über die Zerstörung unserer Lebensräume an — suchen den Autor auf, um mit ihm über diesen Roman zu reden. Da sie darin Gedankengänge gefunden haben, welche auch sie beschäftigen, wollen sie ihn zur Mitarbeit in ihrer Gruppe bewegen. Wander ist zurückhaltend; von seinem Engagement in der Öffentlichkeit — früher war er als Journalist tätig — ist geblieben, daß er regelmäßig Kolumnen für „seine“ Zeitung schreibt. Geschehnisse um diese Zeitung sind es denn auch, welche einen wichtigen Handlungsstrang in Walters Roman ausmachen: eine Redaktionskonferenz, auf der wegen eines Inserate-Boykotts der Automobilindustrie zur Selbstkritik aufgerufen wird; der Selbstmord eines Mitarbeiters, dessen zu kritische Texte nicht gedruckt wurden; der Verkauf der Zeitung an einen großen Medienkonzern; der Versuch eines Teils der Zeitungsleute, die Redaktionsräume zu besetzen. Zwischen Wander und Ruth entwickelt sich eine Liebesbeziehung — kontrastierend dazu Wanders Beziehung zu seiner früheren Frau Lisbeth. Während in der Redaktion sich die Ereignisse überstürzen, fahren Wander und Ruth für einige Tage in den Süden. Die Fahrt verläuft nicht

ohne Zwischenfälle; die beiden kehren um; Wander nimmt teil an den Aktio-
nen seiner Kollegen.

Auf einer zweiten Ebene deutet Walter den Inhalt von Wanders Roman „Ein Wort von Flaubert“ an; er handelt von Winter, einem Journalisten. Viele Handlungselemente entsprechen denjenigen in Wanders Biographie recht genau. Der Roman endet damit, daß Winter nach der Erschießung eines Jungen durch einen Gemüsegroßhändler und Politiker einen anklagenden Leitartikel verfaßt, diesen in die Druckerei seiner Zeitung bringt, in der er am nächsten Tag dann auch erscheint — ein Skandal; Winter wird selbstverständlich gefeuert.

Zündels Geschichte erscheint privater und banaler. Für die Sommerferien hat er mit seiner Frau vereinbart, diese einmal getrennt zu verbringen. Seine Ferienpläne führen ihn nach Griechenland, d. h. sie täten es, würde er in Ancôna nicht einen Zahn verlieren. Er reist nach Zürich zurück. Magda ist nicht erfreut darüber; nach einem Streit — der wohl wie schon Hunderte verläuft — reist sie ab: zu ihrer Freundin Helen nach Bern. Zündel, der den (unberechtigten) Verdacht hat, seine Frau würde ihn mit einem anderen betrügen, findet sich schwer zurecht. Schließlich fährt er nach Genua. Hier macht er ausführliche Aufzeichnungen über sich und die Welt; seine restlichen Erlebnisse sind trostlos: Herumhängen in den Bars, eine Kneipentour mit einem spanischen Matrosen, der Besuch bei einer Prostituierten, der Versuch eines Revolverkaufs, bei dem er übers Ohr gehauen wird — ein Versagen nach dem anderen.

Ein einziges Erlebnis ragt aus dieser Trostlosigkeit heraus. Während eines Ausflugs nach Portofino kommt eine Frau auf ihn zu: Tu me plaisir! Diese Nounou lädt ihn zum Essen ein, anschließend Gespräche, die sie näherbringen, Sexualität. In der Nacht schleicht er sich davon: „Nounou, ich muß weg. Morgen wären vielleicht schon hundert Messer nötig, um uns auseinanderzutrennen, und übermorgen tausend.“ Das Ende der Ferien kommt; am letzten Tag fährt er zurück nach Zürich. Magda ist erschüttert, Zündel heruntergekommen und verwirrt.

Am nächsten Tag klärt er seine Schüler über die wirklichen historischen und staatskundlichen Zustände auf, und seinen Kollegen ruft er zu: „Tut nicht so scheinheilig, ihr Schlappschwänze, ihr ranzigen Humanisten, ihr armseligen, verlogenen, mickrigen, perversen Scheißpädagogen, ihr scheuklappigen Unwissensvermittler.“ Nach einem Zusammenbruch wird er ins Spital eingeliefert, später in eine Psychiatrische Klinik. Mit den Ärzten verweigert er jede Zusammenarbeit. Er setzt sich aus der Klinik ab, zieht sich in ein Wochenendhaus zurück und verschwindet auch von da.

„Leute, wachen wir auf. Es ist Krieg. Wie anders, um aller Menschen willen, sollen wir nennen, was durch uns Menschen nur schon gegen unsere Lebenswelt, gegen die Natur, ihre Tiere, ihre Regelkreise geschieht? Wie, um alles in der Welt, anders nennen, was in der Dritten Welt und auch, subtiler, hier in den Zentren durch Menschen gegen Menschen geschieht. Das ist Krieg. Das ist organisierte Vernichtung von Leben.“ Auf diese Formulierungen einigen sich die Leute vom Arbeitskreis; sie stellen sie dem Text voran, der die Zerstörung unserer Lebensräume im einzelnen darlegt. Wander steht diesem

Vorhaben zwar skeptisch gegenüber, doch er bringt das Manifest in seine Zeitung. Er beurteilt die sozio-kulturellen Gegebenheiten nicht anders; auch er spricht von „einem weltumspannenden System von Gewalt“, vom „immer tiefer in uns sickernden Alltagsfaschismus und der Militarisierung alles Lebendigen“. Und entscheidend ist, daß diese Vorgänge direkt auf die Psychen durchschlagen, sie verwüsten, besetzen, zerstören.

Ähnliches findet sich in Werners Roman; einmal heißt es: „Einige Ursachen zeitgenössischen Elends nennt man nur noch mit Hemmungen, da sie bereits als Ladenhüter gelten: Beton. Brutalität. Anonymität. Kälte. Konkurrenz. Stinkluft. Stinkwasser. Lärm. A-Bombe. B-Bombe. C-Bombe.“ In Abrede stellt Werner die Bedeutung dieser für die heutige Zeit charakteristischen Merkmale nicht. Doch sein vordringliches Interesse liegt bei den derzeitigen kulturellen Gegebenheiten, bei den Erziehungsverhältnissen, bei der Gestalt der zwischenmenschlichen Beziehungen, bei der Psychokultur. Eine wesentliche Stoßrichtung seiner Kritik liegt im Aufzeigen von Mechanismen, welche die Lebendigkeit, die Kreativität und die Emotionalität des Lebens einengen. Zündel spricht von „einer Kultur, die jede Lebensminute für kommentarbedürftig und für kontrollwürdig und für rechtfertigungspflichtig erklärt“. Überholte Normen sind es, die den Menschen nicht leben lassen. In einer solchen Welt bleibt nur übrig „die Unterwerfung, die Anpassung, die Identifikation mit den Peinigern, das jauchzende Ja zur eigenen Verstümmelung, der Zungenkuß mit dem Status quo“.

Angesichts dieser Verhältnisse — was für eine Möglichkeit bleibt dem Intellektuellen? In dieser Hinsicht unterscheiden sich die beiden Hauptfiguren. Zündel hat die Anpassung mitgemacht: In seinem Kopf sitzt ein Polizeihund, der erst nach sieben bis acht Gläsern Alkohol zu knurren aufhört. Und so heißt es in Zündels Aufzeichnungen: „Ich war, bin und werde sein ein artiger artiger Mensch ... Zweiunddreißig Jahre lang war ich strebsam und manierlich ... Ich war ein emsiger Knecht.“

Wander dagegen ist exemplarisch für den kritischen Intellektuellen: Als Jugendlicher hat er den Faschismus wahrgenommen — als Schweizer aus der Ferne zwar; als junger Mann erlebt er das Wiedererstehen der europäischen Wirtschaft und Kultur mit, den Versuch, die unendliche faschistische Negation zu überwinden. In den Zeiten des großen Aufbruchs, der Achtundsechziger-Bewegung, wirkt er prägend am öffentlichen Leben mit. Dann kommt die Tendenzwende und mit ihr Wanders Resignation; die Achtzigerjahre sehen ihn als einen alternden Mann, der nur noch seismographisch beobachtet. Er hat sich zurückgezogen ins Private — „sein Zeug“ will er schreiben.

Wander ist kein unerschrockener Held, auch kein brillanter Intellektueller; er ist verletzlich, zurückhaltend — auch in seinen privaten Beziehungen dominieren Schwierigkeiten und Unfähigkeiten. Nach seiner Rückkehr macht er bei den rebellischen Redaktoren mit, die mit Sicherheit entlassen werden, doch dann eine eigene Zeitung herausgeben wollen. Diesen ganzen Schluß schreibt Walter im Konjunktiv: „So müßte es gewesen sein!“

Endet Wanders Geschichte im Konjunktiv, so gerät diejenige Zündels in die Irrealität. Die Erlebnisse in Genua lassen ihn an dieser Welt vollends irre werden. Ekel überfällt ihn — Ekel an der Welt und an sich selber; die An-

klänge an Sartres *La Nausée* sind unüberhörbar. Diese Wirklichkeit — „seelenruhig fürchterlich und unbeschreiblicher werdend von Tag zu Tag“ — zwingt ihn zum totalen Rückzug, doch nicht ohne den Versuch gemacht zu haben, sein Emsiger-Knecht-Dasein zu durchbrechen. Vor seinen Schülern verliest er sein Manifest, darin heißt es: „Zwei Weltenbrände allein in unserem Jahrhundert! Und vor der Türe steht nervös der dritte! Aber die Menschheit ist wohlgemuter denn je, huldigt dem Positiven, himmelt die kraftmeierischen Greise und Halbgreise an, die als Politiker die Geschickte lenken.“ Und vor der zweiten Klasse wird er noch deutlicher: „Sie machen euch Angst! Sie machen euch Angst mit Befehlen, Geboten, Verboten, mit Noten, Strafen, Bloßstellungen, mit Zwang, Druck, Drohungen und Liebesentzug. Erziehung ist pausenlose, berechnende, ideenreiche Angsterzeugung.“ Doch diese Manifestation ist noch wirkungsloser als der Text des Arbeitskreises bei Walter. Bei Wander die Resignation, bei Zündel der totale Rückzug — so sehen die Möglichkeiten des Intellektuellen in dieser Zeit aus. Doch ist zu sagen, daß diese Reaktionsweisen nicht zwingende Antworten auf die bestehenden Verhältnisse sind. Beide Autoren machen deutlich, daß die Konsequenzen, welche ihre Protagonisten ziehen, auch das Resultat ihrer Lebensgeschichte, insbesondere ihrer mißglückten Erziehung, sind.

Dem Zeitgeist widerstrebende sprachliche Formen

Dies könnte ein gemeinsamer Nenner der hier vorgestellten Prosawerke sein: die Auseinandersetzung mit dem Zeitgeist. Treffend läßt er sich durch das bäurische Leben symbolisieren: Konrads Bauernhof als Modellfall der Anlaufklärung, der Irrationalität, der Gewalttätigkeit; seine *Erzählzeit* als Zeit der Verarmung und Einengung des Menschen. Andere Bilder dafür sind Sterns Schlachthof als Ort, an dem die Welt nicht in Ordnung ist, denn die Ordnung dieser Welt ist unerträglich; Mariella Mehrs Stierkampfarena als Symbol für ritualisierte Gewalt, für das unausweichliche Sterben, das heute an der Tagesordnung ist. Diese Auseinandersetzung mit dem Zeitgeist erfolgt in einem durchaus kritischen Sinn. Auffallend dabei ist eine stark antiautoritäre Tendenz; dies kann nicht erstaunen, wurden doch alle Autoren (außer Marcel Konrad) vor 1950 geboren. Die Studentenbewegung mit ihrer Infragestellung der etablierten Positionen war wohl für sie alle in irgendeiner Weise prägend. Verändert haben sich dagegen die Antworten auf die brennende Frage: Was sollen wir nun tun? Diesen Verhältnissen gegenüber bleiben wenig Möglichkeiten: der eruptive — doch schließlich erfolglose — Ausbruch aus dem Schlachthof, das Zugrundegehen von Konrads Gestalten, die Resignation des sensiblen Intellektuellen — und schließlich: Zündels Abgang. Gelungen sind diese Werke nicht allein wegen ihrer intellektuellen und brillanten Thematik, sondern in ebensolchem Maße durch die ihr adäquate Form. Den erstarren sozio-kulturellen Gegebenheiten entspricht wohl am eindrücklichsten die Sprache in Konrads *Erzählzeit*; sie steht in hellem Kontrast zur Sprache der *Stoppelfelder*, in denen Leben immerhin noch versucht wird. Hier findet sich eine ungehemmte, eindringliche Sprache voller Naivität und daher auch Infragestellung — eine Sprache eben der Jugend. Und

dann auch eine Sprache des Leidens, der Betroffenheit und auch des Aufschreis. Die Erzählweise des alten Mannes in *Erzählzeit* hingegen ist distanziert, censuriert. Werden die Dinge — auch die sexuellen — in *Stoppelfelder* mit Namen genannt, so ist die Sprache in *Erzählzeit* umschreibend, gehemmt, tabuisierend; sie enthält viele erstarrte Redewendungen. Detailreichtum, der in *Stoppelfelder* sich zu einer barocken Fülle ausweitet, findet sich in *Erzählzeit* kaum.

Das Widerstreben des Schriftstellers gegen die heute wiedererstandene Ordnung ist in erster Linie ein Akt der literarischen Gestaltung. In der Regel gehorchen die Erzählstrukturen dieser Romane nicht den herkömmlichen Mustern. Andere, nicht leicht vereinnehmbare Ordnungen werden geschaffen, Ordnungen, deren Elemente nicht Gradlinigkeit, Übersicht und Eindeutigkeit sind; in Konrads *Stoppelfelder* etwa in Form einer komplexen Struktur, in welcher die verschiedenen Handlungselemente zirkulär angeordnet sind. Die Geschichte des Jungen, der später zum Kriminellen wird und hingerichtet werden soll, wird in eine ganze Reihe von Episoden unterteilt, von denen Konrad abwechselnd Stück um Stück erzählt. Diese Stücke jagen sich gleichsam hinterher, bis am Schluß der Kreis geschlossen wird und die Geschichte als Ganzes vor dem Leser daliegt. Vergleichbares läßt sich bei den anderen Autoren finden, beispielsweise bei Sterchi eine konsequente Parallelität von Knuchelhof- und Schlachthaus-Episoden, bei Otto F. Walter eine vielfältige Gegenüberstellung der zwei fiktiven Ebenen — derjenigen des Schriftstellers Wander und derjenigen seiner Romanfigur Winter, die schließlich doch wieder zusammenfallen.

Sensibilität gegen jegliche Art von Autorität

Ein Autor, der gegen alle künstlerischen und kommunikativen Normen schreibt, ist Serge Ehrensperger, beispielsweise in *Prozeßstage* (1982). Dieser Roman ist eine tagebuchartige Aufzeichnung jenes Prozesses gegen den deutschen Terroristen Rolf Clemens Wagner, der im Jahre 1979 in der Schweizer Kleinstadt Winterthur abgehalten wurde. Aus einer sehr persönlichen Perspektive werden all jene Vorgänge und Stimmungen beschrieben, die im Zuge dieser Gerichtsverhandlung sichtbar werden. Ehrensperger beschreibt die Stadt Winterthur — ihre Architektur, ihre Kleinbürgerlichkeit, ihre politische und soziale Führungsschicht, den Justizapparat, die Sensationsgelüste der Öffentlichkeit.

Was bei Ehrensperger in einem besonderen Maße besticht, ist seine Sensibilität allem Autoritären, allem prinzipiell Geordneten gegenüber — sei dies nun auf einer politischen, einer sprachlich-kommunikativen oder auf einer Alltagsebene. Diese letztere beschreibt er in einer Art und Weise, die Festgefügtes, Nicht-Hinterfragtes als etwas durchaus Problemhaftes im Sinne eines alltäglichen Faschismus zeigt, beispielsweise in jener Schilderung des Verkehrsablaufs auf dem Zürcher Kunsthausplatz: Ein schwerer Wagen versucht, die Vorfahrt zu ertrotzen, doch an der blauen Polizistin kommt er nicht vorbei: „Sie hob ihren Arm zum Zeichen, daß dieser Renner keine transsilvanische Expresslok war, die man nicht anhalten konnte, sondern nur der billige Occa-

sions-Mustang eines jungen Straßenraus; er soll sich wieder an seinen Ausgangsplatz hinter dem Fußgängerlaufgatter zurückstellen, was der Präriehengst indessen nicht einsehen wollte. Dieser kleinen Polizistin sich fügen?“ — Und fügen muß er sich allemal.

Nicht nur in Alltagssituationen wird des Erzählers antiautoritäre Haltung spürbar, mehr noch, wenn es um das eigentliche Thema — den Umgang der Institution mit dem Recht — geht. Ganz im Gegensatz zum Staatsanwalt interessiert ihn das Weltbild „dieses hochintelligenten Angeklagten, dessen persönlicher Irrweg zweifellos mit dem politischen Schicksal seines Vaterlandes zusammenhänge“. Anteil nimmt der Erzähler auch an der Zukunft des Verurteilten, welche durch „den Klirrfaktor des Wärter-Schlüsselbundes als Disziplinierungsmaßnahme“ geprägt sein wird. Welche Formen die Bekämpfung des Terrorismus annehmen kann, macht Ehrensperger in einer grauenvollen, akribischen Beschreibung sichtbar: der Exekution von zwei Anarchisten durch die Garotte in Spanien im Jahre 1974. Aufschlußreich ist, daß sich Ehrensperger bei diesen Passagen einer völlig sachlichen, bilderlosen Sprache bedient: Angesichts dieser Gewalt muß jede kreative Sprachkraft ausbleiben.

Zwei Tendenzen in der derzeitigen Schweizer Prosaliteratur?

Neu sind diese Bauformen des Erzählens und diese „Unordentlichkeit“ der Sprache nicht. Daß die Wirklichkeit nicht eindimensional zu erfassen ist, daß es mehr als lediglich ein bewußtes Sein des Menschen gibt, ist schon seit langem in die literarische Gestaltung eingegangen. Avantgardistisch ist die hier dargestellte Literatur — außer vielleicht diejenige Ehrenspergers — nicht, ein solcher Anspruch ist auch nirgends zu spüren. Diese Literatur steht in der Tradition einer im guten Sinne engagierten Literatur. Angesichts des beschriebenen Zeitgeistes kann es nicht erstaunen, daß solcherart engagierte Literatur heute in gewissen Kreise obsolet ist. Beklagt ein Autor heute beispielweise bestehende Zustände, so wird er der Larmoyanz bezichtigt — so der literarische Senkrechtstarker Hansjörg Schertenleib in einer aufschlußreichen Gegenüberstellung mit Lukas Hartmann, dem Verfasser eines kritischen Romans, der die schweizerischen Medien zum Gegenstand hat. Weiter sagt Schertenleib in der *Wochenzeitung* vom 21. Juni 1985: „Dieses Aussteigen, Schwachsein, dieses Weinerlichsein kritisiere ich. Bücher, die in dieser Art mit Begriffen wie ‚authentisch‘ und ‚engagiert‘ funktionieren, sind noch harmloser als Bücher, die mit diesen Begriffen gar nicht erst etwas zu tun haben wollen. . . Ich will nicht abhauen und schwach werden, ich will dablei- ralfrei ist, die keiner Ideologie verpflichtet ist.“

Man könnte zum Schluß kommen, daß es in der heutigen Deutschschweizer Prosa, idealtypisch gesehen, zwei Arten von Literatur gibt: eine engagierte und eine andere; sich mit der letzteren zu befassen war nicht Thema dieser Arbeit.

Literaturangaben:

- Serge Ehrensperger (1935): *Prozeßtage*, Bern: Erpf 1982
Marcel Konrad (1954): *Stoppelfelder*. Roman, Zürich: Ammann 1983; Erzählzeit. Ein Zustand, Zürich: Ammann 1984
Mariella Mehr (1947): *Das Licht der Frau*, Bern: Zytglogge 1984
Beat Sterchi (1949): *Blösch*. Roman, Zürich: Diogenes 1983
Otto F. Walter (1928): *Das Staunen der Schlafwandler am Ende der Nacht*, Reinbek: Rowohlt 1983
Markus Werner (1944): *Zündels Abgang*, Salzburg: Residenz 1984

Artur Troppmann Klassenbewußtsein und Lyrik

Eine Erwiderung

Hans-Jürgen Heise hat im *kürbiskern* 4/85 fast zehn Seiten lang über „Lyrik zwischen Selbst- und Fremdbestimmung“ referiert. Er hat dabei viele interessante Beobachtungen gemacht, aber auch manches gesagt, was nicht ohne Widerspruch bleiben darf.

Heise ist so alt wie ich (56). Sicher hatten wir verschiedene Bildungswege. Meiner verlief so: *BILDUNGSWEG / Ich ging / in die Volksschule / Meine Realschule / war die Fabrik / Meine Universität / die Frühinvalidität*. Wir schreiben beide Gedichte.

Heise behauptet in seinem *kürbiskern*-Aufsatz: „Das politische Gedicht und die konkrete Poesie waren, als wie progressiv sich ihre Repräsentanten und Fürsprecher auch verstehen mochten, in einem komplexeren Sinne nichts anderes als Anpassungschoreographien an die alles verflachende und anonymisierende moderne Massengesellschaft...“

Hier wird das politische Gedicht schlechthin abgewertet, dabei gibt es, genau genommen, nur wenige wirklich unpolitische Gedichte.

Heise ist ein fortschrittlicher bürgerlicher Lyriker.

Ich bezeichne mich als Arbeiterpoet.

Ein Arbeiterpoet ist ein Poet, der in der Arbeiterschaft verwurzelt ist, der von der Position der Arbeiterklasse aus und für sie schreibt. Bin ich nun nach Heise ein selbst- oder fremdbestimmter Lyriker? Kann ich mich nur mehr in einer nüchternen Begriffssprache ausdrücken? Kann ich emotionalen Widerstand nicht mehr leisten? Nicht mehr die Metapher als Vokabel des Gefühls benutzen?

Ehrlich gesagt, ich habe mein Klassenbewußtsein nie verleugnen müssen, um mich poetisch zu äußern. Und ich will auf gar nichts verzichten: nicht auf mein Klassenbewußtsein; nicht auf die nüchterne Begriffssprache; nicht auf die Metapher; nicht auf Erlebnisintensität und Erregbarkeit.

Ich meine, erlaubt muß alles sein; der Vers genauso wie die freien Rhythmen, das Bildhaft-Schweifende, die Affekte und das Begriffliche. Da dürfen wir uns von Heise nicht fremdbestimmen und Auflagen machen lassen. Die Vielfalt ist gefordert, nicht ein von Kritikerpäpsten verlangter einfältiger Modernismus, gleich welcher Prägung.

Wir brauchen alle Stilformen und wollen auf keine verzichten. Wir brauchen auch alle Möglichkeiten der Veröffentlichung und Verbreitung von Poesie. Da darf es kein Monopol für Großverlage geben, und keinen Bannstrahl für Klein- und Selbstverlage. Die Gegenkultur gegen eine etablierte und zusammenhängende Literaturszene war und ist sehr wohl beabsichtigt. Wir haben nicht zu viele Dichter, sondern viel zu wenige für eine breite Literatargesellschaft. Viele Sterne bilden den Himmel, wie Brecht meint, und lassen die großen Sterne um so heller erscheinen.

„Die Lyrik nach 1968, die als Protestbewegung begann, ist nach und nach ausgedörrt und abgeschlafft, und geblieben ist wenig...“ Heise zählt auf, was geblieben ist. Ich bezweifle, daß die paar Namen ausreichen. Ich nehme an, da Heise so genau weiß, was geblieben ist, daß er sich selbst auch zu den Gebliebenen zählt, daß er das nur aus publizistischer Zurückhaltung nicht direkt in seinem Artikel schreibt. Immerhin hat er, wenn ich richtig informiert bin, 7 bis 8 Gedichtbände veröffentlicht, und da müßte doch was geblieben sein, möchte man meinen.

Im *kürbiskern* 3/83 werden zwei seiner Gedichte, als Vorabdruck aus seinem neuen Gedichtband „Der Zug nach Gramenz“, vorgestellt. Allerneueste Produktion also. Eines liest sich so: *NACHTPROGRAMM / Wir müssen jetzt / das Weltall / subventionieren / Damit sie / im Nachtprogramm / noch eine Weile / den großen / und den kleinen / Bären / geben können*. Nun, lieber Hans-Jürgen Heise, solche Gedichte werden's wohl nicht sein, die bleiben. Ich behaupte sogar, ganz unbescheiden, daß manche Arbeiterpoeten Besseres und Poesievollereres geschrieben haben. Vielleicht liest Hans-Jürgen Heise, nur mal interessehalber, die Gedichte, die ich 16 Jahre vorher im *kürbiskern* 2/69 veröffentlicht habe. Ich sage das deshalb so unbescheiden, weil der Kollege Heise uns Arbeiterpoeten in seinem 10 Seiten langen Aufsatz überhaupt nicht erwähnt. Anscheinend sind wir für ihn die Fremdbestimmten, die es nicht der Mühe wert sind, daß man über sie spricht. Da ist Peter Rühmkorf schon geheimer, der in seinem Buch „Bleib erschütterbar und widersteh“, Rowohlt Verlag 1984, auf Seite 170 schreibt: „...Der eigentliche Skandal ist freilich erst darin zu erkennen, daß all die schönen Protest- und Abweichwerte, die man an den DDR-Autoren so schätzt, im eigenen Land mit demonstrativer Nichtbeachtung bestraft werden. Keinen Preis sehen wir zum Beispiel mit dem Namen Bernt Engelmann verbunden, und man fragt sich: Warum wohl?! Auffällige Lücken ebenfalls bei Reinhard Lettau, Arnfried Astel, Roman Ritter oder Artur Troppmann. (...“ Sicher ließen sich hier noch viele Dichterinnen, Dichter und Arbeiterpoeten anführen. Hans-Jürgen Heise kennt sie nicht, oder will sie nicht kennen. Sicher liest er keine Arbeiter- und Gewerkschaftszeitungen und ist mit der FAZ und der ZEIT schon vollauf bedient. Vielleicht ist das der Grund, warum er in seinem Aufsatz Wolf Wondratschek gleich dreimal erwähnt, jenen Won-

dratschek, den sogar der *Spiegel* als die Uschi Glas der Lyrik bezeichnet. Und den Reiner Kunze will er uns gar als einen Selbstbestimmten andrehen, als einen authentischen Dichter, der sich vom Zeitgeist keine Auflagen machen läßt – na gut, ich will nicht bösartig werden, will nur sagen, gewisse Kreise aus Bayern lassen grüßen.

Klaus Konjetzky schrieb vor längerer Zeit: „Mit der Kritik ist das so eine Sache, ich weiß schon. Da darf man keine falschen Schlüsse ziehen, sondern muß vielmehr erkennen, daß die bürgerliche Kritik da sehr fein und absichtsvoll zu differenzieren weiß zwischen links und links. (...) Wie auch immer, ich kann diese Trennung zwischen Partei-Autoren und linken Nicht-Partei-Autoren literarisch beim besten Willen nicht nachvollziehen. Ich sehe vielmehr bemerkenswerte Gemeinsamkeiten zwischen so unterschiedlichen Temperaturen und Begabungen wie Born, Theobaldy, Herburger, Fels, Schramm, Timm, Delius, Maiwald, Astel, Ritter, Rühmkorf, Troppmann, Stössel und vielen anderen. (...“

Um nochmal auf das Klassenbewußtsein zurückzukommen; daß in der heutigen Lyrik der Poet alles und seine Leser bedeutungslos sein sollen, halte ich für falsch und inhuman.

Heise behauptet allen Ernstes, wirkliche poetische Gedichte könnten nicht von vielen Lesern verstanden werden. Hier nun ein Beispiel aus der Arbeiterpoesie: Ist der nachfolgende Text poetisch und wird er nicht auch von jedem Arbeiter verstanden?

Nachtschichterinnerung

Von der Haltestelle
132 Schritte
bis zur 587sten
Latte des Zaunes
wo am Stacheldraht
der Abendstern hing
und im Fenster
der Kesselhalle
die Mondsichel schaukelte.
Vorbei ging's
am Glashaus
aus dem der Pförtner
uns zunkigte.
Im Keller schaufelte
der Heizer
Kohlen in die Hölle.
Nachtfalter flatterten
gegen die erleuchteten
Scheiben des Werks
als wollten auch sie
zur Nachtschicht

ins Futter der Drehbänke
zum Drehbankett
an die Reitstockspitze
auf die Mitnehmerscheibe
ins Drehherz
wo mit der Tiefenlehre
die Sehnsucht
vermessen wurde
und mit dem Drehstahl
die Träume geschruppt
wo Toleranzlehrnen
wie Handschellen warteten
und der Morgen
wie immer
Verspätung hatte
während wir
nach Stechuhren funktionierten
und endlich
mit der ersten Bahn
das Werk und die Nacht
verließen.

Werner Jung

Die geteilte Welt in den Augen der Kämpfer

Zu Günter Herburgers „Die Augen der Kämpfer“. Eine Nachlese

Johann Jakob Weberbeck, bekannt seit Herburgers *Flug ins Herz* (1977, Taschenbuchausgabe 1983), dem ersten Teil seines großangelegten Romanprojekts, erlebt in dem nun fortgesetzten Band des zweiten Teils, *Die Augen der Kämpfer* (Bd. 1, 1980; Bd. 2, 1983), eine Rundreise durch Deutschland. Nachdem es ihn erst quer durch die Bundesrepublik und ihre supermodernen Verwahranstalten mit lichtlosen und geräuschenfreien Hochsicherheitstrakten, dann — befreit — in der Morgenthau-Idylle irgendwo hinter Wuppertal freiwillig-unfreiwillig umgetrieben hatte, endete der erste Teil damit, daß sich der Kurier Weberbeck „in den nächsten Teil unseres komplizierten Landes“ begibt (Bd. 1, S. 408). Von dieser Reise in die DDR, die von der Seitenzahl her den Hauptteil des neuen Bandes ausmacht, berichtet und erzählt Herburgers zweiter Teil.

Scheinbar unvermittelt wacht der Ich-Erzähler im Parteiheim der SED im thüringischen Gera auf, die Erinnerung an „eine frühere Abgeschiedenheit mit Lerchengetriller“ beschwörend (Bd. 2, S. 5) und dabei erst langsam sich Einzelheiten seiner Reise hierhin zurückrufend. Die angedeutete Idylle im Begriff der Abgeschiedenheit weht leitmotivisch durch das ganze Buch und ist der eigentliche Gegenbegriff zu dem des Kampfes.

Beide stehen auch in politischen und geographischen Grenzen und markieren auf der einen Seite das umkämpfte Territorium der Bundesrepublik, auf der anderen Seite die befriedeten Idyllenlandschaften Morgenthau und der DDR. Zwar trägt die DDR in den Augen des Kämpfers nicht die provinziell-Züge der agrarisch strukturierten Morgenthau-Landschaft, in einem charakteristischen Zug aber gleicht sie jener: im Lebensrhythmus. So ist denn eine der ersten wichtigen Erfahrungen, die der in einer Hetzjagd durch die Zeit eilende Weberbeck macht, die, daß Zeit im Sozialismus keine Rolle spielt. Immer getreu der Parole, daß man hier „in geschichtlichen Abläufen, nicht in Krisenintervallen“ (S. 28) denkt. Zeit bleibt daher genügend, um ausreichend Erfahrungen in dem anderen deutschen Staat mit der grundsätzlich geänderten gesellschaftlichen Ordnung zu gewinnen. Herburger und sein Held machen keinen Hehl daraus, daß sie sich mit dem Sozialismus parteilich verbünden fühlen, nicht nur mit dem theoretisch-papiernen, der bleibt ohnehin häufig genug bloß Makulatur, sondern mit dem real existierenden. Der leidigen Gefahr, den Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen und bedingungslos im geringsten Detail noch die historische Überlegenheit des Sozialismus via Mission der Arbeiterklasse wortreich zu beschwören, eine Verkrampfung, in der sich vor allem bundesdeutsche Kommunisten oft winden, erliegt Herburger nirgends. Mit Sympathie skizziert er Einrichtungen und Institutionen des öffentlichen Lebens der DDR, beschreibt minutös Produktionsabläufe in einem sozialistischen Großbetrieb und bringt beiläufig auf diese Weise dem bundesdeutschen Leser kenntnisreiche Informationen aus dem fremdesten

ausländischen Flecken der Weltkarte bei. Aber er ist auch nicht blind gegenüber Entstellungen und Widersprüchen, die, ohne antagonistische zu sein, das Leben dennoch beschwerlich machen können. Ob Herburger in hintergründigen Bemerkungen von der heimlichen „zweiten Währung“, der westdeutschen, redet, die dem ostdeutschen Besitzer mehr Vorteile bietet als dem westdeutschen (vgl. S. 116), ob er die Geschichte des von seinen Auslandseinkünften fürstlich lebenden Dissidenten — Parteilichkeit einmal andersherum, nämlich mit den Verhältnissen! — erzählt, oder aber ob er solch kleine Episoden wie die über jenen langhaarigen Jugendlichen und seine ohnmächtige Revolte berichtet, die gegen alles gerichtet ist und deshalb niemand betrifft — „Ein Jugendlicher mit langen Haaren beteuert, er sei dagegen. Wer ihn hindere, dem spucke er ins Gesicht. Niemand bestätigte seinen Kummer.“ (S. 231) —, immer versteht Herburger seine mild vorgetragene Kritik als Aufforderung zur praktischen Veränderung einer insgesamt schon besseren, keineswegs aber idealen Gesellschaftsordnung. Mehrfach fällt wieder der Begriff der Idylle: die DDR eine Idylle. „Ein Kuba ohne Wirtschaftsblockade“ (S. 116). Ein Land, in dessen Entwicklung westdeutsche Kommunisten besonders viel Hoffnung investieren und in dem sie sich, wie die Reisegruppe, der Weberbeck am Ende seines Aufenthaltes begegnet, vom Klassenkampf zu Hause erholen. „Ohne Schuldgefühle“ strecken sie ihre Füße unter dem Tisch aus und entspannen sich (vgl. S. 284). Vorübergehend, sollte man hinzufügen, denn abgesehen davon, daß man sich auf der Reise befindet, hält sich niemand in einer andauernden Idylle auf. Die Zeit der ewig-zeitlosen Idyllen, wie sie ein letztes Mal die barocke Schäferpoesie rein vorführte, ist längst unter den Walzen des bürgerlichen Fortschreitens in der Geschichte begraben worden. Schon Jean Pauls Idyllen waren höchst gefährdet, und ihr „Vollglück“ um den Preis der „Beschränkung“ erkauft. Wie zerbrechlich müssen da erst ganze gesellschaftliche Idyllen rund zweihundert Jahre später sein? Bedroht sind beide, die sozialistische, auf Technologie und Wirtschaftswachstum bauende Idylle DDR genauso wie die ökologisch-grüne Alternative Morgenthau.

Der gemeinsame Gegner heißt Kapitalismus, genauer die kapitalistische BRD, ein Land, von dem, nach Meinung seiner obersten Verwaltungsham-pelmänner, schon bald der tod-sicherste Frieden seit Menschengedenken wird ausgehen können. Ein Land der anhaltenden, ja steigenden Massenarbeitslosigkeit und der vielen Ausländer, des komplementären Ausländerhasses und eines latenten Faschismus der Kleinbürger. Aber auch ein Land, in dem der Widerstand wächst, und die (Klassen-) Auseinandersetzungen brutaler werden.

Zurückgekehrt in die BRD erlebt Weberbeck nach einem kurzen Aufenthalt in der unterdessen einsam und unwirtlich gewordenden Morgenthau-Landschaft von einem Fenster der Uni Essen aus eine Straßenschlacht zwischen einem Heer von Unzufriedenen und den bestellten Hüttern der Unordnung. Der berühmte „heiße Herbst“ oder Apotheose des letzten, endgültigen Klassenkampfes, in dem nicht zuletzt die völlig Deklassierten, die Arbeitslosen, um ihr nacktes Überleben ringen? „(. . .) draußen tobte schon die Schlacht, bot einen erhabenen Anblick, geteilt in horizontale und vertikale Bildachsen

für den Betrachter: Um das Denkmalswälzelchen des Zollvereins Bonifazius hatte sich heroisches Pack geschart, in Ausfällen begriffen, während es von mehreren Seiten, aus Einbahnstraßen und über Schleichpfade, noch Zustrom erhielt. Es waren sehr alte und sehr junge Zerlumpete, die Schleudern schwangen, Latten, ausgerissene Zäune, ganze Bohlen hoben, einige warfen auch Benzinflaschen. / Sie kämpften mit dem Rücken zu den Mauern, denn aus dem Bottroper Tunnel quollen unablässig reguläre Truppen, gepanzert mit durchsichtigen Helmen und Schilden, sowie elektrostatisch und chemisch bewaffnet, ein überlegen gleißendes Heer, das auf Distanz achtete, nur mitunter einen Keil vorschickte, der zugriff, zurückwich, die Beute schluckte“ (S. 392 f.).

Wer für diésmal den Kampf vor der Uni Essen gewinnen wird, dürfte klar sein. Der Unterschied ist zu kraß. Mit Schleudern und Latten sich gegen chephantastisch-irreal anmutenden Ausgangsszenario des Romans die ganze politische Wirklichkeit bundesrepublikanischer Gegenwart: die Brutalität der geballten Staatsmacht auf der einen und die Unterlegenheit der Bevölkerung auf der anderen Seite, gleichzeitig aber auch die Ohnmacht der Herrschenden, die Exekutivorgane des Staatsapparates derart brutal und direkt einzusetzen, und die Hoffnung darauf, mit einer wachsenden Bevölkerungsmehrheit, die sich ihrer Interesse bewußt wird, dies künftig politisch unmöglich zu machen?

Herburgers Buch ist ein aktueller politischer Zeitroman. Die Zeit, die er durchmißt, sind die frühen 80er Jahre. Zwischen der Ankunft Weberbecks im Geraer Parteizentrum der SED und der Vision des brutalen Klassenkampfes am Ende des Romans erlebt Herburgers Held nacheinander drei verschiedene gesellschaftliche und politische Welten. Drei „Modelle“ Deutschlands! Zwei bestehende und ein phantasiegeborenes. Gefährdet sind sie alle, schon durch die bloße Existenz der jeweils andern. Daraus erklärt sich die notwendige Unversöhnlichkeit ihrer Ideologien. Die Wiedervereinigung findet nicht statt, weder „in Recht und Freiheit“ noch als sozialistische. Deutschland in den 80er Jahren, Ende offen.

Herburger stilistisch als realistischen Autoren einzuordnen, wäre, obwohl es gute Gründe dafür geben mag, ein Etikett, das nicht zureicht. Neben ausführlichen Schilderungen von Produktionsabläufen sowie den Möglichkeiten menschlicher Arbeit im Zeitalter der Automation, wofür schon Herburgers *Flug ins Herz* seinerzeit häufiger gelobt wurde, plaziert er unmittelbar Einfälle aus seinen eingebildeten Welten. Die Wirklichkeit ist ihm genauso wichtig, wie die Phantasie, die erfahrene Welt ebenso wie die imaginierte. So hat Morgenstern dieselbe Daseinsberechtigung wie die BRD und die DDR. Stoff der literarischen Produktion ist immer die Erinnerung des Autors. Einige versteckte Winke auf seine poetologische Überzeugung hat Herburger an einer Stelle des Romans selbst gegeben: „Die Grundsätze zur Erzeugung von Welten bestehen aus Phantomatik und Illusion. Beide ergänzen einander in den Hirnlappen, wo das Riechen, Tasten, die Zeit, die Lust, der Schmerz und die Öde sich mit Erinnerungen verknüpfen, ein Vorgang der Tradition, ohne die Realität überhaupt nicht wahrnehmbar wäre“ (S. 365 f.).

Die Konstruktion der literarischen Wirklichkeit beruht mithin auf den Erfahrungen des Autors als demjenigen Material, das, in vielfältiger Weise gebrochen, mit Gefühlen aufgeladen und assoziativ verknüpft, den Stoff der Literatur ausmacht, der mit Phantasie und Einbildungskraft dann weiterbehandelt wird. Die fertige literarische Welt ist deshalb ungleich komplexer, reflektierter und durchgebildeter als die Wirklichkeit der bloßen Wahrnehmung. Ja, mit Herburger läßt sich sagen, daß im geschilderten Prozeß, als dessen paradigmatisches Endprodukt das literarische Werk einstehen kann, durch „Phantomatik und Illusion“ auch die herkömmliche sogenannte Realität erst konstituiert wird.

Es könnte leicht mißlich klingen, hier das alte idealistische Theorem von der Kunst als der zweiten höheren Welt mit der größeren Dignität zu bemühen, in gewisser Weise aber folgt Herburger noch dieser Vorstellung. Mit dem wichtigen Zusatz allerdings, daß die Wahrheit dieser höheren Welt eine eingestandenermaßen parteiliche ist und zudem aufklärerische Zwecke verfolgt. Literatur durchschaut gesellschaftliche Wirklichkeit, das ist ihre Wahrheit. Literatur deckt Widersprüche auf, legt Mißhelligkeiten frei, erkennt die Lüge und denunziert die Falschheit. Sie ist im Gegensatz zu einer ins Theoretisch-Komplexe vordringenden Philosophie und Soziologie ideologiekritisch im eher alltäglichen Sinne.

Zwei Beispiele mögen dieses Programm verdeutlichen. Weberbeck entdeckt während seines müßigen Umherschweifens auf dem Werksgelände eines volkseigenen Betriebes, in dem er vorübergehend beschäftigt ist, in dessen ehemaligem Pförtnerhaus eine kleine Bibliothek. Im Grunde eigentlich desinteressiert — „bedrückt und niedergeschlagen“ (S. 266) —, weil ihm deutlich geworden ist, daß er mit seinem Gaststatus den Produktionsablauf eher hemmt und deshalb nicht gebraucht werden kann, greift er einen Bildband über das Leben Wilhelm Piecks aus dem Regal. Weberbecks Durchblättern dieses Buches beschreibt nun Herburger gleich über mehrere Seiten. Dabei erfüllt die trockene Auflistung der Abbildungen und hinzugefügten Texte eine klare Funktion. In der Reduktion auf das vermeintlich Wesentliche, auf das klappentextartige Festhalten der Sonn-, Fest- und Feiertage der Geschichte entlarvt er eine (leider) immer noch übliche Betrachtungsweise von Geschichte und historischen Abläufen in den sozialistischen Staaten und macht daran seine Kritik fest. Die Geschichtsschreibung, die dieser Pieck-Band sinnlich-anschaulich einer großen Betrachtermasse vermittelt, ist die einer Geschichte, die zwar nicht mehr ausschließlich von Ideen gemacht wird, aber immer noch von großen Köpfen, in denen diese hausen und aktiv werden. Eine Geschichte von oben, auch wenn dies Oben aus den vornehmsten Köpfen der Arbeiterklasse besteht. Die Masse unten bleibt dagegen systematisch ausgesperrt. Herburgers Kritik an einem solchen Geschichtsverständnis ist reduziert auf eine knappe, aber präzise Frage, die, unbeantwortet, jedem Leser die Unterlassungen der Geschichtsschreibung mit einem Schlag bewußt macht.

Herburger läßt die Durchsicht des Bildbandes bei der Abbildung von Piecks Grabstätte und einer Aufnahme vom VIII. Parteitag der SED, die den Gastredner Breschnew und eine ihm zuzubelnde Menge Delegierter zeigt, beend-

den. Abschließend sinniert er darüber, ob das im Bild festgehaltene Leben Piecks „ein repräsentatives Leben“ war. „Die Lücken sprachen von Hunger, Enttäuschungen, Wille, Haß, Spekulationen, Fluchten und Toten, Angst und Hoffnung; Glanz war erst spät eingetreten. Die Permanenz hatte eine Idee zur Voraussetzung, ohne die der Bund vieler durch Weltkrieg, Faschismus und zweiten Weltkrieg nicht gehalten hätte./ Unser Leben auch in mikroskopischen Einzelheiten, vor allem seit der Entdeckung einer Erbsubstanz oder -brücke? Aber ich hätte ebenso gerne den Namen des Rotarmisten gewußt, der die Flagge oben auf der Ruine des Reichstags angebracht hatte, ob der Mann noch lebte, zu Veteranentreffen kam mit ordensbedeckter Sonntagsjacke?“ (S. 270f.) Damit brechen Weberbecks Reflexionen ab, und abrupt kehren seine Gedanken wieder zur aktuellen Umgebung zurück.

Leser nehmen: Wo ist in der Geschichte und hier in ihrer sozialistischen Schreibweise das Unten, die Bevölkerung, geblieben? Wo wird die Geschichte des Rotarmisten, des Symbols einer namen- und konturenlosen Masse, erzählt, eines einfachen Soldaten, der, obzwar auf einem einzigen Bild in einem flüchtigen geschichtsträchtigen Augenblick zeitüberdauernd abgelichtet, dennoch ebenso zeitlos zur Stummheit, woran auch eventuelle Orden (nachträglich) nichts ändern, verurteilt ist?

Die zweite Stelle, die wir beispielhaft für Herburgers Weltanschauung und ihre poetische Umsetzung zitieren, steht innerhalb von Herburgers Darstellung eines Aufenthaltes seines Helden Weberbeck auf Schloß Kochberg, einer Goethe-Gedenkstätte und einem heutigen Freizeitheim der Partei für Künstler und Wissenschaftler unweit von Weimar. Hier findet Weberbeck Zeit und Muße, sich mit Leben und Werk der deutschen Klassiker intensiv auseinanderzusetzen. Doch immer wieder wird diese Arbeit der Aneignung klassischer Traditionsbestände jäh unterbrochen durch die Erinnerung an die Nachtseiten derselben deutschen Geschichte, die ihre Barbarei in Buchenwald auf den bewaldeten Höhen über der Kultstätte Weimars entfesselt hat. Goethe und Schillers Weimar wie der barbarische Faschismus in Buchenwald sind Stationen einer deutschen Geschichte, die – gleich einem Symbol – dieser kleinen sächsischen Stadt beide Seiten ihrer Medaille, Humanismus und Barbarei, eingeprägt hat. Dazwischen noch eine wie immer geartete Geschichtstheologie ausmachen zu wollen, ist müßig. Es bleiben zwei grundsätzliche Alternativen, zwei Möglichkeiten, Geschichte zu machen. Zusammengehalten werden müssen jedoch in der Erinnerung beide, will man nicht durch Vereinseitigung, Verdrängung oder Unterschlagung des einen oder anderen, wonach es das eine nie gegeben hat, das andere bloß schöner Schein gewesen ist, und überhaupt alles nur Relikte der Geschichte, in bundesdeutschem Wortverständnis: der Vergangenheit, sind, die Geschichte gerade machen. Dagegen opponiert Herburger, der beide Seiten wiedererinnernd zusammenhält: „Goethe und Charlotte entzückten sich über ein vergessenes Schnupftuch, das sie von einem Pfad im Park auflasen, Gelegenheit, Verluste und Allegorien gegeneinander aufzuwiegeln. In denselben Gegenden wurde später aus dem Fett der Toten industriell Seife gewonnen, und verhungernde Häftlinge bauten Landeklappen für Bomber“ (S. 176).

Irmela Brender Gedanken zur Frauenliteratur

Das Thema ließe sich mit spöttischer Vereinfachung in einer Frage und einer Antwort abhandeln. Frage: „Gibt es Frauenliteratur?“ Antwort: „Es gibt nur gute und schlechte Literatur.“

Aber literarisch-ästhetische Kriterien sind von geringem Einfluß auf Buchmarkt und Literaturbetrieb, mehr gelten kommerzielle Erfolge und das modische Phänomen, und darum wissen wir alle seit etwa zehn Jahren: Frauenliteratur gibt es. Sie wird geschrieben, in Taschenbuchreihen verpackt, verkauft, gelesen, selten rezensiert, dafür problematisiert.

Lassen Sie mich einen Augenblick am schillernden Begriff herumdenken. Kinderliteratur ist Literatur für Kinder, nicht von Kindern, nicht immer über Kinder. Kriminalliteratur ist Literatur über Verbrechen, nicht für Verbrecher, nicht von Verbrechern. Frauenliteratur scheint, wenn ich das richtig verstehe, auf dem dreiseitigen Bezug zu beharren: Literatur von Frauen über Frauen für Frauen. (Das zusammengesetzte Hauptwort erleichtert den Deutschen das Denken nicht.)

Dieser dreifache Anspruch auf die Frau – als Autorin, als Leserin, als Thema – ist das eigentlich Neue an der Frauenliteratur. Denn Bücher für Frauen gibt es schon lange – im 18. und 19. Jahrhundert waren es die „empfindsamen Romane“, die für Novalis ins medizinische Fach zu den Krankheitsgeschichten gehörten und den „lesenden Frauenzimmern“ den übeln Ruf spinnöser Weltflüchtlinge eintrugen, in jüngerer Vergangenheit haben Titel wie *Die Heilige und ihr Narr* oder *Vom Winde verweht* und die Bücher von Autoren wie Willi Heinrich oder Johannes Mario Simmel vor allem die weiblichen Leser erobert. Es handelte sich dabei stets um spannende Unterhaltungslektüre, konventionell und daher leicht verständlich geschrieben, in der seelische Nöte und Herzensangelegenheiten viel Raum einnahmen. Ob sie von Männern oder Frauen verfaßt war, hatte auf ihre Wirkung keinen Einfluß.

Es gibt auch schon seit langem Bücher über Frauen, ich will nur drei weltberühmte nennen: Fontanes *Effi Briest*, *Madame Bovary* von Flaubert und *Die Frau von dreißig Jahren* von Balzac. Gemeinsam ist ihnen – außer dem Weltruhm –, daß hier Männer Frauenschicksale so dargestellt haben, daß sie über ihre Zeit hinaus ein allgemeines Leserpublikum, nicht aber speziell das weibliche faszinieren. Es sind Bücher über Frauen, aber keine Frauenbücher. Das sind auch viele Bücher von Frauen nicht. Simone de Beauvoirs frühe Romane *Die Mandarins von Paris* oder *Alle Menschen sind sterblich* passen ebenso wenig unter dieses Etikett wie die Bücher von Carson McCullers oder Katherine Mansfield. Sie wenden sich an Leser allgemein und nehmen auf bestimmte Gruppen und deren Verlangen nach Identifikationsmöglichkeit, Orientierungs- und Lebenshilfe keine Rücksicht.

Doch genau mit diesem Verlangen ist die neue Frauenliteratur eng verknüpft. An ihrem Beginn stand autobiographische Bekenntnisliteratur wie *Klassenliebe* von Karin Struck und *Häutungen* von Verena Stefan: Hier schrieben sich Frauen in realistischer Manier von der Seele, was sie an ihrer Geschlechter-

rolle bedrückte und wie sie dagegen anzugehen versuchten. Ihre Schicksalsschwestern lasen es betroffen und begeistert, der uns allen wohlbekannte Identifikations- und Solidarisierungseffekt stellte sich ein: „Genau wie bei mir“ – „Genau wie bei dir“ – „Genau wie wir!“

Häutungen, ein Buch, von dem kaum mehr geredet wird, erschien als Werk einer unbekannten Autorin in einem kleinen Verlag, der dafür kaum werben konnte. Es kam über Nacht auf die Bestsellerlisten. Kaum eine der vielen Leserinnen nannte es ein „gutes“ Buch; ein „wichtiges“ war es für die meisten: Weil das eigene Privatschicksal hier in einem veröffentlichten Privatschicksal wiedergefunden wurde und damit breit zu diskutieren, vielleicht auch zu verändern war.

Darüber ist nicht zu spotten. In der Literaturgeschichte gibt es manches schlechte Buch, das nur wichtig wurde, weil es in einer bestimmten historischen Situation Bedürfnisse, Wünsche, Ideale artikulierte – denken Sie an *Onkel Toms Hütte*. Heute aber haben wir eine Literaturindustrie, die einmal erkannte Bedürfnisse sofort massenhaft ausbeuten kann – die private Bekennnisliteratur von Frauen wurde zum Programm.

Allerdings nur zum Taschenbuchprogramm – zuviel wollte man denn doch nicht riskieren. Aber Taschenbuchprogramme sind gefräßige Tiere. Mit Material zur aktuellen Frauenproblematik waren sie bald nicht mehr satt. Und so dürfen heute nur noch Autorinnen mit Renommée und hohem Bekanntheitsgrad in gebundenen Büchern veröffentlichen, alle anderen kommen, sofern sich keine andere Taschenbuchsparte für sie finden lässt, ins Frauenprogramm. Da finden sich dann Geständnisse und Enthüllungen neben professionellen Unterhaltungsromanen, Anleitungen zur Lebenshilfe neben scharfsinnigen Essays – gemeinsamer Nenner ist der weibliche Vorname der Autoren.

Dadurch ist eine so ungeordnete Fülle von sogenannter Frauenliteratur entstanden, daß sich kein Rezensent mehr mit ihren Einzeltiteln befassen mag. Als Sammelbegriff jedoch taugt sie nun für wissenschaftliche Untersuchungen. Wie reizvoll müssen doch für feministisch engagierte Studentinnen Themen sein wie: „Gibt es eine weibliche Thematik?“ – „Gibt es eine spezifisch weibliche Phantasie?“ – „Gibt es eine weibliche Sprache?“

Den Theoretikern seien ihre Spielzeuge unbenommen, solange feststeht: Mit der Kunstform Literatur hat das alles nichts zu tun. Auch wenn sich herausstellen sollte, daß – wie zu erwarten ist – Frauen seltener als Männer über Kriege, Jagd und Metzgerhandwerk schreiben, sehe ich darin keinen Gewinn, keinen Verlust und keine Erkenntnis für die Literatur. Gewiß kenne ich die Theorien darüber, daß die Sprache, die wir alle von unseren Müttern lernten, männliche Werte tradiert und ein Instrument männlicher Herrschaft ist, das es umzufunktionieren gilt – doch mit diesen Theorien im Hintersinn möchte ich fragen, welches der folgenden Zitate von einem Autor, welches von einer Autorin stammt. Sie sind aus ungefähr der gleichen Zeit und haben ein gemeinsames Thema – das Leid des Lebens. Das erste Zitat: „Sich hinzulegen wie ein müdes Kind und dieses Sorgenleben wegzuweinen...“ Und das zweite: „Wohl gibt es Stunden, die so ganz verhaßt, Daß, dem Gedächtnis eine Centnerlast, Wir ihren Schatten abzuwälzen sorgen...“

Hier die Antwort, und sie beweist wieder nichts für die Literatur: Sich hinzulegen wie ein müdes Kind und dieses Sorgenleben wegzuweinen wünschte sich ein Mann – der Engländer Percy Shelley, geboren 1792. Die Schatten der verhaßten Stunden abwälzen wollte eine Frau, die Deutsche Annette von Droste-Hülshoff, geboren 1797. Vor ein paar Jahrzehnten, als „Literatur und Krankheit“ ein fast so populäres wissenschaftliches Thema war wie heute „Frauenliteratur“, hat man übrigens behauptet, Shelleys sanft-trauriger Vers müsse im Zusammenhang mit seiner chronischen Rippenfellentzündung verstanden werden. Auch diese Feststellung war für die Literatur – wie für die Medizin – ohne jede Bedeutung.

Während Theoretiker die Frauenliteratur ernster nehmen, wenden sich ernst zu nehmende Autorinnen von ihr ab. Sie haben in dem schillernden Begriff den Ghettocharakter erkannt – Frauenliteratur neben, außerhalb, abseits der Literatur. Ein Ghetto kann Isolation bedeuten, aber auch Freiraum für Experimente bieten. Die Frauenliteratur, so kommt es mir vor, bringt ihre Autorinnen in die literarische Isolation, ermöglicht ihnen aber, öffentliche Formen der Selbstdarstellung jenseits aller Kriterien außer dem der Verkäuflichkeit zu erproben. Damit bietet sie sich als Übungsfeld für Dilettantinnen an und bringt sich um den Rest ihrer Glaubwürdigkeit.

Angesichts dieser Situation kann ich mir vorstellen, was wir längst überwunden glaubten: Daß schreibende Frauen sich ein männliches Pseudonym zulegen, um von ihren Verlegern nicht ins Ghetto abgedrängt zu werden.

D A S N E U E H E F T I S T D A !

("habe alles mit Neugier, vieles mit Spaß gelesen", Piwitt)

* der F L A T T E R S A T Z 85 *

mit Beiträgen von
Ernesto Cardenal, Hamburgs "Roten Großvater" Carl Wüsthoff,
Jess Santiago, dem lyrischen Liedermacher der Philippinen,
Jan Gonschorek, Livius Pundsack, Jörn Laue, Holger Platta
und vielen anderen

über



Peter Weiss,
"Literatur als Widerstand" und
"Mögliche Biographien"

* 10,- DM bei Edition ZERBEROS, Postfach 69, 3405 Rosdorf *

Meine Herren und Damen, liebe Schwestern und auch Brüder, um der Fülle von Irmtraud Morgners „Hexenroman“, die für eine Prosa-Dichtung unserer Zeit nahezu bestürzend ist, Herr zu werden (ich unterlasse das weibliche Pendant: Dame), könnte man vielleicht mit einem Vergleich der Literatur-Kinder Oskar Matzerath und Laura Salman beginnen. Da ich es nicht tue, will ich wenigstens das Auffälligste nennen: Etwa im gleichen Alter, als sich das männliche Kind aus Opposition zu seiner Welt verweigert und das Wachsen einstellt, probt das weibliche den Aufstand (dieser Formulierung von Günter Grass bedient sich jedenfalls die Autorin). — Oder man könnte Einflüssen nachgehen; um eine Spanne anzudeuten: von Jean Paul bis James Thurber. Oder man könnte den Weltaufriß, Diesseits und Jenseits inklusive, in Beziehung zur Welterkenntnis des Zeitalters bei Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen und bei Irmtraud Morgner untersuchen. Es gäbe weit mehr ähnliche nützliche Themen, aber ich lasse hier ab, um nicht den Verdacht zu wecken, ich möchte mit Ihnen in der Art einer Seminar-Arbeit kommunizieren.

Und doch werde ich mich gleich in diesem Sinne höchst verdächtig machen, wenn ich nicht umhin kann, kurz bei Goethe zu halten. Aber ich vertraue darauf, daß Sie bemerkt haben, wie Irmtraud Morgner ihn braucht: trotz allen germanistischen Anscheins nämlich wie eine Art Lebenselixier, wie andere ihr Glas Bier vor dem Schlafengehen. Ich bekenne meine Hochachtung vor diesem Goethe-Bezug, um so mehr, als es wieder modisch geworden ist, Goethe als toten Hund zu behandeln. Mit ihm umzugehen, stellt Ansprüche und macht Arbeit — und zwar nicht nur Arbeit in Sachen Goethe, sondern in Sachen Welt. Der Anknüpfungspunkt für das Sujet, zu dem Stoffliches wie Philosophisches gebraucht werden, ist das sogenannte Fragment *Pandoras Wiederkunft — ein Festspiel* (ab 1807), eine Arbeit, die Goethe später sein „herzliebes Kind“ nannte. Da gehörte dieser Herzplatz nicht mehr dem *Prometheus*. Sein nachdenkender Bruder, Epimetheus, dessen Gattin (Gemahlin?) Pandora einst gewesen — in ihrer Büchse das Heil und nicht das Unheil —, genießt die Schmerzen um solches Kleinod. Prometheus opponiert: „Kleinode schafft dem Manne täglich seine Faust“, doch Epimetheus setzt dagegen: „Die Schönheit führt auf rechte Bahn.“ Im Streit der Brüder hat die Schönheit Frauengestalt — Prometheus findet, daß sie verführt, Epimetheus, daß die vom Bruder geformten Frauen nichts taugen, weil sie als des Mannes Diennerinnen konzipiert sind. — Das ist nicht von der Morgner oder von mir, das ist von Goethe, meine Herren und Damen. Prometheus' Lob Pandorens will ich nicht wiederholen; bei dieser Aufzählung seines Glücks ist bemerkenswert, daß der Allbegabten nichts mehr zu geben war, wodurch die Möglichkeit bestand für folgendes: „Ich gab mich selbst ihr.“ Da gilt auf einmal nicht mehr das Hingabe-Klischee, an die Frau gebunden, — und der Satz hat noch einen erstaunlichen zweiten Teil: „Ich gab mich selbst ihr, gab mich ihr zum ersten Mal!“ Das aber nur beiläufig über die Höhe der Beziehung zwischen

den Geschlechtern in *Pandora*. Mit ihr verbunden ist jedoch der Verlust „der Güter mit Fittichen“, dieser mit der Fähigkeit der Menschen, fortzubestehen, verknüpften Sache.

Bei der Morgner wird der Orakelspruch, der Sirene Beatriz ins gefiederte Ohr gekommen ist, bekanntlich so gedeutet: „Prometheus kann seine Denkgleise, die ihn zu bewunderswerten Werken führen und jetzt der Selbstvernichtung zu gerichtet sind, nicht aus eigener Kraft verlassen. Sirenen müssen ihn aus seiner Bahn tragen. Von deren Gesang außer sich gebracht, wird er Pandora unverstellt von Gerüchten erinnern. Und er wird befähigt sein, sich und sein Werk erstmals als Fragment zu begreifen und ohne Zukunft. Erhaltungstrieb und Vollendungssehnsucht leiten ihn dann, Pandora um ihre Rückkehr zu bitten. Und das vierte Menschengeschlecht, das von beiden in Liebe gezeugt werden wird, könnte das erste sein, das friedensfähig ist: imstande, seine Interessen- und Meinungsverschiedenheiten unblutig zu bewältigen und Sitten zu entwickeln, die Kompromisse höher schätzen als Siege und den Krieg tabuisieren.“

So geht der Goethe-Bezug Irmtraud Morgners über *Pandora* hinaus, und er hat seinen Grund in der dringlichen Beschäftigung beider mit der Emanzipation der Menschheit.

Es war eben vom vierten Menschengeschlecht die Rede — Goethe hätte gesagt: vierte Dynastie. Er hat zwar an die vierte herangeschrieben, gezählt aber nur bis drei. Das sind Bilder — ich scheue mich, sie als dichterische Bilder festzulegen — von gesellschaftstheoretischem Gehalt. Goethes erste Dynastie ist die der Götter, Jupiter/Christengott; die zweite sind halbgöttliche Wesen — die von Göttern Beherrschten sind zunächst auf Stellvertreter angewiesen —, Prometheus/Christus; und die dritte Dynastie sind nun die Menschen. In *Dichtung und Wahrheit* Rückblick auf die Prometheus-Zeit (1773): der geriet in ein „Mißverhältnis“ zu Zeus, „indem er auf eigene Hand Menschen bildet, sie durch die Gunst der Minerva belebt und eine dritte Dynastie stiftet“. Eine dritte Dynastie also, die von allen himmlischen Obergewalten emanzipiert ist. — Rund fünfunddreißig Jahre später wird die dritte Dynastie geprüft, begutachtet und zu leicht befunden.

Wenn man über diesen unerhörten Vorgang in der Lebensarbeit eines Dichters etwas erfahren, hören, finden will, sucht man vergeblich in den *Weimarer Beiträgen*, im *Goethe-Jahrbuch*. (Und das sage ich in Pankow. In Bonn wüßte ich erst gar nicht, wo ich suchen soll.) Man findet bei Peter Hacks. Und bei Irmtraud Morgner.

Mich grämt der Zustand. Als Germanistin. Besonders wegen meiner kleinen Aktie an der Befreiung Goethes aus der Philologie und an seinem Hereinholen in den gesellschaftstheoretischen und -praktischen Bereich, die *Faust-Gespräche* mit Gerhard Scholz. Obwohl ich mich damit trösten könnte, daß die entscheidenden Anstöße zumeist von den universitären Außenseitern kamen. Denn, sehen Sie: Im *Goethe-Jahrbuch* 1898 steht die Festrede zur Versammlung der Goethe-Gesellschaft dieses Jahres, die der Altphilologe Ulrich Wilamowitz-Möllendorf gehalten hat. *Über Pandora*. Und da steht nun in der Tat nahezu alles drin. Aber selbst der Autor weiß anscheinend nicht, was er da in

der Hand hat. Ihn und die Goethe-Gesellschaft und die Gesellschaft überhaupt schützt die Philologie.

Und wir in den sechziger Jahren, die auch die der Faust-Gespräche gewesen sind, waren vollauf damit beschäftigt, daß die dritte Dynastie, die Menschen, sich nun auch von einer weltlichen Obrigkeit emanzipiert hatte — nicht metaphorisch, sondern real, hier in unserem Land; so erwiesen sich unsere Trockenübungen in dialektischem Denken für das Kommende als unzureichend. (Das kann uns noch öfter passieren. Goethe, vorsichtig geworden durch den notwendigen Platzwechsel von Prometheus zu Pandora, nannte das entsprechende Kunstwerk Fragment.)

Ein Buch als Mittel zur Bekanntmachung

So sagt die ehemalige Trobadora und jetzige Sirene Beatriz. Sie hatte die metaphorische Aufgabe, die der Orakelspruch enthält, angenommen, hatte ihre Zunge verloren, und da nun Sirenengesang nicht mehr zu erwarten war, modifizierte sie auf Schreiben, ein Buch für Wesselin, den Sohn der Laura Salman: „Auch ein Buch könnte ein Mittel zur Bekanntmachung von Hindernissen sein, die überwunden werden müssen, soll die Menschheit nicht zugrunde gehn.“

Mir ist das verkürzte Zitat recht als Polemik gegen die enge Auffassung von schöner Literatur, nämlich Belletistik. Danach gelten eigentlich nur die Großform der Prosa, der Roman als raunender Beschwörer des Imperfekts, und das Wortkunstwerk Lyrik. Heinz Kindermann 1950 in einem *Lexikon der Weltliteratur*: „Heute wird zwischen dem Dichter als dem wahrhaft Begnadeten und dem Literaten als dem intellektuell-kritischen Geist von vorwiegend journalistisch-feuilletonistischer Begabung unterschieden.“ Solche Unterscheidung trifft auch für die Traditionen der deutschen Literatur nicht zu. Oder nicht einmal, falls man die der französischen im Kopf hat.

Bekanntmachungen werden für unterschiedliche zeitliche Wirkung erlassen, damit hängt auch ihre Wirkung in Breite und Tiefe zusammen. Journale sind ein Medium für Kurzzeitiges, Breitwirkendes; literarische Kunstwerke wollen sich häufig dieser Möglichkeiten nicht begeben, sie bringen Operatives ein. Etwa bei Sophie La Roche sind diese Grenzen ausgesprochen fließend — nun gut, sie hat kaum noch freiwillig interessierte Leser. Lessing macht Kunstwerke aus Mangel bzw. Entzug journalistischer Äußerungsmöglichkeiten. Beim jungen Goethe fällt das erste dramatische Kunstwerk, das wüste Drama *Götz von Berlichingen*, zusammen mit gelegenheitspoetischen Arbeiten wie *Ein Fastnachtsspiel vom Pater Brey* und Beiträgen für das Journal *Frankfurter Gelehrte Anzeigen*, und alles hat miteinander zu tun, hängt zusammen und voneinander ab. Selbst im Alterswerk *Faust II* mit seinen Annäherungen an die thematische Sphäre des Verhältnisses von Wissenschaft und Produktivkräften zum höchsten menschlichen Augenblick hatte die Metaphorik für solche Einlassungen offen zu sein.

Das erste Stück der Salman-Trilogie, *Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz* . . ., hat in erheblichem Maß Journal-Funktion in Anspruch genommen, selbst für Mitteilungen der Autorin aus einem ungedruckten Buch, in dem

Personal des ersten Salman-Stücks bereits lebte. Die eingelassenen Stücke haben ihren mehr oder minder dichten Kontext, es gibt Rückwirkungen des Fiktiven auf die Realien und umgekehrt. Ludwig Mecklingers Rede vor der Volkskammer zur Einführung des Rechts auf Schwangerschaftsunterbrechung stand auch in der Zeitung. In der Zeitung freilich stand sie ohne dichterischen Kontext zur Emanzipation, Laura Salmans Selbstwertgefühl, ihre Souveränität hängen unmittelbar damit zusammen. Und etwa das Statement eines Wissenschaftlers über die mögliche Lösung des Eiweißproblems arbeitet dem Optimismus zu, daß Wissenschaft als Mittel zur Erleichterung der menschlichen Existenz nicht abzuschreiben ist.

Das zweite Stück der Salman-Trilogie geht etwas anders mit den puren Bekanntmachungen um.

Da gibt es etwa das Zitieren der Zitate. So wird mitgeteilt, über welche Texte von Goethe, Einstein, Swift, Engels, Tupolew, Marx, Rimbaud, Schiller und Volksmund bei den Unsinnskollegien im Hugenottendom nachgedacht wird. Es gibt auch Bekanntmachungen über den Jesuitenorden, über Kunstkopftechnik, über den alten afrikanischen Staat Benin, über den Waldbesatz der Erde und seine Auswirkungen auf das Klima, über den Grünflächenanteil in Großstädten und andere kleine Dienstleistungen mehr. Diese Bekanntmachungen sind auf unterschiedliche Weise in das Romangeschehen integriert. So ist die Mitteilung über das unzureichende Einbeziehen der Alten in den gesellschaftlichen Kreislauf transportiert durch die kunstvolle Erfindung, die sich wie von der Wirklichkeit abgeschrieben gibt, eines Tierparkbesuchs von Laura mit ihrem Sohn Wesselin. Auf unterschiedliche Weise also — aber ein Stückchen bleibt immer frei, ist sozusagen pure Bekanntmachung.

Das hängt mit der außerordentlich vielfältigen Struktur des Buches zusammen, über die viel nachzudenken ist.

Die primäre Entscheidung, grundlegend und folgenreich, ist die für das, was ich anfangs probeweise Diesseits und Jenseits genannt habe, also das Andichten eines mythologischen Backgrounds an heutige Realien. Hier nun wieder wären Vergleiche mit der Funktion des V-Effekts angebracht. Mir will scheinen, als wäre der große Zugewinn an banalem Alltagsstoff für die Literatur auf diesem Feld von Ursache und Wirkung gewachsen. Als bezöge die Autorin von daher die ästhetische Kraft, über das Einzelne oder das Allgemeine einer Erscheinung hinaus und hinweg den kunstwürdigen Zugang zu ihrem Besonderen zu entdecken. Und dabei siedelte in der Hautnähe von Wirklichem und Unwirklichem die souveräne Heiterkeit, die zu den respektgebietenden Leistungen des Buches *Amanda* zählt.

Um konkret zu werden: Der Dienst, die Arbeit einer Triebwagenfahrerin ist prinzipiell nichts Neues, nichts Überraschendes in der literarischen Darstellung; jedoch Medien im Alltagsleben eines Bürgers schon eher. Lassen wir hier die hinreißende Parodie auf den Ereignisse quasi hinter Bild kommentierenden Fernsehreporter im Falle der englischen und teuflischen Walpurgisnachtssvideos aus — wo gäbe es schon die literaturwürdige Darstellung der Tätigkeit eines ARD-Korrespondenten im „Osten“, modellhaft, der entlarvende Witz resultiert wieder aus der Dichte von naturaler Genauigkeit und diesem Pfiff ins Jenseits. Ein Vorgang immerhin, der täglich einen geschätz-

ten Prozentsatz (Kleinkinder ausgelassen) von 75 Prozent der Zeitgenossen betrifft. Sich das Zentralorgan für einen hexischen Vorgang zugänglich zu machen — die April-April-Nummer vom *Neuen Deutschland. Berliner Ausgabe*, bedruckt mit *Faust Eins und Zwei* —, entspricht diesem ästhetischen Konzept, dessen moralisches Adäquat etwa lauten würde: Im Prinzip ist jeder für alles zuständig. Ich will hier aufhören, kann mir nur nicht versagen, das literarische Erforschen des — ebenfalls bereits eine Mehrzahl der Mitmenschen betreffenden — Lebensraums Hochhaus hervorzuheben, quasi als Kietz vertikal.

Zurück also zu dem „Jenseits“. Irmtraud Morgner, befragt nach der Hexensphäre, hat etwa gesagt, daß sie schließlich ein geeignetes Gerüst, ein Sujet brauchte für ihr Anliegen, ihr Thema. Nun hätte man eigentlich die Pflicht, wenig Gelungenes, Angestrengtes aufzuweisen, das sich besonders in Bereichen lokaler, d. h. Brocken-Mythologie findet. Ich wäre lustlos, mich ihr zu unterziehen — auch wenn hier der geeignete Ort wäre —, nicht nur, weil der Gewinn auch an diesen Stellen höher ist als der Verlust, sondern vor allem, weil die Morgner — und das hätte ich nicht für möglich gehalten — zeigt, daß es möglich ist. Denn was ist Irmtraud Morgners Thema, ihr Stoff — wie soll man das nennen?

Eine der Stofflinien ist alt und traditionsreich — die der Rolle der Frau. Diese wurde, mindestens seit der Renaissance, ein großer Stoff in der europäischen Literatur, bekam einen Schub, über die Möglichkeiten der Klassengesellschaft hinausweisend, innerhalb derer humane Ansprüche nicht erfüllt werden konnten, die Frauengestalten aufwarfen. Shakespeares Werk wäre danach zu befragen, beispielsweise. Freilich wurden die Fragen — auch von den Dichterinnen, die sich häufig lyrisch äußerten — meist im Medium der Liebe erörtert; Shakespeare aber machte den wagehalsigen Vorstoß, Liebe und Arbeit, und zwar die einer Staatsfrau (leider gibt es das weibliche Pendant zu Staatsmann noch nicht), als gleichrangige Persönlichkeitsbestimmende Wesenskräfte dramatisch zu erörtern; das Stück heißt *Antonius und Cleopatra*. Auch bei Irmtraud Morgner ist die Liebe nicht das Eins und Alles. Die zentrale Kandidatin unter den Menschen ihres Romans für diesen Problemkreis ist Laura Salman, alleinstehende Mutter, sowohl geschieden als auch verwitwet, mit so vielfältig ausgeprägtem Weltbezug, daß das Ende der Liebe nicht mehr — literarisch — mit dem Ende des Lebens identisch ist. Es ist ein schönes Kapitel, in dem Beatriz sich kund gibt, überschrieben „Nachdenken über Johann Salman bei Rauhreif“. Dort wird beim Räsonieren über die Liebe, das zu kultursoziologischen Einsichten führt, mit denen mindestens eine Schule zu begründen wäre, nicht von der jetzt erwachsenen Generation ausgegangen, sondern von ihren weitaus weniger betuchten Vorfahren, von Luras Vater Lokomotivführer, und dabei nun wieder zunächst nicht von seinem Verhältnis zu seiner Frau Olga, sondern von dem zu seiner Arbeit beziehungsweise zu seiner Lokomotive Pauline. „Johann Salman hatte viele Freundschaften, nicht nur mit Menschen. Seine Frau Olga hatte nur zu ihm eine Bindung“, heißt es da und erfaßt am Beispiel dieses Proletarierlebens den Überbau in Sachen Liebe: ein Liebesideal, „das den Liebenden abverlangt, sich gegenseitig die Welt fokussiert darzubieten“ — Weltersatz. Am

Schluß dieses Kapitels, in dem jetzt die Autorin nicht weniger intensiv zu hören ist wie die schreibende Sirene, steht: „Das herrschende Liebesideal, das Weltersatz fordert, muß gestürzt werden . . .“

Wie es nun in dieser Romanstruktur häufig den gleichen Gedanken, die gleiche Idee als essayistische Einlassung und als Handlungsvorgang oder Figurenkonzeption gibt, so erscheint Laura als eine Person, die bereits nach dem Sturz jenes herrschenden Liebesideals lebt. Und der Roman insistiert bei der Rolle der Frau auf das Ganze, den totalen Weltbezug. Also von Frauenalltäglichkeiten — wie der Reduktion des Geschlechtsakts eines Partners auf Nähmaschinenbewegungen und Zerstörung der Arbeitsfähigkeit durch Überfälle von Menstruationsschmerzen — über die Beziehungsvielfalt (Liebste, Freundin, Mutter) auf einem Niveau, das entwickelter Menschheit entspricht, über Arbeit in ihrer Vielfalt als Dienstleistung und Produktivkraft, von materieller bis wissenschaftlicher, bis hin zu Philosophie, Welterklärung, zum „großen Denken“.

Eine andere Stofflinie, die Irmtraud Morgners Anliegen repräsentiert, ist jünger: die Janusköpfigkeit entwickelter Produktionskräfte, einschließlich der Produktivkraft Wissenschaft. Ich verweise auf *Faust II*. Desto lieber, als hier bereits ein Vorstoß gemacht wurde, die beiden Linien — für menschheitsgeschichtliche Entwicklungen derzeit ausschlaggebend — zusammenzuführen. Autorin Beatriz will ihr *Amanda*-Buch ganz als Bekanntmachung verstanden wissen, als Bekanntmachung von Hindernissen, die überwunden werden müssen, soll die Menschheit nicht zugrunde gehen. Es gilt zu sichern, daß die Autorin Morgner mehr leistet als eine Überlebensstrategie. Das haben ihr ihre Anhänger häufig gedankt, wie Renate Feyl, die sagt, über allem „schwebt ein Grundbefinden, das hinter den Worten, zwischen den Zeilen, ausgesprochen und unausgesprochen in Ängsten, Ahnungen und Visionen, alles durchdringend in Erscheinung tritt: Überleben.“ (NDL 1/1984)

Aber die Salman-Bücher gehen weiter. Rigoros und radikal ist ihre Bekanntmachung: Wir werden nicht überleben, wenn wir nicht menschlich leben lernen. Die Rolle der Frau ist nicht isoliert, sie erscheint realitätsgemäß mit der Rolle der Produktivkräfte verknüpft (wie wenig historisch Handhabbares steht jetzt zur Verfügung, analog der Feststellung, daß mit dem Übergang zum Ackerbau vom Jagen, Sammeln sich die Rolle der Frau im Gefüge der Existenzbedingungen radikal änderte) — gefragt wird unter den Bedingungen der wissenschaftlich-technischen Revolution, die sich ereignet bei Existenz zweier antagonistischer Systeme, Sozialismus und Imperialismus. Das bedeutet, daß die Gesellschaft, die für die Sicherung ihrer Herrschaft auf Krieg angewiesen zu sein glaubt, dadurch das Ende menschlicher Geschichte herbeiführen, die Erde als Menschenheimat zerstören kann. Und es ist nicht auszuschließen, daß die Entwicklung der Produktivkräfte auch eine unkriegerische (Krieg mit anderen Mitteln?) Zerstörung der Erde ermöglicht.

Mit unerhörter Brisanz fallen Emanzipation der Frau als Emanzipation des Menschen auf ethischem Gebiet und auf ökonomischem die Entwicklung der Produktivkräfte zusammen; und dergleichen ist nicht mehr nur aus dem eigenen, also jeweils beschränkten Blickwinkel zu betrachten. Beatriz teilt mit, was Schlange Arke, Erdmutter-Tochter, sinniert: „Aber auch in diesem Euro-

pa wurde offenbar schon begriffen, daß die Erde das gemeinsame Haus aller Menschen ist. Erstmals in der Menschengeschichte käme ein Gefühl für die weltweite Menschenabhängigkeit auf, von Schicksalsabhängigkeit, von globaler Verantwortung.“

So hat die Autorin auch im zweiten Salman-Buch wieder ein beachtliches zeitliches und geographisches Einzugsgebiet aufbieten können, das nicht nur rhetorisch mitspielt, sondern sinnlich konkret. Es ist bemerkens- und bedenkenswert, daß ein zweites wichtiges Buch einer DDR-Autorin, Christa Wolfs *Kassandra*, in so vielem der *Amanda* nahe, mit gleichen Ärgernissen, gleichen Ängsten, schwere Friedensarbeit in der Zeit äußerster Bedrohung, auch vielfach gleiches Material verwendet, gleiche Versatzstücke, gleiche Personage. Das reicht bis hin zu Penthesilea. Aber bei Tamara Bunke läuft das Gemeinsame auseinander, die beruft nur Irmtraud Morgner. *Kassandras* Teil war, nein zu sagen. Bei *Amanda* aber, Figuren und Werk, heißt es ja. Lächerlich, darauf hinzuweisen, daß Morgners Katalog der Bedrohungen nichts ausläßt, vom Computerfehler und den drei Tonnen Sprengstoff pro Kopf der Weltbevölkerung, der schon mit fünfzehn Gramm keiner mehr wäre, angefangen. Lächerlich in bezug auf Morgner, und doch nötig, um das Gefälle zu berufen, das überwunden werden mußte, und die Leistung wie den Wert, den in dieser Zeit Optimismus und Ja-Sagen bedeuten. Tatenmut — Welch ein (goethesches) *Amanda*-Wort. Heiterkeit, Welch ein Movens, um am Rande des Abgrundes nicht den Rückweg, sondern den Weg nach vorn anzutreten.

Die plebeisch-demokratische Grundlinie

Lassen Sie uns hier einen Einschnitt machen. Das neue Thema, das seinen Gegenstand nur ungenau bezeichnet, folgt überaus sicher aus dem Vorigen. Ich war etwas irritiert, daß die Kritik kaum auf das Kapitel vom 8. Mai eingegangen ist, und fragte mich, ob ich wohl übermäßig auf Historisch-Soziales fixiert bin. Doch ich kann mir nicht helfen, es ist für meine Begriffe das Fundament des Gebäudes, des Mädchens Laura ahnungsvolles Begreifen einer Zeitenwende, das da am 8. Mai 1945 auf dem Bleichplan hinter einem Chemnitzer Wohnhaus im Kleinen-Leute-Viertel ruft:

- jetzt darf man direkt sagen, was man denkt
- jetzt darf man direkt tun, was man will
- jetzt ist jeder befugt.

Für Laura kein Tag der Kapitulation, sondern einer der Befreiung. Das entsprechende Kapitel heißt: „Lauras erster Idealbericht: Lokführer Johann Salman“. Idealbericht heißt Bericht über das erste Ideal, das sich mangels anderem, erleichtert besonders durch kriegsbedingte Abwesenheit aus dem Vater bilden ließ, dessen Beruf sie gleichfalls an diesem Tag auf dem Bleichplan für sich in Anspruch nahm. Auf untergründige oder auch höchst simple Weise sind die Befreiung, das Lob einer Arbeit — jeder Dienst eine Expedition, jeder Lokführer ein Forscher und Grenzüberschreiter — und das Eindringen in Männerreservate miteinander verknüpft.

Die Laura-Figur lebt aus dem, was wir als historischen Vorgang die Brechung des Bildungsprivilegs nennen. Das kommt der Arbeiterklasse als machtaus-

übender Klasse zu. Und die Brechung des Bildungsmonopols bedeutet gleichzeitig eine Überwindung jenes Grabenbruchs zwischen Kunst und Leben. Davon handeln der zweite und dritte Idealbericht, womit zugleich die nächsten Vorbilder oder Ideale angegeben sind, nämlich über „Don Juan im Marmorspalast“ und „Faust in der Küche“. Wiederaufnahme des *Aula*-Themas (Hermann Kant) und Fortführung in der Gegenwart, Verseilung in der eigenen Geschichte, dabei Kontinuität und Diskontinuität dort, wo es mehr oder minder im Belieben der Generationen steht. (Beatriz will für Wesselin ihr *Amanda*-Buch schreiben, der wohl wissend, aber nicht gebildet sein wird, wobei ihr Lauras Bemerkung einfällt, daß es in ihrer Schule Mode gewesen wäre, mit dreizehn außerschulisch den *Faust* zu lesen — nur die Lumpe sind bescheiden.) Ich liebe diese Stelle: „Mutter Laura gehörte zu einer Generation, die das Bildungsprivileg der früher Herrschenden noch selbst erlebt hatte. Als es 1945 gebrochen wurde, stürzten sich die bisher Exproprierten auf die ihnen bisher vorenthaltenen Schätze. Klassische deutsche Literatur und die Kunst der Antike waren für gewisse Arbeiterkinder, die die höheren Schulen eroberten, Entdeckungen. Kein Traditionssaub stumpfte den Glanz der Werke, keine Vernutzung als Pennelehrstoff. Was da plötzlich erreichbar wurde, erschien nagelneu, der Zugriff als revolutionäre Ehrensache.“

Lauras erste Reise nach dem zweiten Weltkrieg war eine Fahrt ihrer FDJ-Gruppe nach Weimar gewesen. „Kein Ausflug“, hatte mir Laura während ihrer Spielfrauenzeit erzählt, „mit Rucksack, Zelt und Fahnen zogen wir aus, um unsere Erbschaft anzutreten. Vorm Goethehaus am Frauenplan erklärte Korn Harry alias Leitungsschnittlauch feierlich alle über die Jahrtausende angehäuften Schätze der Weltkultur zu unserem Erbteil. Naßforsche Rede, die unschuldiges Staunen überspielte. Komisch sicher. Unangemessen gewiß. Ich habe es behalten als mein Erbteil dieser Fahrt.“

Die Inbesitznahme gehörte nun zu den Voraussetzungen. Nicht nur Lauras. Wissenschaft und Kunst sind demokratisch in Umlauf gegeben. Das erscheint hier häufig als Möglichkeit der Wirklichkeit, auch als philosophische oder satirische Provokation. Etwa, wenn Wissenschaftler, insbesondere Philosophen, bei ihren Untersuchungen sich selber auslassen oder die Ergebnisse nicht auf die eigene Person anwenden. Oder wenn die Triebwagenfahrerin den Devi-Dschagadembä-Tempel kennt, der Bauarbeiter Benno seiner Frau Hieronymus Boschs Bild *Das tausendjährige Reich* schenkt. Die vielen Zitate gehören ebenfalls zur Möglichkeit dieser Wirklichkeit, der Ort von Hölderlins rührender Frage: „Leben die Bücher bald?“

Zur demokratisch-plebejischen Linie gehört Lauras Beruf, Triebwagenfahrerin. Als Beruf ist davon die Rede, und daher in außerordentlicher Vielfalt und Sinnlichkeit. Die Käue in Lauras „SBW“ riecht man förmlich. Es tauchen auf die Liebe zu besonderen Strecken, zu besonderen Zeiten des Dienstes, die Furcht vor den besoffenen Männern an den Bahnsteigkanten, der Ehrgeiz, die Nachtdienstleute gut zu transportieren. Tragische Komponenten bei Beruf als Persönlichkeitsbestandteil resultieren aus Lauras Konflikten als Mutter. Es gibt die Vergleiche zwischen dem Lokführer und dem Triebwagenführer, die Johann Salman anstellt, der auf solcher elektrischen Hitsche nicht fahren wollte. Im vorigen Buch übrigens die große literarische Vorlei-

stung in Sachen Arbeit: die Trobadora beschreibt die letzte Fahrt — nein, die vorletzte: anderes hätte ihr der Takt verboten — Johann Salmans vor dem Ende seines Arbeitslebens mit der Lokomotive Pauline: ein besonders hochwertiges Stück unserer Literatur über die Attraktivität der Arbeit. — Erich Köhler hat kürzlich davon gehandelt, daß es die proletarisch tradierte Literatur der Arbeit offenbar schwerer hat als die Kriegsliteratur (er begann mit Hesiod und Homer, *Sinn und Form* 3/1983). Er meinte freilich auch die Aufnahme, nicht nur die Herstellung. Die erscheint bei Irmtraud Morgner leicht. Mühelos hier „das Pathos der Arbeit, dieses Hochgefühl der bewußten Auseinandersetzung mit den Kräften der Natur und mit uns selbst“ (Köhler). Dieses Hochgefühl äußert sich hier noch in der Liebe der durch ihren Platz im Leben spirligen Großmutter Selma zu Beleibtheit und Übergrößen.

Vieelleicht müßte man darüber nachdenken, warum dieses literarische Ereignis im Sektor III der Volkswirtschaft, Dienstleistungen, stattfindet. Ich glaube nicht, daß es belanglos ist, welcher Stoff gewählt wird. Einer könnte auf die Intimkenntnisse der Autorin verweisen. Ich würde erwidern, daß diese Autorin sich jeweils die Intimkenntnisse verschafft, die sie benötigt. Nun, ich bin bereit, mich einstweilen damit zu bescheiden, daß das Ereignis, Hervorbringung lebensnotwendiger Güter betreffend, metaphorisch zu verstehen ist. Laura hatte schließlich oder anfangs „Lokführer der Wissenschaft“ werden wollen. Aber sie hat den ständig nötigen Haltungswechsel zwischen aufrecht in den Institutionen der Wissenschaft und gebückt für die unmittelbaren Existenzbedürfnisse im Haushalt nicht durchgehalten. Hier ist ein Verlust festzustellen, dieser Faden ist auch noch nicht verknüpft im Gewebe. Verknüpft hingegen ist der Beruf als Teil der Lebenslust.

Der Erfahrungsreichtum, der mobilisiert wird, der auf das Ganze aus ist und nicht mit Teilen abzuspeisen, der Tatenmut hervorbringt, um Hindernisse nicht zu dulden, gründet im Proletariat und seinem gesellschaftstheoretischen Konzept. Der Vorsatz, die Welt nicht nur zu interpretieren, sondern auch zu verändern, betrifft alle und jeden. Hier hat die strapaziöse Entscheidung für Optimismus gegen die durch Overkillkapazität legitimierte Verzweiflung ihren Grund.

Das ästhetische Konzept

Die plebeisch-demokratische Linie hat unaufhaltsam ästhetische Konsequenzen. Dazu gehört die Gerechtigkeit beim Figurenaufbau. Allen wird das gleiche Maß Intelligenz zugeschrieben, jeder ist ernst genommen, Frauen, Männer, Kinder. Eine Einteilung in die Eine, Besondere (Elitäre) — das bequeme Angebot zur Identifikation — und die andern, Durchschnittlichen gibt es nicht. Laura beispielsweise ist abwechselnd die Größte und ein dummes Stück. Hätte man strategische Vorsätze, und die würden heißen: ein Beitrag zu menschlichem Selbstvertrauen, sich wie die Welt zu verändern, die Mittel dazu wären brauchbar: jede Figur ist zu belächeln und zu bewundern — das macht Vertrautheit aus —, mit dem Vokabular der Freien Marktwirtschaft gesagt: jede hat ihre Chance; alle Bereiche ihres heutigen Lebens sind kunstwürdig befunden, der sogenannte private wie der öffentliche; amüsante Zu-

sammenhänge werden konstruiert, die auf das große Netz aller Beziehungen und Bezuglichkeiten verweisen; es gibt keinen Vorgang auf der Welt, der von der Zuständigkeit des so einbezogenen Lesers ausgenommen wäre.

Beide Salman-Bücher enthalten eine Art ästhetischen Credos, jeweils an die Trobadora gebunden. Das erste: der Montage-Roman. Das zweite geht weiter, geht über eine zunächst formale Auskunft hinaus, gilt für die Arbeit der Autorin Morgner in beiden Fällen. Beatriz, die für Wesselin, für Leute der Zukunft schreiben will, sieht sich mit Folgendem konfrontiert: „... die Menschwerdung eines Menschen, die in der Generation seiner Mutter zufällig mit der Staatwerdung eines Staates zusammenfallen konnte, muß in Wesselins Generation in Gegebenheiten stattfinden, die soziale Metaphern weltgeschichtlicher Größenordnung nicht natürlich hergeben.“ Ihre Schlußfolgerung: „Ich mied deshalb den sozial-metaphorischen Erzählstil, in dem selbst Liebesaffären nie einfach stattfinden, sondern stets etwas bedeuten. Ich blieb geradezu, das heißt picaresk, und nannte Asche Asche und einen Topf einen Topf.“ Das leuchtet sofort ein. Erst bei näherer Betrachtung stellt sich heraus, daß die Bedeutung vage ist. — Wogegen sich die Polemik mit dem sozial-metaphorischen Erzählstil richtet, gegen *Luise Millerin, Romeo und Julia auf dem Dorfe* oder *Der geteilte Himmel* oder vielleicht gegen deren Deuter, kann ich ohne Hilfe der Autorin nicht ergründen, und ich habe sie nicht gefragt. Ich will es beiseite lassen, ein anderer Aspekt erscheint mir interessanter.

Der Picáro ist laut Lexikon der Schelm, picaresk schelmenhaft, und diese Erfindung wird der spanischen Literatur zugebilligt. Folge der Ausprägung einer vielfach anonymen Volksliteratur gegen die höfische. Ein Vorgang, der in seinen Modifikationen keineswegs auf Spanien beschränkt war. Gerade kürzlich kam eine weitere Variante auf DDR-Bücherladentische, die Erzählung von A Chej, dem „Schelm“ der Khmer, der eine lange Reise durch die Gesellschaft von ganz oben bis in die tiefsten Tiefen zu Weisheit und Gerechtigkeit macht. Und Laura, die Leute von „oben“ als Vorbilder ausgibt, handelt bereits früh nach den Vorgaben eines von „unten“, nämlich Eulenspiegel, im Unterschied zu Don Juan auch nicht aus Spanien.

In unserer Literatur gibt es einiges davon, vom *Findling* (Herbert Jobst) bis zum *Wundertäter* (Erwin Strittmatter) — die Autoren sind sämtlich in ihrem zweiten Leben, nach 1945, Schriftsteller geworden. „Schelmenhaft“ hört sich unpassend an für die betreffenden, traditionsreichen Figuren, wir müssen uns mit dem Spezialisten-Fremdwort picaresk behelfen. Ein paar Charakteristika dieser Art Helden schienen absolut sicher zu sein: Gesunder Menschenverstand des Mannes (kaum der Frau) von unten und das Lachen. Gesunder Menschenverstand — der steht gegen was? Gegen Einbildung? Gegen eine Welt als Wille und Vorstellung? Gegen demagogische Verschleierung? Gegen Drumherumreden? Das dürfte alles zu der gleitenden Skala gehören. Nun aber zeigt sich, daß solcher Art Replik auch mit Einbildung ginge. Muß man in diesem Zusammenhang nicht einen Überläufer mit höchster bürgerlicher Bildung erwähnen, den Doktor Peter Hacks? Ja, auch Irmtraud Morgner darf hier nicht fehlen. Selbst der Wundertäter verweist darauf, daß es im Fortgang von den unentwickelten in entwickelte Verhältnisse mit dem Beibleiben an

der Tradition so einfach nicht ist. Bedeutet die Brechung des Bildungsprivilegs gar das Ende des Picaresken? — Der Mensch von unten, der Mensch aus dem Volke, den hatten die Khmer bereits (oder noch?) entbehren können, ihr „Schelm“, ihr „Narr“ gehörte zu allen Schichten. Haben sie bei unentwickelten Produktivkräften das Antagonistische zu wenig berücksichtigt, waren sie hinterher? Oder voraus? Ist mit dem Verschwinden antagonistischer Gesellschaften auch der zweite Bestandteil des picaresken Typs bedroht? Ein Kommunist zu sein, sagte Lenin etwa, könnte nur für sich in Anspruch nehmen, wer sich die jahrtausendealten Schätze der Menschheitskultur angeeignet hat. Danach richten sich aber ebensowenig wie zu Lenins Zeiten heute alle. Auch darum bleiben Überbauerscheinungen, wie sie in der gleitenden Skala erwähnt sind, konstant. Alle können sich auch noch immer nicht danach richten, es fehlt uns Zeit. Erlebt das Picareske einen neuen Aufschwung innerhalb dieses Prozesses, der so vielfach, schmerhaft in gesellschaftlich-ökonomischen Gegebenheiten, der Arbeitsproduktivität und dem Zeitfaktor, bedingt ist?

Ob Irmtraud Morgners Sachen auch „bedeuten“ oder nicht, darauf will ich mich nicht einlassen, ich glaube, wir nehmen es einfach so hin, im Größenbereich eines Eigenschaftswortes: „Ich blieb geradezu, das heißt picaresk.“ Unverändert ist die Zugehörigkeit des Lachens geblieben. Und auch das ist in gleitender Skala in *Amanda* präsent — ulkig, lächerlich, ironisch, satirisch, grotesk-komödisch. Das Kapitel 108, „Wo manches fehlt, wird räsoniert“ — das Räsonieren unterschiedlicher Leute im Tierpark vor der Voliere mit dem Schild „Strix sirenensis“ ließe sich als Kabarettnummer sogleich vom Blatt spielen. Das mal nebenbei. Im Ernst: Dichtwerke mit Ansprüchen auf Weltbezug können wohl dieser ästhetischen Äußerungsweise nicht entbehren. Bei *Faust* — er liegt nun einmal nahe — stehen die komödischen Ensembles (etwa „Auerbachs Keller“) im Zusammenhang mit den philosophischen (etwa „Wald und Höhle“). Bei *Amanda* auch.

Eines nämlich ist allen picaresken Typen, an welcher Stelle der Welt oder der Societät auch immer, gemeinsam: sie sind nicht passiv, duldet, erleidet, larmoyant, sie sind handelnd. Das ist die eigentliche Quelle des Komischen. Dazu gehört eben „alltägliches Hoffen“ als „Weltgrundsatz“, wie es Beatriz Goethe nachsagt. Wir gebrauchen neuerdings in ästhetischen Überlegungen das nüchterne Wort vom aktiven Helden. Es ist mir ein Vergnügen, hier nun aus dem Vorwort von Ernst Blochs *Prinzip Hoffnung* temperamentvolle Worte zu zitieren: „Die Arbeit dieses Affekts — des Hoffens — verlangt Menschen, die sich ins Werdende tätig hineinwerfen, zu dem sie selber gehören. Sie erträgt kein Hundeleben, das sich ins Seiende nur passiv geworfen fühlt, in undurchschautes, gar jämmerlich anerkanntes.“ Und das, meine Damen und Herren, ist eine Entscheidung, die jeder selbst zu treffen hat, da helfen heute weniger denn sonst Gesetzmäßigkeiten, die uns die Entscheidung abnehmen. Also: Im Buch *Amanda* hat ein großes Sujet die angemessene Äußerungsweise gefunden. Philosophische Auslassungen sind mit alltäglichen Gelegenheitsstücken komödisch unteretzt und umgekehrt und oftmals auch verschränkt. Eine Nachtwächterin des Tierparks hält eine Vorlesung auf der Blocksberg-Universität. Die Frau heißt Girkana. Ohne Anstrengung erhält sie

eine Biographie, die alles erklärt, sie ist ein in den harten Klassenkämpfen in Europa, im antifaschistischen Widerstand beteiligt gewesener Mensch in Rente. Da gibt es den Satz: „Die neuen Begriffsbestimmungen Overkill und Megatote basieren auf der Erkenntnis, daß es sich mit Abstraktionen leichter lebt.“

Eindrucksvolle Behauptung, doch als Teilwahrheit zu entlarven: Abstraktion als ein Gewinn menschlichen Denkens — noch nicht überall auf der Erde erreicht — darf nicht rückgängig und nicht für Overkill-Ideologie verantwortlich gemacht werden. Hundert Seiten später wird berichtet, wie sich Girkana mit Formeln aus der Wechselstromtechnik und mit Beispielen aus der nicht-euklidischen Geometrie (auch hier lacht es wieder) gegen solche Mißverständnisse verständlich macht und genauer für die Möglichkeiten sinnlich-konkreten Denkens auch in der materiellen Welt plädiert. Aus der Sphäre der Sitten — wichtiger Bestandteil des Sujets — flankierend bereits in Verallgemeinerungen, daß die Fähigkeit des Hegens (Morgners Wort) nicht auf die eine Hälfte der Menschheit und nicht länger auf den privaten Bereich beschränkt werden darf — um des Lebens willen. Und das philosophische Nachdenken über das herrschende Liebesideal als Weltersatz braucht wieder eine praktische Lebensweisheit des Lokomotivführers Johann Salman dazu: Aus Ohnmacht, aus Bequemlichkeit entfällt die Liebe zur Welt allein auf den Partner, der das nicht tragen kann — der Partner leidet, der Liebende leidet, die Welt leidet — die Liebe als Produktivkraft fällt aus.

Das steht schon am Ende des Buches, kurz bevor Laura mit „individualistischen Strategien“ scheitert und Beatriz, deren Sachgebiet vielleicht die von Epimetheus an Pandora verehrte Schönheit ist, wieder eine Zunge bekommt. Die offenen Enden fürs Weiterschreiben.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

Geflechte

1/84 Grenzen
 2/84 Religiosität
 1/85 Heimat
 2/85 Von Hexen,
 Feen + Frauen
 3/85 Manege frei

Zeitgespräche
 Poesie
 Grafik

edition Geflechte
 Postfach 26 · 8196 Eurasburg
 Telefon 0 81 79/85 59

Alf Tondern
die maske

nichts hören
wenn das rufen von draußen
bedrohlicher wird
und ein entfesselter pöbel
die tür einschlägt –
kristallnachts

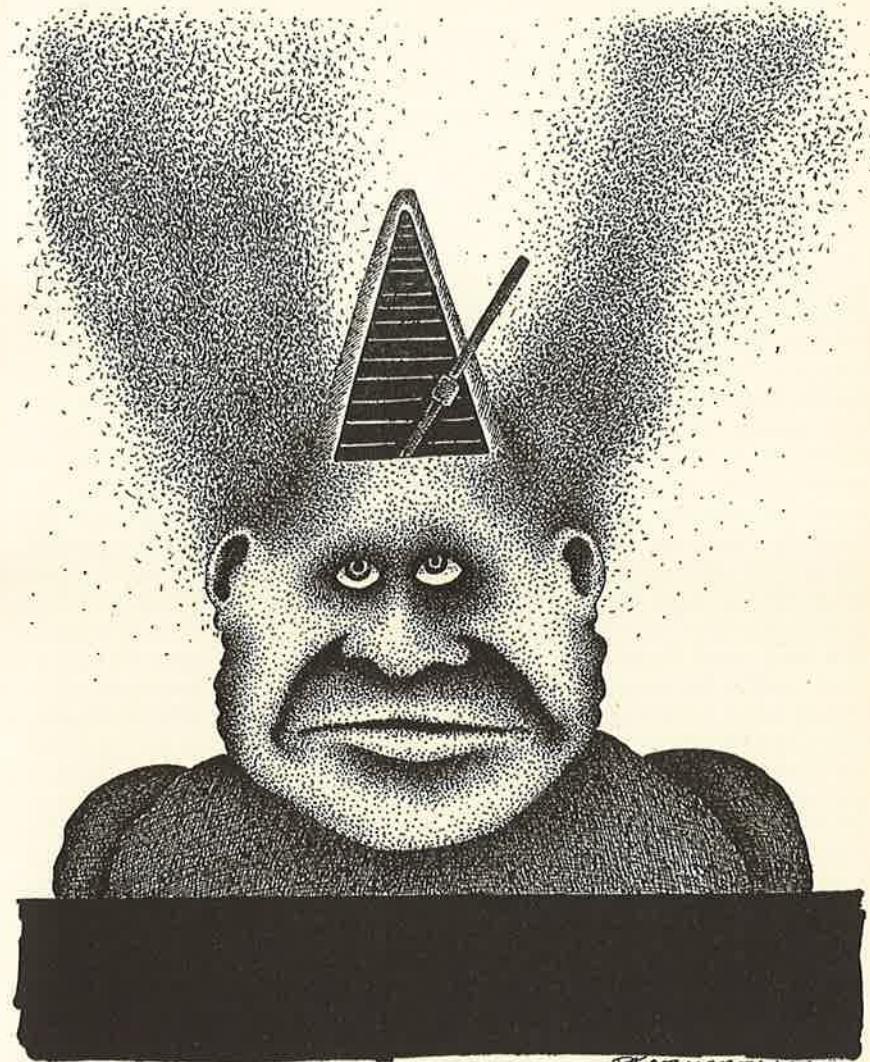
nichts sehen
wenn man sie abtransportiert
die oben gewohnt –
den einfältigen
und die zwiespältige

nichts fühlen
wenn ein totgeglaubter
auch dich überführt:

als hörer und seher

forschungsziel

seit sie wissen
daß dem atomkrieg
der nukleare
winter folgt
prüfen sie
wie man ihn
verhindern kann
den nuklearen
winter



Die beiden Gedichte und die nebenstehende Federzeichnung von Peter Kaczmarek wurden Alf Tonderns Gedichtband *Die Fortsetzung der Politik* entnommen, der im Frühjahr 1986 in der Reihe *kürbiskern – Zeitgedichte* erscheint.

Dagmar Scherf

„Aus diesem Heimatbrei einen Felsen machen“

Die Aktualität der Lyrik Johannes Bobrowskis 20 Jahre nach seinem Tod

Als ich in meiner Buchhandlung anrief, um nach den noch lieferbaren Titeln von Johannes Bobrowski zu fragen, mußte ich den Namen buchstabieren. Ein weiterer Versuch in einem renommierten Frankfurter Laden verlief ähnlich.

In der BRD hält vor allem noch der Wagenbach Verlag einige Bobrowski-Ausgaben mit Mühe am Laufen: den Roman *Litauische Claviere*, einen Doppelband Erzählungen: *Mäusefest und Mahner* und den letzten, noch (fast) zu Lebzeiten veröffentlichten Gedichtband *Wetterzeichen*. Bei Fischer gibt es die Taschenbuch-Lizenzausgabe von *Levins Mühle*, Bobrowskis erstem bekanntem Roman. Und dann ist da noch ein Reclam-Heft mit den Erzählungen *Lipmanns Leib*. Nicht mehr lieferbar sind die DVA-Titel: *Boehlendorff und andere (Erzählungen)* und die ersten beiden auch dort erschienenen Gedichtbände *Sarmatische Zeit* und *Schattenland Ströme*. Die darauf basierende dtv-Ausgabe *Das Land Sarmatien* wurde nach 12000 verkauften Exemplaren schon 1969 eingestellt.

In der DDR, in der Bobrowski seit seiner Rückkehr aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft 1949 bis zu seinem Tod 1965 gelebt hat, sieht es auf den ersten Blick noch düsterer aus: Dort sind im Moment nur noch *Randtitel* und Herausgaben Bobrowskis auf dem Markt. Immerhin hat der Union Verlag (VOB) Berlin, in dem Bobrowski 1959 bis 1965 Lektor war, 67000 Exemplare seiner Lyrik verkauft. Dazu kamen noch einmal 29000 Gedichtauswahlbände des Verlags Neues Leben und des Leipziger Insel-Verlages. In der BRD waren es insgesamt etwa 31000. Aber dieser Verkaufs-Boom ist lange her. Es war 1971, als Gregor Laschen schreiben konnte, daß Bobrowski in der BRD neben Huchel der bekannteste Lyriker der DDR sei.¹ „Der Verkauf ist miserabel“, sagte man mir jetzt beim Wagenbach Verlag. Zum 20. Todestag Bobrowskis am 2. September war dann dort auch nicht mehr als ein Artikel im *Freiberuter* drin. Lediglich der Union Verlag entfaltete einige Aktivität, gab Bobrowskis private Lyriksammlung *Meine liebsten Gedichte* (Lizenzausgabe bei DVA) und eine kleine Broschurausgabe von Günter Wirth über Bobrowskis Lebensweg und -werk heraus.

Allerdings hat man beim Union Verlag große Pläne: Spätestens zum 70. Geburtstag 1987 soll eine sechsbändige Gesamtausgabe vorliegen. DVA wird sie „voraussichtlich“, so die Auskunft, in Lizenz übernehmen. — Also doch Chancen für eine „Wiedererweckung“? Bobrowski war sich lange Zeit über Qualität und Wirkungsmöglichkeiten seiner „Poeterei“ selbst nicht sicher:

„... meine alten Freunde halten mich für einen guten Kerl, der an seiner Poeterei wie an einer verschleppten Knabensünde leidet. Genug davon, ich werd' es zu keinem Gedichtband bringen. Und es ist ja auch für mich ungewiß, ob meine Gedichte je Nutzen stiften können. Darauf kommt es wohl an.“

Das schreibt er Ende 1957 — da war er vierzig Jahre alt — an seinen Schriftstellerfreund Peter Jokostra.² Die Briefe aus der Zeit zwischen 1957 und 1961 (als der erste Gedichtband, *Sarmatische Zeit*, schließlich, nach vielen vergeblichen Versuchen, bei DVA und bald darauf im Union Verlag erschien) dokumentieren eindringlich Bobrowskis Schwanken zwischen Verlegerbeschimpfung und Selbstunterschätzung bzw. Resignation.

1963 klingt das ganz anders:

„Bewunderer hab' ich übrigens genug, eher zuviel, wie die mehreren hundert Besprechungen aus sieben oder zwölf Ländern (zu jedem Band) beweisen. Ein gutes Dutzend Leute schreibt seine Examensarbeit über mich ... was weiß ich! Übersetzungsrechte vergeben nach Mailand, Paris, London, Warschau, Prag. Es ist alles zuviel ...“

Zwei Jahre später starb Bobrowski an einem Blinddarmdurchbruch. In seinen letzten vier Lebensjahren erschien sein Lebenswerk: drei Gedichtbände, zwei Romane, zwei Erzählbände. Nachlaßbände folgten.³

„Ob meine Gedichte je Nutzen stiften können. Darauf kommt es wohl an.“ — Ein hoher Anspruch, eine seltsame Wortpaarung: „Nutzen“ und „stiften“. Kann man das überhaupt mit Lyrik? Und dann ausgerechnet mit diesen so „schwierigen“ Gedichten?

Christoph Meckel, mit dem Bobrowski befreundet war, berichtet von einem westdeutschen Verleger, er habe Bobrowskis Lyrik mit der Begründung abgelehnt, „das alles sei viel zu mystisch, die ganze Gegend — Sarmatien — zu fern und vergangen, die Sprache zu dunkel“. Dieser Verleger habe dann tatsächlich vorgeschlagen, „ob der Autor nicht besser versuchen solle, seine Lyrik in einem zugänglichen Gebiet anzusiedeln...“⁴

Bobrowski konnte darüber nur den Kopf schütteln. Dieser Vorschlag kam für ihn der Aufforderung gleich, seinen Geburtsort zu ändern, mehr noch: seine Heimat woanders zu suchen. Und das hätte bedeutet: nichts mehr zu schreiben.

Johannes Bobrowski ist 1917 in Tilsit geboren und verbrachte seine Jugend teilweise auf dem Kleinbauernhof der Großeltern im damaligen Memelgebiet (Litauen). Eine Gegend, in der die Deutschen in engster Nachbarschaft mit Litauern, Polen, Russen lebten, in der der jüdische Bevölkerungsanteil sehr hoch war. Dort liegt für ihn das Zentrum des Landes „Sarmatien“, das seinem ersten Gedichtband den Namen gab und das in seinen Natur- und Geschichtsdimensionen für das Gesamtwerk bestimmt blieb.

Eberhard Haufe, wohl der beste Kenner von Bobrowskis Arbeiten (und Herausgeber der geplanten Gesamtausgabe), definiert den „sarmatischen Namen“ so: „... der älteste abendländische für den Raum zwischen Weichsel und Wolga, durch Alter und Vergessenheit vor jedem chauvinistischen Mißbrauch bewahrt.“

Und damit sind wir mitten in der Problematik, um die es mir hier vor allem geht. Eine Problematik, die gerade in diesem 20. Todesjahr Bobrowskis wieder voll aufgebrochen ist.

Der „chauvinistische Mißbrauch“ des Begriffs „Heimat“ (was ja viel mehr ist

als ein Begriff) durch die keineswegs nur Ewig-Gestirnen, sondern Bedrohlich-Heutigen — drastisch genug wurde uns das 1985 vor Augen geführt. Auch wenn die „Heimat“-Fernsehfilmserie von Edgar Reitz da Anstöße gab, sich anders und neu mit diesem Wust an widersprüchlichen Deutungen und Emotionen auseinanderzusetzen — innerhalb der linken Bewegungen scheint „Heimat“ immer noch fast ein Diskussions-Tabu zu sein, etwas, das wir damit weiterhin denjenigen überlassen, denen dazu nur -schnulze und -roman einfällt oder die es in Zusammensetzung mit -vertriebene und -verteidigung revanchistisch interpretieren.

In der *Frankfurter Rundschau* war im Mai '85 ein ungewöhnliches Interview mit dem Gießener Geographie-Professor und Leiter des Freilichtmuseums Hessenpark, Eugen Ernst, abgedruckt. Es ging von einer aufsehenerregenden Rede aus, die der „professionelle Heimatschützer“ bei der diesjährigen Abschlußkundgebung des Ostermarschs Taunus gehalten hatte. „In diesem Jahrhundert ist der Verlust von Heimat geradezu ein negatives Zeitmerkmal“, sagt Professor Ernst und fährt fort: „Aber wir müssen auch den Zusammenhang sehen: Die große Heimatvertriebung des 20. Jahrhunderts begann bei uns 1933, als ‚Deutschland erwache‘ gesungen ... wurde. Sie begann, als Leute aus dem Großkapital die Kriegspolitik zu finanzieren begannen.“ Heute sei eine Heimat, die von atomaren Waffenlagern strotzt, militärisch nicht mehr zu verteidigen. Dennoch: „Ganz eindeutig: Heimat ist ein gutes Wort, weil es Halt und Ziel, Richtung, ja Geborgenheit ausdrückt ... gerade jetzt habe ich Verständnis dafür, daß Menschen Identifikationsräume suchen.“ Auf die provozierende Frage, ob denn solche ‚Identifikationsräume‘ nicht doch schützenswert seien, antwortet Eugen Ernst: „Natürlich, Heimat können und müssen wir verteidigen, aber mit den Mitteln des Geistes. Und als einen Raum ... wo man politische Verantwortung übernimmt nicht im Sinne von politischen Tagträumen, sondern der Bereitschaft, Konflikte zu lösen. Dies ist durchaus ein konkreter Kampf ... gegen Umweltvernichtung und Seelenvergiftung. Gegen die unerträgliche Belastung der unteren Sozialgruppen ... aber auch gegen Waffenproduzenten und -händler, die letzten Endes das Leben anderer mißachten, weil sie an Rüstung gewinnen wollen.“

Wichtig scheint mir zu sein, daß hier die bekannten politischen Erkenntnisse und Forderungen der linken Bewegungen in der BRD in direkten Zusammenhang mit den belasteten Begriffen „Heimatvertriebung“ und „Heimatverteidigung“ gebracht werden. Und: daß die ebenso chauvinistisch mißbrauchten Emotionen nicht ausgespart bleiben.

Von solchen Diskussionsansätzen aus könnte Bobrowskis Werk tatsächlich wieder sehr aktuell werden. Von daher erklärt sich vermutlich aber auch, warum sein Kreisen um ein scheinbar fernes, vergangenes, mystisches Sarmatien im Gefolge der 68er-Bewegung zunächst in Vergessenheit geraten, sogar als „provinziell“ mißverstanden werden konnte. Christoph Meckel nennt Bobrowski den „sarmatischen Außenminister“ und schreibt über dessen Heimatbegriff:

„Es ging um die Rehabilitierung eines für ihn notwendigen und unverzichtbaren, sehr persönlichen Begriffs, der in die Überschrift seines Denkens gehörte.

„Laß mal“, sagte er, „ich weiß, was das ist. ... Kein Wort war endgültig eine Leiche. Wenn überhaupt ein schreibender Mensch imstande war, aus diesem Heimatbrei einen Felsen zu machen, dann war er das ...“⁶

Das verlassene Haus

Die Allee
eingegrenzt
mit Schritten Verstorbener. Wie das Echo
über die Luftsee herab
kam, auf dem Waldgrund zieht
Efeu, die Wurzeln
treten hervor, die Stille
naht mit Vögeln, weißen Stimmen.
Im Haus
gingen Schatten, ein fremdes Gespräch
unter dem Fenster. Die Mäuse
huschen
durch das gesprungne Spinett.
Ich sah eine alte Frau
am Ende der Straße
im schwarzen Tuch
auf dem Stein,
den Blick nach Süden gerichtet.
Über dem Sand
mit zerspalteten harten Blättern
blühte die Distel.
Dort war der Himmel
aufgetan, in der Farbe des Kinderhaars.
Schöne Erde Vaterland.

(*Wetterzeichen*, S. 68)

Zunächst, so berichtet Meckel, habe Bobrowski gezweifelt, ob die letzte Zeile so stehen bleiben könne. Ob sie nicht doch immer noch mißverständlich sei. „Nach ein paar Tagen wußte er wieder, daß sein Gedicht unbezweifelbar war.“⁷

Trotzdem hege ich den vielleicht ketzerischen Verdacht, daß aus dem Zusammenhang genommene, kurze Zitate vor allem aus den früheren, elegisch gestimmten Gedichten der *Sarmatischen Zeit* gehobenere Ansprüche eines Vertriebenenredakteurs erfüllen könnten. Ein Beispiel, das ich (trotzdem?) sehr mag:

...
Das ist vergangen.
Wir ließen die Dörfer dem Sande.
Kaum wie ein Flößerruf
zogen wir fort.
Folgend der Bitternis, legen
wir Holz zu den Feuern der Fremde,
wissen ein Lied noch: einst
blühte der Apfelbaum.
Wo denn
wollen wir bleiben?

(*Die Daubas, Sarmatische Zeit*, S. 50)⁸

Dazu einige persönliche Anmerkungen: Ich stamme aus demselben geographisch-historischen Raum wie Bobrowski. Und wurde im Alter von zweieinhalb Jahren daraus vertrieben. Erst jetzt wird mir voll bewußt, wie wichtig meine jahrelange intensive Beschäftigung mit Bobrowskis Werk und dessen Hintergründen für mich war⁹; konnte ich doch auf diese Weise meine eigene Herkunft, die jahrhundertealte Verwurzelung meiner Familie in diesem Raum aufarbeiten; konnte mir sozusagen im Geist eine Heimat schaffen oder zumindest rekonstruieren.

1971 fuhr ich, um diese für Bobrowskis Lyrik so wichtige Landschaft mit eigenen, jetzt bewußten Augen zu sehen, in die Volksrepublik Polen. Ich stand vor meinem Geburtshaus in Danzig und dann vor dem ehemaligen Gutshof meiner Großeltern in der Weichselniederung (nicht weit von der Gegend entfernt, wo *Levins Mühle* spielt).

Dort rückte mir das eben zitierte „verlassene Haus“ atemberaubend nah. Zwei widersprüchliche Gefühle zerrten an mir: Da war einerseits mein von der 68er Bewegung geprägtes politisches Bewußtsein, und da war andererseits das durch einen sehr engen Familienzusammenhalt genährte Gefühl: Das ist deine Heimat. „Zuhause“ ist bis heute in meiner Familie ein Synonym für „dort“ geblieben. Der kurze Flug von hier nach „dort“ kam mir 1971 wie ein eigentlich nicht faßbarer Zeitsprung vor.

Und ich begann zu begreifen, wie schwierig die Gratwanderung ist, die Bobrowski in seiner Lyrik versucht.

In einem Interview spricht er von der Gefahr, fehlinterpretiert zu werden:

„Sie werden mich also als einen Eurasier . . . , als einen Heimatdichter einstufen. Und es ist ja auch ein bißchen verdächtig . . . Ich bebaue also das Erinnerungsthema und bin eine Art Romantiker — könnte man sagen. Ich hab' mir das manchmal überlegt, es ist nicht sehr angenehm, aber ich muß es auf diesen Eindruck ankommen lassen.“¹⁰

Auf diesen Eindruck ankommen ließ es übrigens auch vor nicht allzu langer Zeit Bobrowskis Freund Peter Jokostra, als er einen Roman mit dem unglücklich gewählten Titel *Heimweh nach Masuren* versah, die Ostpreußische Landsmannschaft sich sogleich daraufstürzte und wegen angeblicher Verunglimpfung einiger, die sich wiederzuerkennen glaubten, dagegen gerichtlich vorging. Jokostra gewann zwar den Prozeß im so „heimatlich“ befrachteten Jahr 1985, muß nun aber noch den vom Verlag der Landsmannschaft zunächst als Güterregelung gezahlten Honoraranteil einklagen.

„. . . weil ich ja die Konzeption, die ich für meine Arbeit habe, mit ein paar Gedichten nicht vorstellen kann . . .“,

fährt Bobrowski in dem oben zitierten Interview fort. Diese Konzeption, ursprünglich als eine Art „Sarmatischer Divan“ geplant, läßt sich tatsächlich so nur schwer vorstellen.

Da ist es einfacher, zunächst einmal nach Handfestem zu greifen. Die bekannteste und umfassendste poetologische Aussage Bobrowskis lautet:

„Zu schreiben habe ich begonnen am Ilmensee 1941, über russische Landschaft, aber als Fremder, als Deutscher. Daraus ist ein Thema geworden, ungefähr: die

Deutschen und der europäische Osten. Weil ich um die Memel herum aufgewachsen bin, wo Polen, Litauer, Russen, Deutsche miteinander lebten, unter ihnen allen die Judenheit. Eine lange Geschichte aus Unglück und Verschuldung, seit den Tagen des deutschen Ordens, die mein Volks zu Buch steht. Wohl nicht zu tilgen und zu sühnen, aber eine Hoffnung wert und einen redlichen Versuch in deutschen Gedichten. Zu Hilfe habe ich einen Zuchtmeister: Klopstock.“¹¹

Was Bobrowski hier vage mit „am Ilmensee 1941“ umschreibt, macht er in einem anderen Interview deutlicher, wo er sagt, sein Thema sei „so etwas wie eine Kriegsverletzung“ gewesen, die er aus dem faschistischen Angriffskrieg gegen die Sowjetunion mitgebracht habe:

„Ich habe dort das noch vor Augen geführt bekommen, was ich historisch von den Auseinandersetzungen des Deutschen Ritterordens mit den Völkern im Osten und von der preußischen Ostpolitik aus der Geschichte wußte.“¹²

Die „preußische Ostpolitik“ — auch das ist gegenwärtig, wo kräftig an der „Entspannungspolitik“ gerüttelt wird und der Begriff selbst in Mißkredit geraten ist, leider ziemlich aktuell. Und wenn man diese Ansichten und Absichten Bobrowskis kennt, ist natürlich auch klar, daß er damit von keinem Revenanchisten zu vereinnahmen war und ist.

Nur: so eindeutig ablesbar ist das, was Bobrowski selbst durchaus als literarisch-politisches Engagement verstanden wissen will, aus seiner Lyrik keineswegs. Auch nicht unbedingt beim zweiten und dritten Versuch. „Dunkel“, „chiffriert“, „hermetisch“ hat man diese Gedichte genannt. Es gibt Germanisten, die es ablehnen, sich mit so verschloßenen Gedichten wie vor allem denen aus dem dritten Band *Wetterzeichen* überhaupt zu befassen.

Nachtfischer

Im schönen Laub
die Stille
unverschmerzt.
Licht
mit den Händen
über einer Mauer.
Der Sand tritt aus den Wurzeln.
Sand, geh rot
im Wasser fort,
geh auf der Spur der Stimmen,
im Finstern geh,
leg aus den Fang am Morgen.
Die Stimmen singen silberblaß,
bring fort,
in Sicherheit,
ins schöne Laub die Ohren,
die Stimmen singen:
tot ist tot

(*Wetterzeichen*, S. 47)

Ein Naturgedicht? Gegen diese Einordnung hat sich Bobrowski — wie wir gleich sehen werden — noch heftiger gewehrt als gegen die Kategorie „Heimatdichter“. Quer zu dem, was man unter Naturgedicht versteht, liegt gleich

zu Beginn das Adjektiv „unverschmerzt“. Da ist irgendein Schmerz nicht überwunden, offenbar einer, der durch Stille hervorgerufen wurde. Daß nichts mehr redet. Oder nur noch „silberblasse“ Stimmen, die resigniert behaupten: „tot ist tot“. Aber warum soll denn überhaupt etwas „im schönen Laub“ reden? Warum sollen dorthin, wie es am Ende genauer heißt, die „Ohren“ „in Sicherheit“ gebracht werden — in Sicherheit offenbar vor diesen resignativen Stimmen? Und warum ist der Akteur, der dies zuwege bringen soll, ausgerechnet der Sand, üblicherweise ein Synonym für Vergeblichkeit? Derjenige, der dem Sand einen Befehl nach dem anderen zuruft (geh... geh... geh... leg... bring...), scheint ihm eine ganze Menge zuzutrauen. Wichtigste Frage: Was sollen ein so merkwürdig aktivierter Sand und das „schöne Laub“ mit der „Geschichte aus Unglück und Verschuldung“ zu tun haben, die doch angeblich Bobrowskis Thema ist?

In einem Vortrag in der Evangelischen Akademie Berlin-Brandenburg zum Thema „Benannte Schuld — gebannte Schuld?“ sagt Bobrowski:

„Da ein solches Thema von historisch gewachsenen Vorurteilen ... weitgehend verdeckt ist, kann eine einfache Propagierung von Ansichten der Empfehlungen nichts ausrichten. Ich beziehe mich also möglichst auf das, was ich selber kenne ... weil ich denke, daß ‚wahre Geschichten‘ noch immer eher überzeugen: weil ich eine Wirkung wünsche. Diese Wirkung kommt mir bisher nicht oder nur in verschwindendem Umfang aus den Rezensionen ... entgegen. Da befaßt man sich mit meiner Biographie oder bemüht sich um eine Einordnung in die Traditionen der deutschen Naturlyrik. Liegt das am allgemeinen Schwachsinne der Literaturkritik in Deutschland oder ist mein Thema suspect? Ich habe mich auch ... gefragt, ob es nicht an der Art der Zubereitung bei mir liegt, an der Verschlüsselung oder an einer heimlichen Neigung zum Hermetismus. Das kann schon sein, ich habe deshalb auch mehrfach eine direktere Form der Aussage versucht.“¹³

Eine solche „direktere Form“ ist zum Beispiel sicherlich „Bericht“:

Bajla Gelbung,
entflohen in Warschau
einem Transport aus dem Ghetto,
das Mädchen
ist gegangen durch Wälder,
bewaffnet, die Partisanin
wurde ergriffen
in Brest-Litowsk,
trug einen Militärmantel (polnisch),
wurde verhört von deutschen
Offizieren, es gibt
ein Foto, die Offiziere sind junge
Leute, tadellos uniformiert,
mit tadellosen Gesichtern,
ihre Haltung
ist einwandfrei.

(*Schattenland Ströme*, S. 96)

Bobrowski propagiert zwar auch hier keine „Ansichten und Empfehlungen“, aber die Aussage ist gerade in ihrer knappen, scheinbar distanziert ein Foto

beschreibenden Form klar und packend. „Bericht“ ist jedoch absolut atypisch für Bobrowskis lyrischen Stil.

Es gibt einige Gedichte — das sind meist nicht die besten —, in denen Bobrowski direkte dichtungstheoretische Aussagen macht. Eines davon ist Klopstock gewidmet, den er in der vorhin zitierten Standortbestimmung seinen „Zuchtmeister“ nennt:

Wenn ich das Wirkliche nicht
wollte, dieses: ich sag
Strom und Wald,
ich hab in die Sinne aber
gebunden die Finsternis,
Stimme des eilenden Vogels, den Pfeilstoß
Licht um den Abhang

und die tönenden Wasser —
wie wollt ich
sagen deinen Namen,
wenn mich ein kleiner Ruhm
fände — ich hab
aufgehoben, dran ich vorübergang,
Schattenfabel von den Verschuldungen
und der Sühnung:
so als den Taten
trau ich — du führtest sie — trau ich
der Vergeßlichen Sprache,
sag ich hinab in die Winter
ungeflügelt, aus Röhricht
ihr Wort.

(*Wetterzeichen*, S. 22)

Da steht es nun also wörtlich mittendrin: „Schattenfabel von den Verschuldungen / und der Sühnung“ — und fällt aus dem Gedichtfluß und den Bildern heraus. Theorie und Programmatik wirken in dieser Sprache wie Fremdkörper. „Die Klarstellung von Sachverhalten, Lehrgedicht und sonst etwas, damit ist's aus ... Schiller wird nie mehr möglich sein, auch G. Hauptmann, Zola, Balzac nicht“, schreibt Bobrowski 1959 an Jokostra. Es ist eine andere Sprache, es sind andere, aus der Natur gegriffene Bilder, Worte „aus Röhricht“, denen er vertraut. Das heißt, knapp und einfach ausgedrückt: Er sagt „Strom und Wald“ und meint die „Schattenfabel von den Verschuldungen und der Sühnung“. Die Natur als Zeichen und Sprachträger für Historie, und „Historie“ als Geschichte der Unterdrückung und damit Verschuldung interpretiert — da liegt der Schlüssel für das, was Bobrowski unter „Heimat“ versteht, und damit zugleich der wesentlichste Ansatz zur Erhellung seiner „dunklen“ Gedichte.

Und das ist keine willkürlich gewählte Verbindung, auch keine nur Bobrowski eigene Chiffrierung (wie bei vielen von Celans lyrischen Bildern), sondern eine im „sarmatischen“ Denken und Erleben verwurzelte Anschauung. Dem liegt zunächst einmal etwas ganz Konkretes zugrunde: Das Land zwischen Weichsel und Wolga, also Bobrowskis „Sarmatien“, war bis in seine Jugendzeit hinein überwiegend Agrarland. In einem Interview, in dem er sich gegen

die Naturlyrik abgrenzt, sagt er über den Dichter, der sich mit Landschaftsthemen befaßt:

„... daß er eine Beziehung sucht zu den Menschen, die in dieser Natur leben, die diese Natur auch gestalten; eine Landschaft, in der Menschen gearbeitet haben, in der Menschen leben... Er soll auch zum Beispiel eine Geschichte menschlicher Arbeit in der Landschaft auffinden.“¹⁴

Das heißt, den Gedanken weitergeführt: Was den Menschen in dieser Landschaft geschieht, also Geschichte, geht in sie ein und kann mit Hilfe von Naturbildern in Dichtung umgesetzt, bewahrt, ja neu beschworen werden. Hat man diesen elementaren Zusammenhang begriffen, so öffnen sich Bobrowskis angeblich „hermetische“ Gedichte allerdings immer noch nicht wie eine Tür, zu der man nun den Schlüssel gefunden hat. Da bleibt zum Beispiel immer noch das ungeheuer große, weit verzweigte historisch-mythologische Faktenwissen zu erschließen, das er in diesen „sarmatischen Divan“ hineinverwoben hat. Aber das zunächst so fremdliche Nebeneinander von „Vogel“, „Baum“, „Strom“ (um nur die wichtigsten Naturzeichen der Lyrik zu nennen¹⁵) und knappen historischen Verweisen, vermischt mit Vokabeln des Gedenkens und drohenden Vergessens, wird einsichtiger.

Ein Ich erinnert sich an eine Landschaft und damit zugleich an eine Geschichte, die als eigener Lebensraum nicht mehr erreichbar ist. Drei Phasen der lyrischen Annäherung sind zu erkennen. Sie decken sich in etwa mit den Zeitschnitten, in denen jeweils die Gedichte für die drei Lyrikbände entstanden.

In den frühen Gedichten, die in *Sarmatische Zeit* zusammengefaßt wurden, ruft dieses Ich mit vorwiegend elegisch getönten Worten diese verlorene Landschaft an. Das erste Gedicht dort heißt „Anruf“ und beginnt:

Wilna, Eiche
du —
meine Birke,
Nowgorod —
einst in Wäldern aufflog
meiner Frühlinge Schrei, meiner Tage
Schritt erscholl überm Fluß.

Schon hier zeigt die Gleichsetzung von Städten dieses Sarmatiens mit Bäumen den engen Bezug zwischen menschengemachter Geschichte und Natur. Aber die Natur bleibt noch relativ realistische Szenerie für elegisch Erinneretes, das als unwiderruflich verloren erscheint. Im letzten Gedicht von *Sarmatische Zeit*, „Absage“ betitelt, heißt es:

Dort
war ich. In alter Zeit.
Neues hat nie begonnen.

In der zweiten Phase verschwindet das elegische Erinnern zugunsten einer konkreteren historischen Aufarbeitung und Annäherung an das, was die Natur davon bewahrt. „Ich bin bei meinen Ostvölkern eingekehrt, aber jetzt oh-

ne Erinnerungsmotiv... An die Stelle von Ressentiments treten Besitzverhältnisse“, schreibt Bobrowski Ende 1958 an Jokostra.

Die Gedichte aus *Schattenland Ströme* zeigen diesen Wandel deutlich. In dem Band sind zahlreiche Widmungsgedichte an Künstler enthalten — auch das eine Art historischer Annäherung. Dabei geht es Bobrowski nicht nur, oder manchmal nicht einmal vorrangig, um Leben und Werk der Angesprochenen, sondern um größere geschichtliche Zusammenhänge. In einem Else Lasker-Schüler gewidmeten Gedicht bringt er zum Beispiel den biblischen „Gesang der Männer im Feuerofen“ in Zusammenhang mit den faschistischen Synagogen- und Judenverbrennungen. Dann heißt es zusammenfassend:

... Wie
Bäume verkrallt
Gesehenes in
den Schatten mittags, in
die Dämmerung unter den Schwingen
der Vögel, in
das Eis, in
die Ödnis
nachts.

(*Schattenland Ströme*, S. 86)

Gesehenes, also in dem Fall: mit den Juden Geschehenes, hat sich „wie Bäume“ in die Landschaft „verkrallt“. Die Natur erhält eine historische Tiefendimension. In *Schattenland Ströme* herrschen noch Vergleiche („wie Bäume...“) bzw. metaphorische Verbindungen („Steh, mein Schwarztier, Tag...“) zwischen Natur und Geschehen vor. Während der dritten Phase wird die Natur zunehmend zum eigenständig agierenden Geschichts- und Sprachträger, zum Zeichen. Sie wird, um noch einmal auf das eingangs zitierte Gedicht „Nachtfischer“ zurückzukommen, zu den „Ohren“, die im „schönen Laub“ in „Sicherheit“ sind. Noch deutlicher: Sie wird zum „Namen für den Verfolgten“. In dem so betitelten Gedicht aus Bobrowskis drittem Lyrikband *Wetterzeichen* ist dies gut zu erkennen:

Der hereinkommt,
im verhängten Fenster
spricht er die Namen nach,
die ich ihm gebe,
Vogelnamen und
den Namen des Raubaals.
gerwe sagt er
wie eine Kranichfeder die Luft streicht,
angurya wie unter der Wasserfläche
ein Schatten sich naht.
Zuletzt gebe ich ihm
den Namen Holunder, den
Namen des Unhörbaren, der
reif geworden ist
und steht voll Blut.

(*Wetterzeichen*, S. 52)

Die „Vogelnamen“ und der „Name des Raubaals“ dienen dem Verfolgten offensichtlich als Schutz, fast wie ein Deckname oder eine Partisanen-Parole. Dabei greift Bobrowski auf die altpreußischen (pruzzischen) Vokabeln „gerwe“ für Kranich und „angurys“ für Aal zurück, also auf die Sprache der vom Christentum (Ritterorden!) unterdrückten und verfolgten heidnischen Ureinwohner Sarmatiens. Eine Sprache, die sicherlich auch — wie Haufe das Land selbst definiert — „durch Alter und Vergessenheit vor jedem chauvinistischen Mißbrauch bewahrt“ blieb. Die allerdings — und das ist nur scheinbar ein Widerspruch — durch eben den chauvinistischen Mißbrauch christlicher Missionierung in Vergessenheit geriet.¹⁶ — Mit dem zuletzt dem Verfolgten verliehenen Namen „Holunder“ gibt Bobrowski die Hilfsfunktion der pruzzischen Sprache auf. Er vertraut einem — allerdings auch ungewöhnlich geschichts- und mythologenträchtigen — Buschnamen, der für ihn, v. a. in Verbindung mit Raabes Erzählung *Holunderblüte*, einen engen Bezug zum Judenthema hat. Die Schlußformulierung „steht voll Blut“ zeigt das Einstwerden von Natur (roter Holundersaft) und Geschichte (das Blut der Verfolgten) besonders deutlich.

„Ich hab ein ungebrochenes Vertrauen zur Wirksamkeit des Gedichts — vielleicht nicht ‚des Gedichts‘, sondern des VERSES, der wahrscheinlich wieder mehr Zauberspruch, Beschwörungsformel wird werden müssen.“

Das schreibt Bobrowski Anfang 1959 an Jokostra. In diesem Brief, der seine poetische Konzeption besonders deutlich zum Ausdruck bringt, wendet er sich auch heftig gegen Celans „Ein Wort — du weißt: / eine Leiche“¹⁷: „... wer das sagt und auch nur einen Satz nachfolgen läßt, treibt Reliquienkult.“

Der VERS als Beschwörungsformel für historisches Geschehen und Schuld bei Bobrowski — die an den äußersten Rand des (beinahe) Verstummens getriebene Sprache als „verweigerte Poetisierung der Welt“¹⁸ bei Celan: Es würde zu weit führen, auf diese interessanten Gegensätze hier näher einzugehen. Bobrowskis Vorstellung von der „Beschwörungsformel“ — zunächst eher noch fremder und weltferner anmutend als Celans Chiffren — wird ein gutes Stück konkreter, wenn man die Volkspoesie seines „Sarmatiens“ untersucht. Überlieferungen, die er selbst noch, wie im Roman *Litauische Claviere* besonders deutlich wird, lebendig erlebt hat.

Daß Natur Geschichte bewahrt und zum Sprachträger für in ihr Geschehenes werden kann, ist, wie bereits in Ansätzen erklärt, keine willkürliche Erfindung Bobrowskis. Betrachtet man nun die litauischen Volkslieder, die „dainos“ (die Bobrowski gut bekannt und gesammelt hat), so zeigt sich dort die Gleichsetzung von Natur und Menschlichem in einer Intensität, wie sonst bei Volksliedern kaum. Ein Beispiel für viele:

die grüne Linde — deine geliebte,
die dichten Zweige — die weißen Arme,
die feinen Blättchen — die lieben Wörterchen.¹⁹

Jetzt wird noch verständlicher, welche Rolle zum Beispiel das „schöne Laub“ in den „Nachtfischern“ als sicherer Ort des Bewahrens spielt: die „feinen

blättchen“ sind im sarmatischen Volksglauben seit jeher Sprachträger, — Noch einmal in Bobrowskis Worten:

Es reden
im Laub die Stimmen,
die Münder aus Rauch
von Federn,
von weißen Flügeln,
von einem Vogel Augenlos.

(*Wetterzeichen*, S. 61)

Aber, so muß man jetzt doch fragen: Welchen „Nutzen“ können Gedichte „stiften“, deren politische Bedeutungsdimension sich nur Forschern und Kennern einer spezifizischen Volksmythologie nach mühsamer Kleinarbeit eröffnet?

Bobrowski war sich, wie u. a. die Briefe bezeugen, auch dieser Problematik bewußt. Es gibt Gedichte mit stark resignativem, zweifelndem Grundton, zum Beispiel „Immer zu benennen“ am Ende des zweiten Bandes:

Immer zu benennen
den Baum, den Vogel im Flug,
den rötlichen Fels, wo der Strom
zieht, grün, und den Fisch
im weißen Rauch, wenn es dunkelt
über die Wälder herab.
Zeichen, Farben, es ist
ein Spiel, ich bin bedenklich,
es möchte nicht enden
gerecht....

„Gerecht“ kann für Bobrowski nichts anderes sein, als die Schuld der Deutschen an den Ostvölkern von der Zeit des Ritterordens bis zum faschistischen Angriffskrieg auf die Sowjetunion zu „benennen“ — „wohl nicht zu tilgen und zu sühnen, aber eine Hoffnung wert und einen redlichen Versuch in deutschen Gedichten.“ Trotz aller Zweifel gibt es für ihn dafür keine andere Sprache als diese naturnmagische Beschwörungsformel. Weil eben jede andere, direktere Sprache mißbrauchbar wäre. Das heißt: Der „Nutzen“, der hier „gestiftet“ wird, bezieht sich nicht vorrangig auf die Rezeption, sondern auf etwas jenseits menschlicher Kommunikation. „Gedichte gehen nicht aufs Publikum, sie sind als Selbstaussagen... auch durchaus privater Natur. Die Teilnahme anderer ist Zufall, Glückssfall oder Irrtum“, schreibt Bobrowski an Jokostra.

Es wäre um vieles leichter gewesen, seine politischen Ansichten und Absichten aus seinem Prosawerk herauszuholen. Denn dort will er, anders als in der Lyrik, vor allem aufklären: „... um meinen deutschen Landsleuten etwas zu erzählen, was sie nicht wissen. Sie wissen nämlich nicht über ihre östlichen Nachbarn Bescheid. Bis heute nicht; sie kennen ihre Historie nicht ausreichend.“²⁰

Aber ich wollte bewußt den schwierigeren Weg gehen und Bobrowskis Kompromißlosigkeit in der Umsetzung seiner „sarmatischen“ Naturvorstellungen zumindest in einigen Aspekten zeigen. Und auch, daß er so — und nur so —

versuchen konnte, „Heimat“ in ihrer historischen Tiefendimension und jenseits jedes chauvinistischen Mißbrauchs lyrisch zur Sprache zu bringen. Bestärkt in diesem Unterfangen haben mich zunehmende Anzeichen dafür, daß wir diesen Vorstellungen Bobrowskis heute viel näher sind als noch vor zehn oder gar zwanzig Jahren. Und zwar in der DDR wie in der BRD. Die große Resonanz auf Irmtraud Morgners *Amanda* und vor allem auf Christa Wolfs *Kassandra* hier wie dort ist zum Beispiel kein Zufall.²¹ Daß diese Romane jetzt geschrieben wurden und daß sie solchen Widerhall fanden, zeigt Rom. E. eine sich anbahnende neue Haltung bei Künstlern und Publikum — zumindest die Chancen dafür: daß das Neben- und Gegeneinander von direkt politisch agitierender und sich in Historie und Mythos zurückziehender Literatur zu einem untrennbar Miteinander wird. Daß wir — überspitzt gesagt — nicht mehr das eine der blutleeren Theorie und das andere der Realitätsflucht überlassen. Und für dieses „Miteinander“ war Bobrowski wirklich ein sehr früher Pionier, der uns darum heute vielleicht mehr zu sagen hat denn je. Wer, um noch ein weitere Anzeichen zu nennen, sprach vor zwanzig Jahren (außer ein paar Insidern) von den Indianerweisheiten? Heute beginnt selbst Hannes Waders neueste Platte *Glut am Horizont* mit der Rede des Indianerhäuptlings Seattle, in der es heißt:

Wir selber sind ein Teil der Erde,
und sie ist ein Teil von uns. . . .
Die klaren Bäche reden mit den Stimmen unserer Väter . . .

Das könnte fast von Bobrowski sein:

Heiliges schwimmt,
ein Fisch,
durch die alten Täler, die waldigen
Täler noch, der Väter
Rede tönt noch herauf:
Heiß willkommen die Frémden.
Du wirst ein Fremder sein. Bald.

(„Anruf“, *Sarmatische Zeit*, S. 6)

Die Parallelen sind kein Zufall, denn: Das Fremd-Sein, bei Bobrowski noch als Verlust von Heimat und damit Geschichts- und Schulderinnerung definiert, droht für uns heute existentiell zu werden.

Leute, es möcht der Holunder
sterben
an eurer Vergeßlichkeit

warnt Bobrowski in einem Isaak Babel gewidmeten Gedicht („Holunderblüte“, *Schattenland Ströme*, S. 69) und meint die Vergeßlichkeit gegenüber der Judenverfolgung. Wir wissen heute: Mit dem „Holunder“ könnte auch der Mensch sterben.

Bobrowski ist sich zwar der Wirkung seiner „Beschwörungsformel“ durchaus nicht sicher, aber doch weit entfernt von der Haltung der „Biedermänner des Untergangs“ (Michael Schneider), die uns mit ihrem Zweckpessimismus anzustechen drohen. Ungewöhnlich schlicht und in die Zukunft gewendet, sagt er am Ende von „Absage“:

... Ich bin ein Mann,
mit seinem Weibe ein Leib,
der seine Kinder aufzieht
für eine Zeit ohne Angst.

(*Sarmatische Zeit*, S. 53)

„Ich bin dafür, daß alles immer neu genannt wird, was man so ganz üblich als „unbewältigt“ bezeichnet, aber ich denke nicht, daß es damit „bewältigt“ ist. Es muß getan werden, nur auf Hoffnung.“²² Das ist seine Haltung. Auch wenn andere sagen: „Dieser hat auf Sand gebaut.“ Denn in Bobrowskis Verständnis ist „auf den Sand bauen“, ihm vertrauen, ja ein positives Bild. Und in seiner Doppeldeutigkeit genau in der Schwebe des: „Es muß getan werden, nur auf Hoffnung“.

In dem stilistisch völlig aus dem Rahmen fallenden, für *Levins Mühle* verfaßten Gedicht „Dorfmusik“ (es gehört zu meinen Lieblingsgedichten) benutzt Bobrowski diese Doppeldeutigkeit des Sandbildes:

Letztes Boot darin ich fahr
keinen Hut mehr auf dem Haar
in vier Eichenbrettern weiß
mit der Handvoll Rautenreis
meine Freunde gehn umher
einer bläst auf der Trompete
einer bläst auf der Posaune
Boot werd mir nicht überschwer
hör die andern reden laut:
dieser hat auf Sand gebaut

Ruft vom Brunnenbaum die Krähe
von dem ästelosen: wehe
von dem kahlen ohne Rinde:
nehmt ihm ab das Angebinde
nehmt ihm fort den Rautenast
doch es schallet die Trompete
doch es schallet die Posaune
keiner hat mich angefaßt
alle sagen: aus der Zeit
fährt er und er hats nicht weit

Also weiß ichs und ich fahr
keinen Hut mehr auf dem Haar
Mondenlicht um Brau und Bart
abgelebt zuendgenarrt
lausch auch einmal in die Höhe
denn es tönet die Trompete
denn es tönet die Posaune
und von weitem ruft die Krähe
ich bin wo ich bin: im Sand
mit der Raute in der Hand

(*Schattenland Ströme*, S. 102)

Etwa zeitgleich, zwei Jahre vor seinem Tod, entstand „Antwort“ (*Wetterzeichen*, S. 46). Dort komprimiert Bobrowski dieses doppeldeutige Sandmotiv noch stärker und faßt zugleich besonders klar erkennbar zusammen, worum es ihm in seiner Lyrik ging:

...
Die mich einscharren
unter die Wurzeln,
hören:
er redet,
zum Sand,
der ihm den Mund füllt — so wird
reden der Sand, und wird
schreien der Stein, und wird
fliegen das Wasser.

Anmerkungen:

- 1 Gregor Laschen: Lyrik in der DDR. Anmerkungen zur Sprachverfassung des modernen Gedichts. Frankfurt/M. 1971, S. 8.
- 2 Diese Briefsammlung aus der Zeit zwischen 1957 bis zu Bobrowskis Tod 1965 stellte mir Peter Jokostra freundlicherweise zur Verfügung. Sie ist größtenteils noch unveröffentlicht.
- 3 Ein vierter Gedichtband, „Im Windgesträuch“ (1970 im Union Verlag und bei DVA erschienen) und „Der Mahner — Erzählungen aus dem Nachlaß“ (1967: Union Verlag, 1968: Wagenbach)
- 4 Christoph Meckel: Erinnerung an Johannes Bobrowski. Verlag Eremiten-Presse, Düsseldorf 1978, S. 40.
- 5 Eberhard Hause: „Sarmatischer Divan“ — Bobrowskis Entwurf einer lyrischen Enzyklopädie des Ostens, In: Johannes Bobrowski — Selbstzeugnisse und neue Beiträge über sein Werk, Union Verlag 1975, Berlin, S. 136. Soweit aus den „Selbstzeugnissen“ weiterhin zitiert wird: SuB.
- 6 Meckel, a. a. O., S. 38.
- 7 Ebd. S. 39.
- 8 Ich zitiere hier und weiterhin aus dem vergriffenen Doppelband: Sarmatische Zeit — Schattenland Ströme. Neuausgabe in einem Band. DVA Stuttgart 1961/62.
- 9 Das Ergebnis war meine Dissertation: Dagmar Deskau: „Dunkelheit“ und „Engagement“. Zur Gestaltung des Geschichtsbezugs in der Lyrik Johannes Bobrowskis. Diss. Mainz 1973. — Und: Der aufgelöste Widerspruch, „Engagement“ und „Dunkelheit“ in der Lyrik Johannes Bobrowskis. Klett Verlag, Stuttgart 1975.
- 10 Zitiert von Gerhard Wolf in ders.: Beschreibung eines Zimmers. 15 Kapitel über Johannes Bobrowski. Union Verlag, Berlin 1971, S. 58f.
- 11 SuB, S. 13. 12 Ebd., S. 39. 13 Ebd., S. 19f. 14 Ebd., S. 37.
- 15 Ich habe in meiner Dissertation u. a. mit inhaltsanalytischen und statistischen Methoden gearbeitet: Das Wortfeld „Vogel“ kommt in Bobrowskis Lyrik 262mal vor, „Baum“ 221mal und „Strom“ 181mal.
- 16 Bobrowski hat sich intensiv mit dieser ausgestorbenen Sprache befaßt, es existiert ein handschriebenes Vokabelheft. — Es ist übrigens aufschlußreich, daß DVA sich damals weigerte, Bobrowskis Gedicht „Pruzzische Elegie“ in „Sarmatische Zeit“ aufzunehmen. Das relativ pathetische, die Vernichtung dieses Volkes beklagende Gedicht ist in der kurz darauf erschienenen Ausgabe des Union Verlages enthalten. — Genaueres zur Bedeutung des dritten Namens „Hollunder“ siehe die Klett-Ausgabe meiner Dissertation, Anm. 9, S. 27 ff.
- 17 „Nächtlich geschürzt“ in: Paul Celan: Von Schwelle zu Schwelle. Gedichte. Stuttgart 1955, S. 49. Zur Auseinandersetzung Bobrowski/Celan siehe die Klett-Ausgabe meiner Diss. S. 46 ff.
- 18 Titel der ausführlichen Arbeit von Klaus Voswinckel über Paul Celan. Lothar Stiehm Verlag, Heidelberg 1974.
- 19 Aus: Wilhelm Jordan (Hrsg.): Litthauische Volkslieder und Sagen, Berlin 1844.
- 20 SuB, S. 56f.
- 21 Und nur ein Zufall der Plazierung, nicht jedoch des Themas scheint mir der neu angekündigte Titel: „Vom Schlangenkult zur Christuskirche. Religion und Messianismus in Afrika“ ausgezeichnet auf der Rückseite der Anzeige im Leipziger Börsenblatt zu sein, in der der Union Verlag seine Neuerscheinungen zu Bobrowskis Todestag bekannt gibt.

Werner Dürrson Hölderlin und Humor

1

Nein, ich setze kein Fragezeichen. Man lächle nur über mein Thema, das beinahe so aussichtslos scheint wie: „Hölderlin und die Pornographie“. Es zählt zu den letzten Themen, kann man sich denken, die von der Hölderlin-Forschung — deren Ernst ich weder anzweifeln noch vertiefen will — nicht untersucht worden sind. Dann und wann freilich hätte ich gerne bei Hölderlin-Tagungen, wenn auf so hohem Niveau das Aneinandervorbeireden geübt wird, ganz von fern ein großes, schallendes Jenseitsgelächter vernommen, wie das Hesse in seinem sehr Jean-Paulschen „Steppenwolf“ Mozart und andere Unsterbliche anstimmen läßt.

Nun ist leider auch alles Reden über Humor meist humorlos, selbst wenn man ihn umfassender begreift, zum Beispiel unter dem Leitgedanken „Komik als Modell“. Dies tat vor etlichen Jahren in Bad Homburg das VII. Kolloquium der Forschungsgruppe „Poetik und Hermeneutik“. Gefragt werden sollte „nach dem Generalisierungspotential des Komischen und seiner Theorie . . .“, erprobt werden sollte, „wie sich von den unterschiedlichen Erkenntnisinteressen, Theoriebildungen und Fragerichtungen her ein Zugang zu den Problemen der Komik finden läßt, und zwar im Interesse des Gegenstandes selber wie auch der Selbstreflexion derjenigen Disziplinen, Theorien und Forschungsmethoden, die den Gegenstand von Haus aus eher als peripher ansehen könnten.“

Haben die wohl gelacht, Hölderlin, versteht sich, kam da nicht vor.

Der und Humor. Ich wollte nicht schlucken, daß er keinen gehabt habe. Leute wie Friedrich Theodor Vischer haben ihm das vorgeworfen. Eher, schien mir, blieb der bislang einfach unaufgedeckt.

Immer spielt ihr und scherzt? ihr *müßt!* o Freunde! mir geht diß
In die Seele, denn diß müssen Verzweifelte nur.

Um gleich jedem Skeptiker den Wind aus den Segel zu nehmen, betone ich: Unüberbietbar die Humorlosigkeit, die sich ausspricht in diesem um 1798 in Homburg vor der Höhe verfaßten Epigramm, das so tut, als leugnete sein Verfasser kurzweg die schon damals landläufige Inkongruenz von Idee und Wirklichkeit — und lehnte es ab, solche Inkongruenz mittels Humor auszuhalten.

Vischer, der, vermeintlich Jean Paul auf den Fersen, in Wahrheit Wilhelm Buschs Vershumor in die Prosa einbrachte, befand über seinen Landsmann Hölderlin: „Sein Geist hatte zu wenig vom Harten; es fehlte ihm als Waffe der Humor; er konnte es nicht ertragen, daß man noch kein Barbar ist, wenn man Philister ist.“

Dem hätte der Dichter — vielleicht mit ironischem Anflug? — entgegenhalten können:

Drum! so wandle nur wehrlos
Fort durch's Leben und sorge nicht!

Statt dessen hat ihm Nietzsche, der den Durchbruch der Heiterkeit in die Kunst postulierte, beißend zurückgerufen: „Ersichtlich will der Ästhetiker uns sagen: Man kann Philister sein und doch Kulturmensch...“

Aufs Schriftliche verwiesen, greife ich fürs erste in die früheren Jahre. Da gibt es nämlich, man sage mir, was man will, schlichtweg Humor. Zum Beispiel in den Briefen des Klosterschülers von Denkendorf und Maulbronn. Bevor der ihm dort ausgetrieben wird. Da sind es voran die epistolarischen Auslassungen gegenüber dem Freund Immanuel Nast, die manchmal bis zu schier Mozartscher Ausgelassenheit reichen, wenngleich nie bis zu dessen hübschen Ferkeleien. (Unter den Begriff der „Verdauung“ ist Hölderlin — schriftlich — niemals gegangen, und auch diesen brauchte er nur, weil das Essen im Kloster anscheinend so schlecht war.)

In ironisch-heiterem Ton etwa legt er Nast nahe, sich zu freuen, wenn er, Hölderlin, ihm „nicht oft schreiben sollte“, da ihm ja doch in Briefen manche Klage entwische; oder er spricht davon, daß seine Gedichte „wirklich“ (das heißt auf schwäbisch: zur Zeit) auf Wanderschaft seien; „wann sie wieder ohne blutige Köpfe nach Haus kommen — und sie ihr HE. Papa Hölderlin“ — schreibt er mit 17 — „nicht aus väterlicher Vorsicht wieder ein halb Jahr ins Pult einsperrt, (denn es sind gar zu dumme Jungen) nun ja! wan diß nicht ist, sollen sie auch nach Leonberg marschieren“, eben zu Nast. Ziemlich verspätet hatte er übrigens diesem allernächsten Freund sein Liebesverhältnis zu dessen „Bäsle“, der Louise Nast, gestanden, dann aber stürmisch, als wäre er Lenz, voll abruper Gedankenstriche von Satz zu Satz, „Weißt Du noch, Bruder, wie ich so ausgelassen lustig war, als wir miteinander nach Oelbronn giengen? Damals war ich bei ihr gewesen — ...“

Kurz zuvor hatte er noch ganz anderes im Sinn als „ewige“ Liebe: „Jetzt muß ich Dir auch noch was zum lachen schreiben — denk nur, lach mich nur recht aus, heute gieng ich so vor mich hin — plötzlich kommt mir meine Lieblingsnarrheit, das Schicksal meiner Zukunft vors Auge — und höre nur, aber lach mich toll aus“, schreibt er, der nichts so scheut wie das Ausgelacht werden — „da fiel mir ein, ich wolle nach vollendeten Universitätsjahren Einsiedler werden —“.

In den Briefen, die der „liebe Fritz“ mit der Mutter zu Nürtingen tauscht, und zwar lebenslänglich, nimmt der Humor besonders rasch ab, und wo er sich findet, will er was haben. Die Gockin setzt fest und verwaltet akribisch Soll und Haben des Sohnes, notiert alle Ausgaben, „welche aber wan er im Gehorsam bleibt nicht sollen abgezogen werden.“ Ich überlasse es Ihnen, „liebste Mamma,“ suggeriert ihr der Fünfzehnjährige aus Denkendorf, dem es „halb und halb bange“ ist, wie die „l. Geschwisterige“ von ihm zu Weihnachten beschenkt werden sollen, „wanns ja so ein wenig unter uns beim alten bleiben soll, so ziehen Sies mir ab, und schenkens ihnen in meinem Nahmen.“ Oder er kommt, in rarer Anwandlung, ihrem unbedingten Hoffen entgegen, daß er doch noch ein Geistlicher werde; man könne als Dorfpfarrer

der „Welt so nützlich, man kann noch glücklicher sein, als wenn man, weis nicht was? wäre.“ Und — damit er ihr noch mehr gefällt, fügt er hinzu: „Meine Haare sind in der schönsten Ordnung. Ich hab jetzt auch wieder Rollen. Und warum? Ihnen zu lieb! — Denn hier will ich weiters niemand gefallen.“ Der nächste Brief wird dann wieder eine so burschikose wie „weitschweifige Bitschrift“ sein, weils an Kaffee und Zucker mangelt. „Ein gutes, gutes Werk wärs also für den Friz, wenn Sie ihm etwas Caffee schikten.“ Er seinerseits schickt der frommen Mutter eine zum Trutzgesang variierte Schubart-Strophe aus dem Kloster, die sie, es sei zum Lachen, aus lauter Unmut, statt ins Bett zu gehen, fast allnächtlich auf dem Dorment sängen:

Auf, auf, ihr Brüder und seid stark
Der Glaubiger ist da
Die Schulden nehmen täglich zu
Wir haben weder Rast noch Ruh
Drum fort nach Afrika — (das wär das Cap)

ergänzt er. Wohin, nebenbei, der Herzog Carl Eugen seine schwäbischen Söldner verkaufte.

Noch humoriger wirds, wenn sie, die Gockin, außer den Gulden für Kaffee, Wein, Tabak, für Locken, Schnallen oder ein „Barchet Wamesle“, außer den obligaten Schmiergeldern für die Professoren, dem Sohn mal eine Reise spendiert. Da bekommt sie dann einen langen Brief, darin vom „unerwarteten Anblick“ die Rede ist, von einer „unabsehbaren Ebene“ mit ihren Zutaten. „Ich war so entzückt, daß ich vielleicht noch dort stände mit meinem Roß, wann mir nicht gerade vor mir das fürstlichbischöfliche Lustschloß Waaghäuser in die Augen gefallen wäre.“

Auch kann er vom Heidelberger Faß, „dem Symbol so manches Zechers, dem Bonmot so manches Trinkliedes“ berichten, es sei tatsächlich so groß, daß man „oben ganz bequem herumtanzen kann“. Aber — das könne er versichern, daß ein Fall von seiner Höhe ihm ebenso unangenehm wäre, wie aus seinem Klosterfenster. — Freilich, als er dann wieder dahinter lebt, wirds ihm enger als je; „ich möchte als gerne meine Kirche fürs Dom, meine Mauern für Palläste, meine Seen für den Rhein, und meinen dunkeln Schlafboden für fürstliche Alleen ansehen.“

Wer will, kann weitersuchen nach humorigen Briefstellen, es gibt sie durchaus. Zwar immer seltener, und zunehmend dialektisch. Nicht etwa, weil Hölderlin jetzt im Stift hockt und der humorlose Hegel sich ihm vor die Nase setzt. Oder weil er mit den Freunden, samt Hegel — der nach gelegentlichen Saufgelagen lauthals die Schlägereien der Stiftler gegen die „freien“ Studenten anführt —, sich nun vermehrt mündlich und körperlich ausgetobt hätte. Obwohl er schon auch mal Karzer erhält, da er in der Tübinger Münzgasse einem Schullehrer, der ihn, den Stiftler, nicht grüßt, den Hut vom Kopf schlägt.

Hölderlins früher Humor, oder was man darunter verstehen will, hätte nicht abnehmen müssen, nur weil er Theologie studierte, die ja in etwa das Gegen teil ist; und nicht mal die Zucht und Strenge eines despotischen Erziehungs

systems hätte ihm, wie man behauptet hat, den Humor austreiben müssen. Wo Druck herrscht, entstehen immerhin Witze — „Im Osten warst du lustiger“, sagte, als er im Westen war, seine Frau Tine zu Biermann —, und Hölderlins Kommitonen haben ihr Los ja auch wacker mit „Scherzen“, „Thorheiten und Alfanzereien“, wie er das nannte, kompensiert. Wobei humorfördernd sicher hinzu kam, daß die mündliche Elementarsprache der Stiftler das Schwäbische war.

Was Hölderlin angeht: ein Spaßvogel war er gewiß nicht, für Skurriles zu jung, auch für Anekdoten; da gab es höchstens „Capricen“, die ihm Freund Magenau (samt Neuffer) ankreidete, mit dem Zusatz: „Seine Phantasie ist nicht Feuerlos, nur etwas zu wild.“ Lachen, zumal auf Kosten anderer, war seine Sache nicht; und noch weniger, bei seiner Verletzlichkeit, eben Lachen auf eigene Kosten. Merkwürdigerweise erscheint ihm der Begriff des Lachens von früh an fast immer prophylaktisch im Sinn des Lachens „über“, des Auslachens, das er verhindern will: Es sei „zum Lachen“, sagt er, obwohl ers nicht tut; „lach mich nicht aus“ oder aber, rhetorisch, „lach mich nur recht aus“ — so nimmt er spöttischem Lachen im voraus die Lust. Überhaupt schützt er seine schwankende Identität sehr oft, indem er sich einen „Narren“ nennt, sich „thörig“ heißt, einen „Thoren“ in seinem Verhalten; oder wenn er von seinen „Launen“, „Grillen“ und „Narrheiten“ spricht, zu denen, gewissermaßen allumfassend, die besagte „Lieblingsnarrheit“, das Schicksal seiner Zukunft gehört. Im übrigen ist er gelegentlich „übermüthig“ und immer mal „scherhaft“, das kommt seiner Art von Humor noch am nächsten, obwohl er auch diese Vokabeln gebraucht, als müßten sie eine Abart seiner feinen Erziehung entschuldigen. Am offensten sind, nach dem Nast, seine Briefe an Neuffer. Und da steht inmitten von Scherz und Klage, die sich nur selten die Waage halten, der Satz: „Weil ich mich nicht in die Narren schike, schiken sie sich auch nicht in mich.“ Der ist nun wirklich nicht lustig.

Hat ihn etwa die Kant-Lektüre so trocken gelegt, oder das Vorbild des verbissen-ernsten Schiller, den er noch 1797 aus Frankfurt wissen läßt: „von Ihnen dependir' ich unüberwindlich“? Wars das frühe Idol des „Messias“-Dichters? Rousseau, den er las, nachdem die Kunde von der Französischen Revolution ins Stift gedrungen war, kanns doch nicht gewesen sein, oder? Ich meine von wegen der Befreiung, auch der Gefühle? — Wieso nur hat er so sehr mit dem — humorreichen — Schubart sympathisiert, den sein Herzog für beinahe elf Jahre und ohne Prozeß auf den Hohenasperg verbrachte? Deshalb vielleicht? Übrigens den Humor nicht, aber Wut und Zorn hat er manchmal von diesem entliehen.

Von schulischen Fesseln abgesehen, war Hölderlin ein auf *seine* Weise Gefangener. In dem Maße, wie sich die Briefe immer ausschließlicher an Mutter, Bruder und Schwester richten — die Stete gegenüber Neuffer bleibt eine Ausnahme —, baut er, als Dichter, seine Einsamkeit aus. Nicht nur, daß er nie „freien“ will, in keiner Dorfparre faulen will: „mein sonderbarer Karakter, meine Launen, mein Hang zu Projekten, u. (um nur recht die Wahrheit zu sagen) mein Ehrgeiz“, das seien alles Züge, die sich ohne Gefahr nicht „aus-

rotten“ ließen. Schreibt er mit 21 der allzeit streng hoffenden Mutter, verziert mit einem humorig abwiegelnden Schnörkel. Er, der den Menschen schon bald nicht mehr gefallen will, der brav für sich bleibt und dabei „ächtere Freuden“ genießt und „nicht nöthig“ hat, sich über „so viele Dummheiten zu ärgern“ — ist der nun, Jakobiner hin oder her, fürs Lachen nicht einfach zu arrogant? Da hört — zumal sich so einer noch froh fühlt im „Laid“ — der Humor doch wohl auf.

Nicht ganz. Inzwischen hat er, im Schlepptau Klopstocks, Schillers und — von der Forschung wenig bemerkt — eben Schubarts, viele Gedichte verfaßt. Heiter, vollends humorig, versteht sich, sind manche allenfalls unfreiwillig. Das gilt bis beinah zu den ersten Diotima-Versen. „Wispeliaden“, wie sie ein in der Enge verbliebener Mörike schrieb, sucht man bei ihm vergebens, — und Gelegenheitsgedichte? Nun ja, für die Herzogin eins, in unterthänigster und tiefster Devotion und hier nicht zitierbar. Also was Katagorien wie Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung angeht, so hielt es Hölderlin, bleiben wir vorerst dabei, mit der letzteren. Ein Poem mit so goldenem Humor wie „Schwabens Mägdelein“ aus der Tübinger Zeit steht wahrscheinlich allein. Aber ist er das denn?

Bei seiner Verfahrensweise des Dichtens — die war ja nicht Sturm und Drang; „er studiert den Stoff zu sn. Gedichten erst mühsam durch“, bezeugt Magenau — konnte dieser Gefangene noch nicht einmal in Gedicht ausbrechen. Ins Gelächter schon gar nicht. (Peter Weiss hat in seinem Hölderlin-Stück die kauzig-komischen Züge des Dichters bis hin zur schillernden Komik der Späte teils sprachgestisch einzubringen versucht.) Bis hin zu den „Epigrammatischen Oden“ von 1798, in denen er erstmals zu entschiedenen poetischen Resultaten der Reflexion gelangt, und die sich Schillers und Goethes „Xenien“ entgegenstellen, sind die mehr heiteren Gefühlsströme lyrisch nur selten auszumachen in dem von Selbstbestimmung und Selbstzweifeln fortwährend Hin- und Hergeworfenen. Zwischen Selbstliebe und Selbsthaß abwechselnd bringt er es in Gedichten kaum je bis zur Ironie. Das Verhältnis von „Gefälligkeit und Religion“ war ihm stets ein Problem; den Menschen zu gefallen und Gott nicht — darauf glaubt er verzichten zu sollen.

Aus Waltershausen zwar weiß der endlich vom Stiftswang Befreite am 30. Dezember an Städtlin (und Neuffer) froh zu berichten: „... In Nürnberg lebt' ich auf. Mit HE. Ludwig wurd ein rechtes gespaßt, und getumultuert ... Sein Mund ist leibhaftig die Posaune des Egoismus. Übrigens war ich, wie gesagt, recht vergnügt mit ihm.“ In der Nachschrift merkt er noch an, daß er gegen den Pfarrer und Verwalter hier „ein Zwerge *puncto* der Bouteillenhäse“ sei, „die Sie, lieber Doktor, so gerne herunterschlugen!!“ Überhaupt gibts in Waltershausen im Umkreis der Frau von Kalb oft „Ernst und Scherze“; aber „ich brauche nicht unterhaltend zu sein, wenn ich nicht in der Laune bin.“ Er muß oft lachen, wenn er dran denkt, wie er sonst so scheu und bescheiden und jetzt „nothgedrungen, um nicht für einen Pinsel zu gelten, mir eine Gräde geben muß ...“, läßt er die Mutter wissen. Er findet, daß Sorgen und Grillen doch auch für etwas gut seien: „Seit ich keine mer habe, beginn' ich dik zu werden.“ Aber kurz darauf will er entschieden wieder ausscheren

aus der Gesellschaft. Einsteigen, drinbleiben und Humor haben — das wär's gewesen, mein Lieber.

Den geringsten Humor jedoch hat er gegenüber dem Bruder, wohl weil der, von amtswegen, seinerseits keinen hatte; auch weil der Fritz glaubt, den Jüngeren fortwährend belehren zu müssen, etwa: er möge „sein Gewissen nie von eigner oder fremder Afterphilosophie, von der stokfinstern Aufklärung, von dem hochwolweisen Unsinne beschwazzen“ lassen. Dessenungeachtet weiß er: „Du bist mer mit Dir selbst im Reinen, als ich. Dir ists gut, irgend einen Lärm in der Nähe zu haben; ich brauche die Stille.“ Aber dort wächst der Humor nicht.

„Wenn ich nur einmal etwas recht lustiges schreiben könnte. Nur Gedult! 'S wird kommen — hoff' ich — oder — oder hab ich dann nicht genug getragen?“ Solche Dialektik macht allerdings stutzig. In dem 1794 „An Neuffer“ gerichteten Gedicht vom Lebensgenuss immerhin kehrt ihm wie von weither der „süße Frühling wieder“, sein „kindischfröhlich Herz“ altere noch nicht, ihm reiche „die Göttliche den Taumelkelch der Freude, / Die jugendliche freundliche Natur“. Auch von der Liebe ist darin die Rede. „Lustig“ aber ist derlei nicht; vielmehr findet er, es sei „der Schmerzen werth, daß Leben“. Kurz; er nimmt alles Scherzende, Fröhliche, Freudige, Heitere einfach zu ernst.

Im Jahr zuvor hatte er demselben Freund ausschweifend von seiner Griechenlektüre berichtet, wie „trunken vom Sokratischen Becher“ er war und wie er „sokratischer geselliger Freundschaft am Gastmahl den begeisterten Jünglingen lauschte, wie sie der heiligen Liebe huldigen mit süßer feuriger Rede, und der Schäker Aristophanes drunter hineinwizelt . . .“ Auch dies: Er habe den „Hyperion“ zu schreiben begonnen, weil der eher ein — weibliches — Herz gewinnen werde als seine Hymnen, zumal sein Held „ein wenig besser unterhalten“ könnte „als die wort- und abenteuerreichen Ritter“ herkömmlicher Romane. Er ringt auch „mit allen Kräften nach lichtvoller Darstellung“. Der Grundton jedoch wird elegisch. Zum Glück kommt die Liebe zu Diotima dazwischen, und obwohl er sie am Ende sterben lässt, bringt er die „kühne heilige Freude“ ein, und manchmal, weit darunter natürlich, auch den Humor, samt seinem wunderlichen Verhältnis dazu:

Tausendmal hab' ich in meiner Herzensfreude gelacht über die Menschen, die sich einbilden, ein erhabner Geist könne unmöglich wissen, wie man ein Gemüße bereitet. Diotima konnte wohl zur rechten Zeit recht herhaft von dem Feuerherde sprechen, und es ist gewiß nichts edler, als ein edles Mädchen, das die allwohlätige Flamme besorgt, und, ähnlich der Natur, die herzerfreuende Speise bereitet.

Also weniger edel kommt nicht in Frage; noch sinnlicher als bis zu Gemüse und Feuerherd tut er es nicht. Aber kann denn mehr sein als Feuer und Flamme? Und zehren die nur vom Ernst?

Hölderlin spricht gern von „Gestimmtheit“. Ein musikalischer Begriff. Novalis: „Jede trübe Stimmung ist Illusion“. So so. Und jede andere? Aber auch mit der Grundbedeutung von Humor als „Feuchtigkeit, als gesunde Mischnung der Körpersäfte“ und, daraus hervorgehend, die „gute Stimmung“, fangen wir hier nicht viel an. Sei's drum, wenn die sogenannte Humoralpathologie, die eine fehlerhafte Mischung der Körpersäfte zur Grundlage von Krankheiten macht, außer auf Hippokrates ausgerechnet auf Empedokles zurückgehen soll. Und wie weit trägt die These, Hölderlins Humoralbezug sei der zum heilignüchternden Wasser gewesen, des Saftes von Erde und Himmel, dessen Verläufen entlang er am liebsten wanderte?

In Schillers Aufsatz „Über naive und sentimentalische Dichtung“ fehlt, wie sich ahnen lässt, ganz der Humor. Auch als Begriff. Weiter als bis zu „Spott“ und „Satire“ geht Schiller nicht, von dem doch der Satz stammt: „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.“ In der Antike wie im Mittelalter fehlten die weltanschaulichen Voraussetzungen für den Humor; deshalb blieb er — im Gegensatz etwa zur Komik — selten, war aber durch eine gewisse diesseitsbezogene Erhabenheit, so seltsam das klingt, der Tragik verwandt. Das zeigt dann erstmals, in aller Größe, Shakespeare. Weshalb ein Novalis notieren kann: „Shakespeare ist mir dunkler als Griechenland. Den Spaß des Aristophanes versteh' ich, aber den Shakespeares noch lange nicht . . .“

Der erste Theoretiker des Humors ist Jean Paul, der sehr zeitgenössisch mit Kleist und Hölderlin zwischen den Stühlen humorloser Klassik und gebrochen-humoriger Romantik sitzt. Auch er hat bekanntlich versucht, Theologie zu studieren. Goethe (— pardon, wir kommen hier nahezu ohne ihn aus) — Goethe, dem es nicht um die „Einheit des Einigen“ ging, sondern schlicht und universell um alles, der konnte auch alles bieten und brauchen. Zum Humor, den er außerklassisch teils hatte, meinte er: der sei, in Maßen, eins der Elemente des Genies, jedoch er begleite die *abnehmende* Kunst, er zerstöre, vernichte sie zuletzt. Später differenziert er ein wenig: Der Humor entstehe, wenn die Vernunft (!) nicht im Gleichgewicht sei mit den Dingen, sondern sie zu beherrschenden strebe und nicht damit zu Rande komme: „Welches der ärgerliche oder üble Humor ist, oder sich ihnen gewissermaßen unterwirft und mit sich spielen lässt, salvo honore: welches der heitere oder der gute ist . . .“

Erinnert man sich an Hölderlins eingangs zitiertes Epigramm, so paßten dem beide Humorarten nicht, vermutlich, weil sie, laut Goethe, die *abnehmende* Kunst begleiten, er aber die durchaus *zunehmende* wollte. Dem lag ja auch nicht mal das Rokoko Wielands, das die Vernunft so heiter verzerte. Wohl war ihm auch da zuviel Spaß im Spiel, zuviel tändelnde „stokfinstere“ Aufklärung. Und wie Weimarer Klassik den Humor austrieb, das demonstrierte die Aufführung des „Zerbrochenen Krugs“, der dort doppelt zerbrach.

Übrigens verweist Kleists Lustspiel exemplarisch auf eine gewisse bürgerliche Art von Humor, die bis heute die allerverbreitetste ist. Während der in Lessings „Minna von Barnhelm“ zur Erkenntnis führte, soll er im „Zerbrochenen Krug“ dieselbe partout verhüten. Als der Dorfrichter Adam entlarvt

wird, ist dann auch aus mit Humor. Und genau zu dieser bis zur Verlogenheit lustigen Abart von Sonnigkeit konnte sich Hölderlin nie bequemen. Die Grundform ist „positiv“ und sogar philosophisch; sie enthält ein Urteil über die Welt und die Menschen, sie richtet sich ein mit dem Status quo, sie ist fürs Bestehende. Dieser sogenannte „echte“ Humor, den die Obrigkeit gern einsetzt, wenn sie ihn hätte oder ohne Prestigeverlust haben könnte — das gilt selbst für Götter, die ihn, glaubt man den Griechen, ehemals hatten —, dieser Humor hat, wie jeder weiß, unbedingt ausgleichende oder doch hinhaltende Funktion.

Für ihn ist Wirklichkeit nicht, was immer auch anders sein könnte. Er sieht im Unvollkommenen ebenso wie im Unerträglichen, in der Beschränktheit ebenso wie im Fehlverhalten ein Gutes, zumindest ein Berechtigtes und Notwendiges für den Bestand der Welt. Deshalb ist er gesellschaftsfähig, ja kommunikativ wie nichts sonst, und drum auch inzwischen so herabgekommen zum schallenden Vereinshumor und dem der Betriebsausflüge.

Und da öffentliche *Komik*, von Fasnacht und Fasching mal abgesehen, nur noch unfreiwillig passiert, wenn auch mehr denn je, holt der ursprünglich griechische Begriff *komos* (meint: nächtlicher Umzug fröhlicher Zecher unter Musikbegleitung, sowie Gelage) solchen Humor ganz ein. Daß der im deutschen Festzelt oder in Kneipen gelegentlich handgreiflich wird und einen, der andersdenkend sich einmischt, zusammenschlägt, ist dialektisch ebenso drin wie der Stammtischbrauch, einen Satz wie „Den haben sie zu vergasen vergessen“ amüsant zu finden. Kurz, populärer Humor ist, wenn der Hahn kräht auf dem Mist, und das Wetter sich dementsprechend verhält. Die Relativierung des vermeintlich Unabänderlichen — und sei es der Atombombe — ist die besondere Stärke solchen Humors; weshalb der auch, weil Bangemachten nicht gilt, in katastrophenschwangeren Zeiten so zunimmt. Es ist der Humor, der trotzdem lacht. Wie im Totenmonat beim Aufbruch die Narren. Derzeit besetzt er verstärkt die Medien, viel Gesungenes dabei. Der Höhepunkt solcher Belustigungen wird erst noch kommen. Humor ist — zu schweigen von meinem Versuch — gefragter denn je und seit Jahren als Desiderat in jeder zweiten Heiratsannonce.

Niemand soll glauben, ich spreche hier nicht mehr von Hölderlin. Sie wissen nun, sozusagen retrospektiv, warum der sich nicht in den Stiftswang schickte, humorvollerweise; warum der sich, beinahe mimosenhaft, einfach so wenig „gefallen“ ließ: warum sein Verhältnis zur sogenannten Gesellschaft so durchaus gebrochen sein konnte.

Er wollte Veränderbarkeit, er glaubte, zum Beispiel mit der Französischen Revolution, partout an die Besserung der Welt, vor allem des Menschen, und damit an Zukunft. Da half ihm so ein Humor eben nicht, der trotzdem lacht — perfideste aller Volkstümlichkeiten, seit dem Mittelalter, doch nie weit weg von Schafott- und „Rübe ab“-Zuschauerfreuden. Schauerfreuden, wie leider auch Revolutionen sie bieten. Und wenn Max und Moritz endlich zermahlen werden, so läuft das unter solchem Humor. Der kommt überhaupt — den Jean Paul nicht meinte und Hölderlin nicht wollte — bei Wilhelm Busch dann zum Tragen.

Anders als etliche Epiker des Realismus sorgte Busch, wie man weiß, aufs poetischste für den Humor zum Hausgebrauch. Busch (man erlaube mit diesen kleinen Exkurs) beweist ja nun besser als jeder, wie nah am Erhabenen der entschiedene Humorist nämlich wohnt. Anders gesagt, selbst Hölderlinverse sind gegen Humorisierung letztlich nicht resistent. Stilistisch genügt schon ein eingebauter Diminutiv, zum Beispiel ein schwäbischer. Oder: Verdichtung! Hölderlins Frage „wozu Dichter in dürftiger Zeit?“, multipliziert mit Spitzweg, hieße dann etwa: „das dach ist dicht, wozu noch dichter?“. Oder: „Alles geben die Götter, die unendlichen, / Ihren Lieblingen ganz“ — obwohl das von Goethe ist — hieße in solcher Verdichtung: „Den Seinen gibts der Herr im Schlaf! Hölderlin: „Hoch auf strebte mein Geist, aber die Liebe zog / Schön ihn nieder“ wäre in Wilhelm Buschs Version:

Denn dieses Mädchen, ob es gleich
Schon älter war und etwas bleich,
Zog doch durch andachtsvollen Sinn
Den frommen Knaben zu sich hin.

Sehr schön läßt sich hier nebenbei die Versinnlichung des Abstrakten verfolgen, zu der unser Dichter von Schiller so dringlich ermahnt worden ist. „Den(n) Kunst und Sinnen hat Schmerzen/ Gekostet von Anbeginn“, wie Hölderlin in seinem späten Gedicht „Der Spaziergang“ klagt, wird bei Busch ins Heitere hineinpräzisiert: „Dem hohen lyrischen Poeten / Ist tiefer Schmerz gewiß vonnöten“. Anstelle vieler anderer Exempel, die den verkapp-ten Humoristen Hölderlin offenlegen und die ich jetzt unterdrücke — („Das Lachen will ich überlassen: den minder hochbegabten Klassen“) — sei doch das sibyllinische Parade-Zitat aus der „Patmos“-Hymne vorgeführt: „Wo aber Gefahr ist, wächst / Das Rettende auch.“ In Buschs konkreter Entsprechung müßte es lauten: „Wer Sorgen hat, hat auch Likör!“ Und, bitte sehr, dieser Likör, das ist nicht etwa „süßer Ernst“, sondern der besagte, durchaus herstellbare Aufheiterer, der Humor.

Das heißt nun nicht, Hölderlin sei eine heimliche „Frohnatur“ gewesen mit der verdrängten „Lust zu fabulieren“. Es kann auch nicht heißen, das „Erhabene“ bewege sich grundsätzlich so nahe am Lächerlichen, daß der Humor es immer noch schaffe. Nein, diesem Dichter ging es um den befreiten Ausdruck, ums „hohe und reine Frohloken“, wie er es nannte, das bloßer Humor nicht einholen kann.

Etwas anderes ist es, daß seine Dichtung eine Sprachschicht des Heiteren enthält, die immer wieder aufscheint oder doch durchschimmert. Humor indessen — ich mache geschwind einen großen Bogen über Hölderlins Hochform hinweg —, sein heimlich-unheimlicher Humor setzt gerade dort wieder ein, wo seine Kunst „abnehmend“ wird; in der schaurigen Späte. Voran in den hymnischen Entwürfen, diesen irdisch gebliebenen Ansätzen also des Auflugs, samt den erhaltenen Plänen und Bruchstücken. Da sitzt der Vogel auf dem Leim, und da zeigt sich: selbst das *Komische* konnte ihm *Stoff* sein. Nur hat er es eben, in besseren Zeiten, hinaufverarbeitet ins *Kosmische*, falls das Wortspiel erlaubt ist.

In „Mnemosyne“ beispielsweise heißt er die Lerchen „girren“ und „unter dem Tag waiden / Wohlangeführt die Schafe des Himmels“; in „Ihr sicher gebaueten Alpen . . .“ läßt er den Schwarzwald „saußen“; in dem Entwurf „Auf falbem Laube . . .“ steht der Passus:

Es liebet aber der Sämann,
Zu sehen eine,
Des Tages schlafend über
Dem Strickstrumpf

und:

Nicht will wohlauten
Der deutsche Mund
Aber lieblich
Am stechenden Bart rauschen
Die Küsse.

Statt „Den Letzten beißen die Hunde“ heißt es bei ihm: „Den Besten ziehen die Vögel“, und „spitzbübisch schnakisch“ sieht er, wörtlich, das „Lächeln, wenn dem Menschen / seine kühnsten Hoffnungen / erfüllt werden“. Einsam vergnügte Vokabeln finden sich, „Ratsherr“ bringt er mit „Saktuch“ zusammen, „Werber?“ ruft er oder „Jo Bacche“, redet vom „Jaunerloch gebildeter Herren“, was immer das sei, und setzt ans „Ufer zornige Greise“. Einmal gibt es in diesem glossenhaften Spätbereich eine skurrile Versammlung geographischer und Familiennamen im Zusammenhang mit dem „Pflanzgarten der französischen Bischöfe“, ein andermal, es klingt wie ein verspäteter Studentenulk des (nach Waiblinger) männlich und auch viel Bier trinkenden Poeten, fängt er plötzlich an, in Prosa zu singen: „Es fehlt aber das Geld, denn zu viel / ist ausgegeben heute“.

Aber da sind wir schon tief in jener Phase Hölderlins, in welcher die Hegelsche Dialektik zum fortwährenden Aber-und-Aber verkam und die Zwangsjacke der Mitwelt einen Beschädigten zurückließ, der sich in gespenstischer Tragikomik mit Halbfranzösisch und teils grotesken Höflichkeitsfloskeln die Leute vom Halse hielt, seltsam erfängerisch in Gesten und sprachlichen Behauptungen, restlichen Selbstbehauptungen etwa auf Briefzetteln. Tarnte er sich? Narrte er sie? „Hölderlin ist recht brav und immer sehr lustig“, schreibt Zimmer 1813 an dessen Mutter. Und Waiblinger berichtet: „Zuweilen gibt er Antworten, worüber man fast durchaus lachen mußte, zumal da er sie mit einer Miene gab, als ob er wirklich spottet. So fragte ich ihn einmal, wie alt er sei, und er versetzte lächelnd: „Siebzehn, Herr Baron.“ Oder er hielt, was immer jemand sagte, mit Floskeln fern wie: „Oui, Eure Majestät“. Gelegentlich stellte er, wenigstens für den Augenblick, klar: „. . . ich heiße nun Killalusimeno“. Die Zeit ging ihn nichts mehr an, den Scardanelli, den Buonarotti. „Pallaksch, Pallaksch“. Schützende Selbstparodie, wenn Sie wollen, da er noch immer auf Kosten anderer nicht lachen wollte, nicht konnte. Hätte ihn das vielleicht retten können? — Ihn nicht.

3

Was wollte er denn?

1799 an Diotima: „Die Thörigen! Wie wenn irgend etwas, was die Menschen einander sagen könnten, mehr wäre als Brennholz, das erst, wenn es vom geistigen Feuer ergriffen wird, wieder zu Feuer wird, so wie es aus Leben und Feuer hervorging.“ Verwandlung also, des Stofflichen. Nicht Unveränderlichkeit. Aber mitzumachen, dabeizusein, nimmt ihm bald, findet er, zu viel Kraft und würde ihn für die Folgezeit „unbrauchbar“ machen. Und obwohl er sich — so in der Ode „Stimme des Volks“, an der er von 1798 bis 1801 arbeitete — schließlich eindeutig zur *vox populi* bekannte, war ihm doch schon beim „Hyperion“ bewußt, und später noch mehr, daß er gar nicht für die Gegenwart schreibe und die Nachwelt seine „Richterin“ sein müsse. „Ich liebe das Geschlecht der kommenden Jahrhunderte . . . die Enkel werden besser sein, als wir, die Freiheit wird einmal kommen, und die Tugend wird besser gedeihen in der Freiheit heiligem erwärmendem Lichte, als unter der eiskalten Zone des Despotismus.“

Und dafür wollte er seine Leidensmöglichkeiten verwenden, sogar unglücklich sein, wenn bei „großer Freude großer Schmerz ist!“ Dichterisch war das, weil Spielen nicht seine Art war, ein mühsamer Prozeß, und nicht nur des „hohen Tons“. Nehmen wir an, Hölderlin versagte sich nicht nur dem *Status quo*-Humor, sondern auch dem umfassenderen, den sein Zeitgenosse Jean Paul den „komischen Weltgeist“ nennt, und der in der Shakespeareschen „Welt-Verlachung“ zum erstenmal kulminierte; nehmen wir an, er habe sich einfach nicht eingelassen auf die zeitgenössische Behauptung, Humor sei „das umgekehrte Erhabene“; er „erniedrige das Große . . . um ihm das Kleine, und erhöhe das Kleine . . . um ihm das Große an die Seite zu setzen“ und so beide zu *vernichten*, weil vor der Unendlichkeit alles gleich sei und nichts . . . — nehmen wir also an, Hölderlin habe diese wahrhaft negative Ästhetik, diese völlig nihilistische Erkenntnis Jean Pauls gar nicht gekannt, auch über die Paul-Freundin Charlotte von Kalb nicht; wäre das ein Beweis für seine poetische Humorlosigkeit?

Meine These ist: gerade nicht! Einmal abgesehen davon, daß er den Humor für den Gaumen, eben Likör, nur selten servierte, ging Hölderlins prozessuale und, wenn man will, idealistische Weltkonzeption von ganz ähnlichen Empfindungen — oder Enttäuschungen — aus wie Jean Pauls Nihilismus. Die Metaphorik von Eis und Kälte gibt es bei beiden. Während aber Jean Pauls Dichtung, deren Humor alle Züge eines sozial Benachteiligten und schließlich mühsam Aufgestiegenen trägt, dableibt und aus der Individualisierung und Versinnlichung lebt, sucht Hölderlin — „Wir sind nichts, was wir suchen ist alles“ — sozusagen das Absolute, und sich selbst nur im Ton.

Nach den Epigrammen mit ihrem Witz setzt er sich programmatisch ab in die Sphäre der Oden, Elegien und Hymnen. Natürlich mit all den bekannten Abstürzen dazwischen. Das ging ja nicht ohne permanentes Spannungsverhältnis, ohne den selbständigen Widerstreit zwischen Anspruch und Erfüllung,

Sehnsucht und Enthobenheit, Reflexion und Gefühl, Ferne und mangelnder Nähe, Aufbruch und Heimkehr, Bewegung und Erstarrung. Er wird also mehr denn je „spröde thun“ müssen, ihm hilft anscheinend nur ringender Ernst. Oder will jemand sagen: „Ein gerissener Satiriker! Er schrieb Hymnen“? Hölderlin ist jetzt „voll Abschieds“, mag nur noch „gründliche Menschen, die gerade so viel Anteil nehmen am Fremden, als es ihr Herz nicht schwächt und als die Theilnahme und Geselligkeit noch ungezwungen und wahr (!) bleibt“. Das „philosophische Licht“ um seine Fenster ist jetzt seine Freude, sagt er. Überhaupt wird dem Elegiker, wo ihm nicht mehr die Menschen „lächeln“, sondern nur noch die große Natur, der Begriff der *Freude* allumfassend. Damit verbunden sind — wohlgernekt immer im Kontext mit dem „Harmonisch-entgegengesetzten“ — jene teils früh aufgetauchten Freudenvokabeln wie „Wonne“, „Jubel“, „Übermuth“, „Jauchzen“, „Frohlocken“, „Entzücken“, herkömmliche „Liebeslieder“, wohl systemimmanent, tut er ab als „immer müder Flug“; hingegen „ein anders ist das hohe und reine Frohlocken vaterländischer Gesänge“, als die neue Sangart, mit der er entschieden ans bessere Künftige heranwill, und übrigens auch in „eine schönere Geselligkeit, als nur die ehernbürgerliche“. „Heilig und heiter“ gehören da nicht nur im Stabreim zusammen.

Immer aufs neue hebt der auf großem Versfuß Lebende an, den Himmel „sich auf die Schultern gehäuft“, die „Last der Freude“ zu tragen, wie die Hymne „Der Rhein“ besagt, das Musterbeispiel eines „Wechsels der Töne“. „Der Ernst muß heiter, der Scherz ernsthaft schimmern“, postulierte Novalis zur selben Zeit, als Hölderlin, dem man die Komödie schon in Maulbronn verleidet hatte, sich mit der „strengsten aller poetischen Formen“ auseinandersetzt: mit dem Trauerspiel. Und im Epigramm „Sophokles“ klarstellt:

Viele versuchten umsonst das Freudigste freudig zu sagen,
Hier spricht endlich es mir, hier in der Trauer sich aus.

Heißt das nicht auch, daß im tieferen Ernst — und nicht anderswo — zugleich der tiefste Humor sei?

Von Mozart weiß man, daß er das Heiterste schrieb, wenn er todtraurig war, und *vice versa*. Während sich Schubert schon fragte, ob es Fröhlichkeit in der Musik überhaupt gebe.

Gewiß, in Hölderlins Entwurf zum „Wechsel der Töne“ wie auch in seinem Aufsatz „Über die Verfahrensweise des poetischen Geistes“ kommt die Kategorie des Humor so wenig vor wie bei Schiller, vielmehr: sie läuft bei ihm unter „naiv“ und bleibt, weils nicht um Ausgewogenheit geht, sondern um Stufung, in seiner dialektischen Poetik vom „Entgegensezen und Vereinigen“ völlig untergeordnet. Und, damit kein Zweifel besteht, ordnet er sie im Zusammenhang mit einem für ihn zentralen poetischen Befindlichkeitsbegriff — der *Begeisterung*.

Es gibt Grade der Begeisterung. Von der Lustigkeit an, die wohl die unterste ist, bis zur Begeisterung des Feldherrn, der mitten in der Schlacht unter Besinnlichkeit den Genius mächtig erhält, gibt es eine unendliche Stufenleiter. Auf dieser auf- und abzusteigen ist Beruf und Wonne des Dichters.

(Nebenbei: Man wird sich, da Lustigkeit bei ihm ganz unten kursiert, nicht wundern, wenn er 1801 in einer Rezension zu Siegfried Schmids Lustspiel „Die Heroine“ „bornirte, eben darum schlau sein wollende Menschen“ als die für die Komödie überhaupt passenden Charaktere nennt.)

Zur Begeisterung gehört also Besinnlichkeit, mehr noch: „Da wo die Nüchternheit und Besinnung dich verläßt, da ist die Gränze deiner Begeisterung ... Man kann auch in die Höhe fallen, so wie in die Tiefe ... Das Gefühl ist aber wohl die beste Nüchternheit und Besinnung des Dichters, wenn es richtig und warm und klar und kräftig ist ...“ sagt er. Und dann noch: das sei „ewige Heiterkeit“, sei „Gottesfreude“, daß man „alles Einzelne in die Stelle des Ganzen setzt, wohin es gehört; deswegen ohne Verstand, aber ohne ein durch und durch organisiertes Gefühl keine Vortrefflichkeit, kein Leben“.

Wir könnten uns, da wir ja doch gern lachen, nun kurzweg betroffen fühlen und diesen humordämpfenden Dichter seinem Turm überlassen. Oder könnten, als Heutige, Sigmund Freud bemühen, zweckmäßigerweise da, wo er sagt, der Humor habe „nicht nur etwas Befreientes wie der Witz und die Komik, sondern auch etwas Großartiges und Erhebendes ... Das Großartige“ — fährt er fort — „liegt offenbar im Triumph des Narzißmus, in der siegreich behaupteten Unverletzlichkeit des Ichs“. Eine Behauptung, die um so brauchbarer scheint, als sie den Bogen zurückschlägt zu Hegel, dessen „Ästhetik“ zwar Komik und Humor in einem sieht, und überdies, daß sich „nichts Entgegengesetzter auffinden lasse als die Dinge, worüber die Menschen lachen“; der jedoch darin mit Freud übereinstimmt, daß der humoristische Held zu sich selbst ein Verhältnis einnimmt, das ihm erlaubt, sich „seiner Leidensmöglichkeiten“ — anders als Hölderlin — „zu erwehren“ und gegen die Ungunst und Ansprüche der Realität das Lustprinzip zu behaupten. Hegels Ästhetik lehrt aber auch, daß gegenüber der klassischen Kunst der Griechen, die Schiller die naive nannte, die romantische — also sentimentalische, reflektierte — Kunst den Abstieg und ihr Ende bedeute. Ein Ende, das schließlich Adorno gewissermaßen persönlich auffing, um es zum Anfang der künstlerischen Moderne umzufunktionieren.

„Das Unrecht“, so Adorno, „das alle heitere Kunst, vollends die der Unterhaltung begeht, ist wohl eines an den Toten, am akkumulierten und sprachlosen Schmerz ...“ Kurzweg heißt es in der „Ästhetischen Theorie“, und nicht weit weg von den Ansichten Goethes, Hegels, nicht zuletzt Hölderlins: „Vulgär ward Kunst durch Herablassung; wo sie, zumal durch Humor, ans definierte Bewußtsein appelliert und es bestätigt.“ Dann noch: „Unter ... dem Bewußtsein der Unwahrheit des Wahren partizipiert jegliche Kunst am Humor und vollends die verfinsterte Moderne; Thomas Mann hat das an Kafka betont, bei Beckett liegt es auf der Hand.“

„Unwahrheit des Wahren“ — das ist auf den Mythos bezogen, der ja auf Glauben beruht, auf welt- und zeitfassender Fiktion, und damit zugleich auf Dichtung, auf Kunst.

Also die Kraft zum höheren Ernst und die Kraft zu diesem „utopischen Humor“, wie ich ihn nennen möchte, kommen vermutlich aus *einem* Topf. Sich-

Befreien und Freiwerden, den gefährlichen Kreislauf von hausgemachter Wirklichkeit und kompensiertem „Scherzen“ mythisch durchbrechen — „Komm! ins Offene, Freund!“ —, das wollte Hölderlin nicht nur für sich, er war ja aufs schmerzlichste draußen. Es ging ihm in seiner Vermittlerrolle, bei Gott, nicht nur um „Lorbeer“. „Menschenbeyfall“ — den kann einer einfacher haben. Auch war er nicht nur den Griechen zuliebe elegisch; wählte die hohen Formen nicht nur, mit Klopstock und Pindar, damit sie Distanz herstellten zu seiner Epoche. Vielmehr weil sie rhythmisch imstande waren, seinen Aufschwung, seine allesenthaltende „Last der Freude“ zu tragen. Möglichst her bis zu uns.

Gehört eine Ode wie „Der Nekar“ aber dann nicht zum denkbar Freudigsten, obwohl oder weil sie die Nachtsseite des Lebens weder abwehrt noch relativiert, vielmehr durchdringt, und überdies Ort und Zeit überbrückt?

„In deinen Thälern wachte mein Herz mir auf/ Zum Leben, deine Wellen umspielen mich“ — der freudige Elan ist über alle neun Strophen durchgehalten. Oder stimmt die Elegie „Stutgard“ etwa triste, die anfängt mit: „Wieder ein Glück ist erlebt“ und so endet:

Kommt und reicht, ihr Lieben, die Hand! das möge genug seyn,
Aber die größere Lust sparen dem Enkel wir auf.

Das sind keine Ausnahmen, Man lese die überaus freudvollen Elegien „Der Wanderer“ und „Heimkunft“: Nichts in den Versen und Strophen wirkt kompensiert. Durchaus hochgestimmt, aber eben nicht hochgetrimmt, sondern „alles Einzelne in die Stelle des Ganzen“ gesetzt, stehen die „Vaterländischen Gesänge“, die so entschieden auf dem Weg zum künftigen Menschen sind, den es nun leider wohl doch nicht gibt. Was, um es „scherzend“ zu sagen, Hölderlins Partizipieren am mythisch-utopischen Humor vollends offenbar machte.

Mir ist jedenfalls Hölderlins Sprache an keiner Stelle suspekt; seiner Freude zuliebe, die zwar nichts hat von praller privater Humorhöhensonne, nähme ich selbst noch Götter in Kauf; falls die Humor hätten, oder doch besser: Heiterkeit. Doch kann ich mich auch mit Jean Pauls Behauptung begnügen, weil sie auf Hölderlin paßt: der Humor gewähre „als echte Dichtkunst dem Menschen Freilassung“. Er sei „ein still spielendes unschuldiges Wetterleuchten, nicht über unserem Haupte, sondern am fernen Horizonte, das schöne Tage verkündigt“.

Sollte am Ende jemand, von dorther, ein Hölderlinsches Unsterblichkeitsgelächter vernommen haben?

„Die Unkultur der neuen Unschuld“

Joachim Schmolke, bayerischer Landtagsabgeordneter, SPD, im Gespräch mit Klaus Konjetzky und Oskar Neumann

Oskar Neumann: Als bemerkenswert berichtete die *Süddeutsche Zeitung* vom bayerischen SPD-Parteitag, der neue Vorsitzende habe die CDU als irdisch, ihre Herrschaft als nicht ewig apostrophiert.

Da scheint mir das Gewicht doch mehr auf Metaphysik als auf Politik zu liegen, und ich würde das für die Linke in Bayern insgesamt bedauern, wenn der SPD-Parteitag nichts Offensiveres geliefert hätte. Denn kein Land in der Bundesrepublik braucht dringender ein wirksames Konzept gegen die Rechtswende, und das nicht zuletzt in der Kulturpolitik.

Joachim Schmolke: Dem neugewählten Landesvorsitzenden, Rudi Schöfberger, gelingt es, sich in einer Sprache auszudrücken, die verstanden wird. Er hat nicht zu Unrecht gesagt, daß, wer Kultur oder Unkultur, gesellschaftliche Machtverhältnisse verändern will, nicht nur die Köpfe, sondern auch die Herzen der Menschen erreichen müsse, und daß in dem Zusammenhang die Kultur oder auch die Unkultur eines Landes Hintergrund und Ausgangspunkt für die Art und Weise sein müsse, wie man etwas sagt.

Wenn wir den Allmächtigkeits-, Ewigkeitsanspruch der CSU vernehmen und hören, daß eine einzelne Partei praktisch als Staatspartei Macht für sich auf ewig beansprucht und okkupiert, dann ist es schon sehr gut, darauf hinzuweisen, daß sie trotz des Wortes „christlich“ im Namen etwas sehr, sehr Iridesches ist. Das werden die Menschen in diesem Land verstehen. Sie werden durchaus auch verstehen, daß es kein Sakrileg ist, wie Strauß und Stoiber glauben machen wollen, wenn an die bräunliche Vergangenheit ihrer Vorfäter erinnert wird, daran, daß dieser Name nicht so ewig alt ist, sondern daß der alte gewechselt werden mußte, wegen der Verstrickung in den Faschismus, daß deswegen der sozialdemokratische Anspruch gegenüber dieser Partei durchaus etwas Durchsetzbares, Vernünftiges, Realisierbares ist. Auch gegenüber Ewigkeitsansprüchen einer sehr unchristlichen Partei.

Klaus Konjetzky: Ich habe vor ein paar Tagen ein kurzes Interview im Rundfunk gehört mit dem neugewählten Landesvorsitzenden der SPD. Er wurde da gefragt, wie er sich denn die Vermittlung und Präsentation der Politik, seiner Politik konkret vorstelle, nachdem er doch der Meinung sei, Politik müsse wieder verständlicher, frischer und auch fröhlicher werden. Schöfberger antwortete, er denke da an den Einsatz von Kabarett, Literatur, Straßentheater, Songgruppen usw., um die Inhalte der Politik besser an den Mann zu bringen.

Das mag in manchen Ohren vielleicht ganz erfreulich klingen. Ich hatte allerdings mehr als gemischte Gefühle bei der Vorstellung, daß Literatur und Kunst eingesetzt werden sollen, um Politik besser zu vermitteln. Das klingt mir nach einem Kulturverständnis, in dem Kunst und Literatur Instrumente in den Händen von Politikern sind.

Schmolcke: Diese Art der Instrumentalisierung von Kunst und Kultur für irgendwelche vordergründigen politischen Zwecke wäre ein Mißbrauch. Eindeutig. Und niemand will leugnen, daß die Versuchungen zu solchen Mißbräuchen gegeben waren und gegeben sind.

Aber was Schöfberger meint, ist etwas ganz anderes. Er erinnert an eine Tradition der Arbeiterbewegung, die sich eben nicht erschöpft in mehr oder weniger abstrakten Theoriediskussionen oder auch Praxisdiskussionen in Hinterzimmern; sondern die Arbeiterbewegung und ihre Organisationen haben eine eigene, sehr fröhliche, anschauliche, sehr sinnliche Kultur geschaffen und auch sehr sinnliche und gesellige Umgangsformen. Und diese Eigenständigkeit droht heute, auch durch die Entwicklung der Massenmediengesellschaft, verlorenzugehen. Nein, sie ist schon weitgehend verlorengegangen. Schöfberger möchte genau an dieser Tradition anknüpfen, und er selbst ist in seinem Redestil, in seiner Art und Weise, sich auszudrücken – nicht nur etwas zu sagen, sondern es auch darzustellen – ein Beispiel dafür.

Ich weiß nicht, ob Sie mit mir der Meinung sind, daß Kultur nicht etwas Abgehobenes sein muß, sondern daß wir zu Recht den Begriff „Volkskultur“ gebrauchen. Daran zu erinnern, darauf hinzuweisen, wie wichtig es für die Kultur eines Landes ist, daß es Menschen gibt, die sich treffen, um gemeinsam etwas Schöpferisches zu tun – was nicht unbedingt direkt etwas mit Politik zu tun haben muß –, daß diese Art des Kreativen wieder Eingang findet in unsere Umgangsformen, das ist wohl die Absicht, die dahintersteht.

Neumann: Das wäre mir ein sehr sympathisches Kulturverständnis, vor allem auch in diesem offensiv gedachten Traditionverständnis von Arbeiterkultur, mit Orientierung „Volkskultur“. Das scheint mir allerdings mehr zu sein, als das, was etwa in Veröffentlichungen der Grundwertekommission der SPD zum Ausdruck kommt. Dort finde ich ein sehr kompensatorisches Verständnis von Kultur: als Gegengewicht gegen Abstumpfung, Verflachung, Vereinigung und Banalisierung des Alltags.

Nicht, daß ich das alles für überflüssig hielte, aber nur das wäre mir entschieden zu wenig.

Schmolcke: Wenn es dabei bliebe, hätten Sie zweifellos recht. Aber was ist der Ausgangspunkt einer solchen Überlegung, wie Sie sie eben zitiert haben? Es ist nur eine Überlegung unter vielen. Das ist ja kein beschlossenes Programm. Zum Ausgangspunkt: Es ist unbestreitbar, daß vieles von dem, was bei uns als Kultur ausgeben wird, sich weitgehend in Banalitäten erschöpft. Stellen Sie doch mal diese neuen Privatsender an. Hören Sie, was da von morgens bis abends verkündet wird. In jedem dritten Satz wird direkt oder indirekt die Lösung transportiert „Wir wollen Lebensfreude machen“.

Und das auf dem Hintergrund der Stoiberschen Angriffe, in denen kritische Kulturäußerungen gleich diffamiert werden als pessimistisch, negativistisch, systemstürzlerisch, als Vermittlung von Lebensangst usw. Volkskultur ist aber auch aktuelle Auseinandersetzung, das Sichreiben an Mißständen und der Versuch, in den Formen fröhlicherer Kultur- und Kunstaufführungen sich zu wehren und zu behaupten. Insofern ist es nicht ganz falsch, zu sagen: Gegen die zu erwartenden Fluten verflachender Kulturproduktion, bes-

ser Zivilisationsproduktion, Coca-Cola-Kultur nenne ich das, von Singapur bis Montreal gleichermaßen nutzbar auf dem Hintergrund gleicher Zivilisation –, sich dagegen zu wehren, hat schon etwas mit einem aktiveren Kulturverständnis zu tun. Das ist ein Sichwehren gegen die Banalität.

Neumann: Ganz sicher. Nur, für die Rechtswende ist charakteristisch, daß wir im Augenblick nicht nur Banalisierung, sondern Brutalisierung erleben. Der Film „Rambo“ ist ja nicht bloß banal. Das ist höchst funktional im Sinne eines militanten Antikommunismus mit durchaus rassistischen Zügen. Das ist im Sinne einer höchsten Gewalttätigkeit, die dann bejaht werden soll, wenn sie dem vorgestellten Ziel folgt, dem russischen Huhn den Kopf abzuhauen.

Schmolcke: Ich glaube, daß kein vernünftiger Mensch das, was „Rambo“ transportiert, bejahen wird. Mir scheint eine andere Frage zentraler: woran liegt es, daß diese Leute, die „Rambo“ herstellen und damit auf profitablen Erfolg spekulieren, soviel Resonanz haben? Niemand ist ja gezwungen, ins Kino zu gehen und sich diesen Film anzusehen.

In den Vereinigten Staaten liegt es offensichtlich daran, daß dieser Film für viele den kompensatorischen Zweck erfüllt, die mit Vietnam empfundene schmachvolle Niederlage auszugleichen, in einen Sieg zu verwandeln. Wir dürfen andererseits nicht übersehen, daß große Teile des amerikanischen Volkes sich damals sehr aktiv gewehrt haben gegen diesen Wahnsinnskrieg, daß in Amerika selbst der Widerstand gegen diesen imperialistischen Unfug, gegen die Brutalität dieses Krieges gewachsen war. Aber anderen Teilen wurde mit der Niederlage ein chauvinistischer Minderwertigkeitskomplex eingeredet. Eine gleiche negativ kompensatorische Wirkung hat der Film auch für die Menschen, denen es gar nicht mehr möglich ist, sich in einer derart rücksichtlosen kapitalistischen Gesellschaft selbst zu verwirklichen, die gar keine Möglichkeit mehr haben, das zu erfahren, was ein Mensch auch zum Leben braucht – nämlich Selbstbestätigung. Dieser Film manipuliert die Sehnsüchte und Wünsche und bietet eine perverse Ersatzbefriedigung. Das ist das Gefährliche. Wir kennen vergleichbare Wirkungen im Zusammenhang mit dem deutschen Faschismus. Das ist nicht gleich, aber vergleichbar in der Weise, daß aus den Minderwertigkeitskomplexen und tatsächlicher Not manipulativ sehr schnell Aggressivität, Chauvinismus geweckt werden können. Aus Angst, aus Verzweiflung wird dann Aggressivität.

Neumann: Ja, und das ist genau der Punkt: das ist eine ungeheure Gefahr für die Jugend, für Menschen, die eine schlechte Ausbildung gehabt haben, für die kein Arbeitsplatz da ist, die bisher nicht gebraucht wurden.

Anna Seghers hat vor 50 Jahren auf dem Pariser Kongreß gezeigt, wie der Faschismus es verstanden hat, solchen jungen Menschen zu suggerieren: Du wirst doch gebraucht!

Das kann so weit gehen, daß der Krieg nicht nur droht, sondern auch lockt. Dagegen genügt kein bloßes „Anti“, wir müssen unsere Positionen darstellen, damit der Friede, das Recht auf Arbeit als Ziele erscheinen, für die jeder gebraucht wird, mit seiner Solidarität, mit seiner Phantasie.

Schmolcke: Es wäre doch eine Illusion, anzunehmen, daß sich in Krisenzeiten

lediglich fortschrittliche Kräfte auf die Funktion von Kunst und Kultur besinnen. Das tun Reaktionäre und Konservative genauso. Sie tun es in dem manipulativen Sinn, wie es die Werbung tut, indem sie nämlich unbefriedigte Sehnsüchte, Bedürfnisse, die tatsächlich da sind – arbeitslos zu sein, ist ein ungeheures Elend – ganz einfach manipulativ einsetzen und die Fähigkeit des Menschen, Phantasie zu haben, dazu benutzen, Ersatzbefriedigungen anzubieten.

„Rambo“ ist eine Ersatzbefriedigung auch für arbeitslose, verelendete Amerikaner, eine Ersatzbefriedigung für die Entbehrung eigener Bestätigung, eigener Arbeit, so daß sich manche in dem Helden einer derartigen Schlächterorgie aufgehoben träumen – was natürlich der schlimmste, mieseste und perverseste Mißbrauch menschlicher Phantasie ist.

Aber auf der anderen Seite gibt es doch Hoffnung: wenn etwa junge Menschen in Freimann, die unter der schlimmsten Umweltbelastung leiden, sich zusammen in Jugendlager und ein Stück „Die Müllmänner“ aufzuführen, dann wird da das Problem nicht mehr abstrakt diskutiert, sondern anschaulich dargestellt in einer erfundenen Szene, die der Wirklichkeit bedrängt nahekommt. Ich habe erlebt, welche motivierende Kraft das haben kann. Das ist die andere Funktion, die Kunst auch haben kann. Darauf sollten wir uns konzentrieren.

Neumann: Diese Möglichkeit ist in Hamburg von einer Gruppe arbeitsloser Jugendlicher als Entwicklung auch ihrer eigenen kulturellen Leistungsmöglichkeiten vorgestellt worden.

Schmolcke: Aber nicht in dem Sinne kompensatorisch, daß es ablenken soll, daß es ein Traumreich neben der Wirklichkeit schaffen soll, sondern daß die aktuelle Auseinandersetzung mit den Ungereimtheiten, den Widersprüchen und den Leiden erzeugenden Wirklichkeiten stattfindet. Das ist noch keine Befreiung vom Leiden, wohl aber ein Greifbarmachen, ein Anschaulichmachen der Verhältnisse, ohne daß man in einen übeln, platten Naturalismus verfällt. Es ist ein Anschaulichmachen, aus dem die Frage erwächst, wie kann man das ändern. Daraus läßt sich Kraft schöpfen sich zu wehren, möglicherweise auch durch unmittelbare politische Arbeit.

Konjetzky: Der Präsident des bundesdeutschen PEN, Martin Gregor-Dellin, hat gesagt, es gäbe eine tiefe Kluft zwischen den Schriftstellern dieses Landes und der Regierung.

Nun ist das nicht weiter verwunderlich, wenn man daran denkt, was das für eine Regierung ist. Aber dahinter steht vielleicht doch auch etwas Grundsätzlicheres. Ich denke, das hat etwas zu tun mit unserer politischen und kulturellen Tradition, mit den Voraussetzungen und der Entwicklung der politischen Parteien in Deutschland und mit deren Kulturverständnis. Ich habe den Eindruck, als gäbe es ein spezifisch deutsches Problem im Verhältnis von Kunst/Kultur und politischen Organisationen. Wobei das Problem sowohl das Selbstverständnis von Künstlern betrifft, als auch das Verständnis derer, die Politik machen. Soweit ich das sehe, war das und ist das auch heute noch in Frankreich anders. Dort ist das Verhältnis von Kunst und

Politik wesentlich davon bestimmt, daß beide Bereiche auf Frankreich, auf die französische Nation orientieren.

In Deutschland dagegen hat sich eine Tradition entwickelt, in der die Nähe zur Politik – ganz zu schweigen von der Nähe zur herrschenden Politik, zur Parteipolitik, zur Macht – für die Kunst als abträglich angesehen wird, die wahre Kunst sich also in Freiräumen jenseits der Politik zu bewegen habe. Das hat das Kunst- und Kulturverständnis geprägt und auch die Formen der politischen Kultur bestimmt. Ich meine, bei uns heute wirkt diese Tradition fort und herrscht weitgehend ein Kulturverständnis, wonach ernstzunehmende Kunst und Literatur grundsätzlich nur und bestenfalls ‚dagegen‘ sein kann, nur Opposition sein kann, und ein etwa gar parteipolitisches Sichelassen das Ende der Kunst und die Kompromittierung des Künstlers bedeutet. Demgegenüber ist es schwer, von einem aktiveren Kulturverständnis zu sprechen, in dem die künstlerische Utopie und die politische Realität, das Denkbare und das Machbare, Aktion und Ästhetik in einem untrennbarer Zusammenhang stehen.

Schmolcke: Die Herrschenden, die machtausübenden Konservativen aller Couleur haben kein Problem mit jener Kunst oder Kultur, die ihre Herrschaft schmückt, bestätigt. Dazu wird auch oft Kunst herangenommen, die so von ihrem Ursprung her gar nicht war, die aber durch die Aura, durch das Alter, durch das allgemeine Anerkanntsein ihnen heute im Grunde genommen nicht mehr sehr gefährlich sein kann. Damit können sie sich schmücken. So gar mit ehemals sehr kritischer Kunst. Dafür gibt es viele Beispiele.

Neumann: Bis zu der schrecklichen Erfahrung, daß die Nazis ihre Führer beerdigen konnten unter den Klängen der Eroika.

Schmolcke: Ja, zum Beispiel.

Niemand hat heute mehr Schwierigkeiten mit den „Räubern“ von Schiller. Sie haben ja oft sogar mit bestimmten Stücken von Brecht keine Schwierigkeiten mehr.

Aber der historische Hintergrund ist wohl ein anderer. Heinrich Heine hat das schon in seinen Nachtgedanken über Deutschland geschrieben, daß nämlich im Grund genommen von der Kunst erwartet wird, daß sie sich den schönen, jenseitigen Dingen zuwende; anders als in anderen Ländern, die sich ganz schön platt auf der Erde entwickelt haben. Das weist darauf hin, daß in anderen westlichen Ländern – bleiben wir mal bei denen – Kultur etwas viel Integrierteres ist und verstanden wird als ein Teil des Gesamtlebens. Dazu nur eine kleine Gegenüberstellung: De Gaulle und Sartre haben ja bekanntlich nicht gerade in einem Freundschaftsverhältnis gelebt. Sie haben einen offenen Briefwechsel miteinander geführt, und bei aller Ablehnung, die Sartre durch de Gaulle erfuhr, hat de Gaulle nie darauf verzichtet, seinen Brief – der sich natürlich auch auf einem beachtlichen Niveau befand – zu eröffnen mit „Maitre!“ Sartre war für ihn ein *homme de lettre*.

Und kein Mensch wäre je auf die Idee gekommen, wie in Deutschland, Sartre als Lehrer Berufsverbot zu erteilen. Kein Mensch. Auch ein konservativer Franzose wahrscheinlich nicht.

Erhard nannte zur gleichen Zeit Böll und Grass, die doch wohl bei uns einen vergleichbaren Rang wie Sartre haben, „Pinscher“. Das ist die Gegenüberstellung: dort „Maître“ – hier „Pinscher“. Die „Ratten und Schmeißfliegen“ sind die konsequente Steigerung – kritische Literatur wird als zerstörerisch betrachtet.

Im Grunde genommen werden kritische Geister damit zu Bestien gemacht, die liquidierbar sind. Schon sind wir beim Schmähwort der „entarteten Kunst“ – das sind dieselben Worte, wie sie auch der Faschismus benutzte. In Frankreich hingegen genießen Kunst und Literatur als ein Ausdruck Frankreichs eben auch dann Anerkennung und Respekt, wenn man ihre Inhalte nicht teilt.

Konjetzky: Das hängt sicher mit der Entwicklung der Nationalstaaten zusammen, mit der Möglichkeit der Bürger, sich mit einem, mit ihrem Staat zu identifizieren. Deutschland ist ja eine Erfindung und nicht etwas organisch historisch Gewachsenes.

Schmolcke: Die revolutionären Versuche, durch die Erhebung der Vielen gegen die Wenigen einen Nationalstaat zu schaffen, sind bei uns gescheitert. 1848 ist dafür nur ein Ausdruck. Das fing schon mit den Bauernkriegen an. Zu dieser Zeit haben andere Völker die Erfahrung gemacht, daß die Erhebung der Vielen gegen die Wenigen – etwa einen modernen Nationalstaat zu schaffen – erfolgreich sein kann. Die Kriege Jeanne d'Arcs waren ja im Grunde Kriege für ein zentrales Königstum gegen den Adel, also für einen geschlossenen Nationalstaat. In England war das nicht anders. Ebenso wurde die bürgerliche Demokratie in diesen Ländern revolutionär errungen. Sogar ein reaktionärer Verein in Amerika, ein Frauenverband, nennt sich „Daughters of American Revolution“. Man muß sich einmal vorstellen, was dahintersteckt an Selbstverständnis. Bei uns hingegen wurde die Demokratie von außen und der Nationalstaat von oben durch Bismarck verordnet. Das ist ein gewaltiger Unterschied. Das zu beschreiben ist keine Schuldzuschreibung, sondern die Beschreibung unterschiedlicher Geschichte. Ich meine, daß es bei uns darum geht, andere Traditionen, die unterdrückt wurden, bei Thomas Müntzer und den Bauernkriegen angefangen, aufzugreifen. „1918“ wird ja bei uns kaum als positiver Revolutionsversuch begriffen. Damals hat man zwei Leuten ein Denkmal gesetzt. Reichpietsch und Köbis. Wer kennt deren Namen noch? Das waren jene großartigen Arbeiter, die als Marinesoldaten das Auslaufen der kaiserlichen Flotte am Ende des Krieges verhindern wollten, die erschossen wurden und denen man deshalb ein Denkmal gesetzt hat.

Neumann: Und in München wurde mit heftigsten Angriffen eine Erinnerungsstätte für Eisner abgewehrt.

Schmolcke: Nur zur Kenntnisnahme. Die Sozialdemokraten haben versucht, das durchzusetzen.

Konjetzky: Wenn man also von dieser anderen, durchaus vorhandenen, aber in Deutschland gescheiterten revolutionären Bewegung spricht, dann muß

man in der Tat auch von der Rolle der sozialdemokratischen Partei sprechen. In den etwa zwanzig Jahren, in denen ich mehr oder weniger bewußt Politik wahrnehme, ist mir bei den anderen in Bonn vertretenen Parteien nicht aufgefallen, daß die etwas mit solchen Traditionen zu tun hätten oder auch nur ein erkennbares Kulturverständnis hätten. Etwas schwieriger ist das vielleicht bei der CSU, die vorgibt, bestimmte volkstümliche Kulturtraditionen fortzusetzen und zu pflegen.

Schmolcke: Kitsch-Bajuwarismus betreiben die.

Konjetzky: Also die SPD. Und ihr Kulturverständnis. Ich sehe da Brüche, dort vor allem, wo die SPD aus der Opposition in die Regierungsverantwortung kam. Was ich jetzt beobachte, erinnert mich an die Zeit von Willy Brandt. Damals wurden viele Kulturschaffende mobilisiert, da wurden viele mit der SPD Sympathisierende, gerade auch Schriftsteller, in politische Aktivitäten eingebunden. Bis hin zum aktiven Wahlkampf.

In den Jahren ihrer Macht, ihrer Regierungsverantwortung, ist dieser Zusammenhang von Politik und Kultur fast völlig aufgelöst worden. Und jetzt, wieder nach harten Oppositionsjahren, beginnt sich die SPD, oder Teile von ihr, wieder verstärkt der politischen Mithilfe von Künstlern und Literaten zu versichern. Im Interesse der Wiedergewinnung der Macht. Erinnert sich die SPD als Oppositionspartei leichter an ihre Kulturtradition?

Schmolcke: Was Sie sagten, ist falsch und richtig zugleich. Es ist insofern falsch, als zu der Zeit, als Willy Brandt schon Kanzler war, er also, wenn Sie so wollen, an der Macht war, der Versuch des Machterhalts ungeheure Zustimmung fand, auch gerade im Kulturbereich. Das war eine der erfrischendsten und kräftigsten Bewegungen, die wir wohl je gehabt haben. Am Ende der sozialliberalen Koalition, mit Helmut Schmidt als Kanzler, war das anders. Und ich meine zu Recht anders. Denn was in dieser Koalition dann zu beobachten war, was da im Namen der Sozialdemokratie auf Druck von Genscher und Lambsdorff geschah, war nicht mehr so, daß es kritiklos von ehrlichen Kulturschaffenden hätte akzeptiert werden können. Und dann muß sich eine solche Regierung, auch eine sozialdemokratisch geführte Regierung, der scharfen Kritik der Kulturschaffenden aussetzen. Das gehört dazu. Das muß man ertragen. Da kann man nicht von Ratten und Schmeißfliegen sprechen. Und das werden sie von Helmut Schmidt auch nie gehört haben. Das ist der Unterschied. Ich glaube auch nicht, daß diese Gefahr der Instrumentalisierung so groß ist – um auf den Anfang unseres Gespräches noch einmal zurückzukommen. Eher ist es vielleicht so: kurz vor Wahlkämpfen fällt es uns immer ein, uns auch mit kulturellen Fragen zu beschäftigen, aber während der übrigen Zeit eigentlich nicht. Das ist ein Problem, das diskutieren wir selbst oft.

Aber da zeichnen sich ganz unübersehbare Veränderungen ab. Wenn Sie jetzt einmal in Ortsvereine der SPD gehen, werden Sie feststellen, daß es ein aktiveres, ein intensiveres Kulturverständnis gibt. Nicht überall, aber vielerorts. Es entwickelt sich. Umgekehrt wird daraus schon wieder eine Kritik am Vorsitzenden, indem man sagt: das ist ja ein Gaudibursch, ein Thoma-Darsteller,

aber doch kein Parteivorsitzender. Wieso widerspricht sich das eigentlich? Sie sehen schon wieder diese Spaltung: Hier Politik – dort Kunst und Kultur. Auf einen Zusammenhang will ich hier nicht verzichten: Dieses sich Reiben an Wirklichkeit – ohne das wird es Kunst und Kultur nicht geben. Ich will nicht sagen, daß das allein Kunst ausmacht. Aber das gehört dazu. Deswegen werden Machtausübende überall in der Welt in Konflikt geraten. Auch die Regierung der DDR erfreut sich nicht rundherum der Zustimmung der Kunst- und Kulturschaffenden. Auch dort gibt es, zu Recht meine ich, kritische Auseinandersetzungen. Und nun ist die Frage, wie gehen die Macht-ausübenden mit dieser Kritik um? Diffamieren sie sie, machen sie sie fertig, versuchen sie sie auszuschalten? Schalten sie sich wie der Bayrische Rundfunk mal wieder aus der Fernsehserie über das jüdische Alltagsleben aus – offensichtlich eine Ungeheuerlichkeit für diese Pseudochristen? Oder aber nehmen sie es hin, ertragen sie es, setzen sich damit auseinander, äußern sich dazu, ohne dabei die Freiheit der Kunst anzutasten? Das ist die entscheidende Frage.

Neumann: Offensichtlich bedarf es in Sachen Geist und Macht komplizierter Lernprozesse, und zwar auf allen Seiten. Was in der DDR zu Blochs 100. Geburtstag zu hören war, ist für mich ein positiver Beitrag zu solchen Entwicklungen. Ein nicht minder wichtiger ist von Seiten der Künstler zu leisten, ausgehend etwa von der Kritik Heinrich Manns an der Illusion, der Schriftsteller könne sich fernhalten vom politischen Alltag. Eine Konsequenz daraus war zu hören beim VS-Gespräch im Gasteig, als die Autoren es als Aufgabe der Literatur kennzeichneten, der Verlogenheit in der Politik – festzumachen an Wortersfindungen wie „Nachristung“, „SDI“ – mit ihrer Wahrheit entgegenzutreten. Da kontraste Peter Glotz mit der Aussage, Botho Strauß lüge genau so wie Franz Joseph Strauß. Ich bin gewiß kein Botho-Strauß-Fan, aber was das sollte, verstehe ich so wenig wie die beteiligten Kollegen.

Schmolke: Das kann man auch nicht verstehen. Ich war nicht dabei, aber wenn er das wirklich gesagt hat, teile ich diese Auffassung nicht. Wir sind an einem wichtigen Punkt. Zwei Beispiele: als die Nürnberger vor einiger Zeit eine Eisenbahnausstellung machten – das war nicht die letzte –, da hatten sie auch Fahrpläne ausgestellt, die den pünktlichen und reibungslosen Vollzug der Transporte der Juden nach Auschwitz und Theresienstadt dokumentierten. Es ist eine kulturelle Leistung, das bewußt zu machen, übrigens unter einem sozialdemokratischen Kulturreferenten.

Diese Ausstellung wollte ein CSU-Minister besuchen oder eröffnen. Sinnend sagte er: ja, ja, das sei ja alles ganz schlimm, aber könne man da nicht mal einen Strich ziehen und endlich einmal ein Ende damit machen. Das kennzeichnet die Phase der Verdrängung unserer Vergangenheit. Jetzt sind wir einen Schritt weiter: Kohl reiste durch Israel. Dort sagte er bei Erinnerungen an die NS-Greuel freundlich grinsend zu seinem Nachbarn: Das ist alles ganz entsetzlich. Aber ich kann ja wohl kaum dran schuld sein. Ich war ein Kind, also ein Opfer dieser Zeit. Das ist eine Ungeheuerlichkeit. Das ist die „Kultur der neuen Unschuld“, so kann man das nennen, oder besser die Unkultur der neuen Unschuld. Die löst gerade – so sehe ich das – die

Phase der Verdrängung ab. Vor dem Hintergrund sollte man nicht das sagen, was Peter Glotz gesagt hat. Wenn er es so gesagt hat.

Neumann: Ja, das hat er so gesagt. Auch unter sehr starkem Widerspruch der sozialdemokratischen Schriftsteller.

Schmolke: Ein solcher Vorwurf ist natürlich nicht haltbar. Zweifellos gibt es bestimmte Indizien für Tendenzen – Raddatz hat das, wenn ich mich recht erinnere, in der *Zeit* geschrieben –, die eine Abwendung von Aufklärung bedeuten, auch eine Abwendung vom Scheinmischen in Aktuelles. Und dafür ist eine bestimmte Art von Literatur ein geigerzählerartiges, ein sehr empfindliches Anzeige-Instrument. Als Politiker würde ich mich nie Strauß mit Strauß vergleichend eimischen. Um Gottes Willen, wo kommen wir da hin. Aber wenn ich „Über die Dörfer“ von Peter Handke sehe, diese Sonderart von O-Mensch-Dramatik, die in einer so abgehobenen Form darstellt, so bedeutet das, fern ab von jedem Inhalt, nicht mehr eine verdichtete zwar, aber doch noch eine konkrete Auseinandersetzung mit Wirklichkeit.

Das lange Gedicht von Botho Strauß hat ja auch diesen Einsamen zum Gegenstand, den wir aus dem Expressionismus kennen. Als belesene Leute kennen sich beide doch aus in der Geschichte des deutschen Expressionismus, der einmal diese Tendenz zur Irrationalität hatte – Benn, Johst –, und auf der anderen Seite auch einen Brecht oder Becher etwa.

Nun will ich nicht sagen, daß sich das heute wiederholen soll. Aber ich habe den Eindruck, daß hier Tendenzen der Absage an aufklärerische Verpflichtung und statt dessen ein Zug zur Esoterik, zum Irrationalismus vorliegen. Das darf man nicht überstrapazieren. Ein Schriftsteller oder Dichter ist auch oder gerade dann von großer Bedeutung, wenn er abseits vom politischen Tagesschehen sich lyrisch äußert. Darum geht es nicht. Das muß sein, und das hat auch seinen zentralen Stellenwert. Ich denke, daß gerade diese Veränderung des Sprachgestus, diese Veränderung der Denk-Gestalten – das kann man auch in Botho Strauß’ „Park“ ablesen – eine Art von Wende bedeuten, die für mich natürlich nie identisch ist mit der ungeheuerlichen Plattheit der geistig-moralischen Wende dieses Unschuldsverrückten Kohl.

Diese Schriftsteller müssen sich halt auch fragen lassen, ob nicht diese Art von Wende, obwohl sie nie die primitive Inhaltlichkeit eines Helmut Kohls krönen könnte – sie ist etwas ganz anderes –, trotzdem auch die Aufgabe von Unverzichtbarem bedeutet, von aufklärerischem Impetus.

Konjetzky: Die Frage ist für mich zunächst nicht, wie beurteile ich den politischen Standort dieses oder jenen Buches, dieses oder jenen Künstlers, was und wer gibt etwas für bestimmte politische, parteipolitische Interessen her, wer hat da nicht nur keine Berührungsängste, sondern zeigt sich sogar aktiv und positiv und solidarisiert sich oder identifiziert sich gar mit einem politischen Programm. Irgendwie ist mit solchen Fragen eine Geringschätzung, eine Art Denunziation sogar der Kunst verbunden.

Sicher ist das auch eine Reaktion von politisch bewußten Menschen auf das konservative, sich immer unpolitisch gebende, bürgerliche Kunstverständnis. Aber so an Kunst und Literatur heranzugehen, hieße eine größere Wirkungs-

möglichkeit, die weit über der unmittelbaren Verwertbarkeit liegt, zu übersehen. Bei der Vorstellung, da jetzt zu ordnen: wer steht für was? taugt z. B. Botho Strauß mehr für die konservative Regierung, oder können wir uns auch dieses Strauß' bemächtigen usw., wird mir irgendwie ganz kalt.

Schmolcke: Ja, zurecht.

Konjetzky: Kunst und Literatur können nicht nur Wirkungen haben, sie stehen auch selbst in einer Wirkung.

Daß Botho Strauß – um bei diesem jetzt schon mehrfach erwähnten Autor zu bleiben – diese Rolle in der Literatur spielt, daß er diesen Stellenwert als Dichter in der literarisch interessierten Öffentlichkeit haben kann, sehe ich als eine Wirkung eben genau dieser Tradition, in der die Kunst insgesamt von den konkreten Erfahrungen des Lebens getrennt wird.

Und noch ein Letztes dazu. Wenn man schon nach den direkten operativen Möglichkeiten und Qualitäten von Kunst und Literatur fragte, dann braucht man nicht bei einem gedruckten Gedicht anzufangen, sondern dann muß man bei dem großen Medienhammer beginnen, der auf uns runtersaust. Dort kann und muß man die kulturpolitischen Fragen stellen. Und eine davon wäre zum Beispiel die Frage nach der Macht.

Schmolcke: Um einmal anschaulich zu machen, wie das ist: Daß das konservative Verständnis den Achternbusch überhaupt nicht mag und „Das Gespenst“ nicht gefördert wissen will, das wissen wir. Wenn sich aber konservative Politik jetzt anmaßt, eine von einer unabhängigen Jury, einer bewußt staatsfernen Jury gewährte Filmförderung nicht nur zurückzunehmen, sondern auch das schon Bezahlte zurückzufordern, dann sind alle gerufen, die von der Freiheit der Kunst reden, auch Sozialdemokraten, egal, ob ihnen „Das Gespenst“ von Achternbusch gefällt oder nicht, zu sagen: Stop, das geht nicht! Der Staat darf nicht darüber entscheiden, was Kunst und förderungswürdig ist und was nicht. Das wäre gefährlich. Umgekehrt: würde jetzt jemand von uns auf die Idee kommen anläßlich eines Preises, den Botho Strauß für etwas bekommt, was mir in seiner sprachlichen Vorgabe, in seiner Ambition nicht ganz verstehtbar ist, zu sagen: Nein, das ist nichts wert, weil es für mich nicht brauchbar ist – das wäre entsetzlich. Das wäre wirklich ganz entsetzlich. Da müssen wir uns an Rosa Luxemburg erinnern, die sagte: „Die Freiheit ist immer die Freiheit des Andersdenkenden.“

Es gibt gelegentlich auch sozialdemokratische Politiker in der Versuchung, das Alltagsgeschäft unbequem störende Kulturschaffende zu entstören, wie sie das sehen mögen. Aber da sind sehr bald die eigenen Genossen da und sagen: So nicht, mein Lieber. So geht das nicht. Das scheint mir schon ein großer Unterschied zu den Konservativen zu sein. Es muß einem aktiven Politiker sehr wohl möglich sein, sich auch über Inhalte zu äußern. Er muß sie auch bewerten dürfen, als Person. Aber wenn er sein politisches Mandat dazu mißbraucht, kraft Amtes zu entscheiden, das ist förderungswürdig und das nicht, dann würde er meinen ganzen entschiedenen Widerstand finden. Und nicht nur meinen, sondern den sehr sehr vieler.

Was Sie sagen ist natürlich richtig. Botho Strauß ist insofern auch eine Reak-

tion, wenn man so will, auf künstlerisch hohem Niveau eine Reaktion auf Wirklichkeit. Er gibt eine Antwort auf die Wirklichkeit. Und wer wollte denn leugnen, daß dieser Zug zu einer neuen Innerlichkeit Wirklichkeit ist. Seine Äußerung mag in diesem Sinne der Wirklichkeit adäquat sein.

Konjetzky: Vielleicht. Aber wäre es damit schon getan, bräuchten wir uns nicht weiter Gedanken zu machen. Der eine Künstler wird eben emotional und intellektuell von dieser Wirklichkeit gereizt und erfaßt, reagiert auf sie und kommt im günstigen Fall zu einem adäquaten Ausdruck dieser Wirklichkeit, und der andere Künstler kommt zum adäquaten Ausdruck einer anderen Wirklichkeit. Ich meine, nachdem künstlerische Tätigkeit, sagen wir Schreiben, nicht nur eine Privatangelegenheit ist, sondern in dem Augenblick, wo z. B. ein Buch verlegt wird, zu einem öffentlichen Vorgang wird, ist der Schreiber mit seinem Produkt der gesellschaftlichen Öffentlichkeit ausgesetzt. Man spricht ja jetzt viel von der gesellschaftlichen Akzeptanz. Der Künstler erzielt Wirkung mit seinem Werk und erfährt Wirkung auf sein Werk.

Jetzt kann ich sagen, das interessiert mich nicht. Tatsache aber ist, wenn ich Öffentlichkeit anstrebe, kann ich nicht von den Bedingungen und dem Zustand dieser Öffentlichkeit absehen. Gegebenenfalls kann ja sogar die Öffentlichkeit versagt werden, weil z. B. ein Buch nicht verlegt wird.

Ich sehe also in der Fülle künstlerischer Produkte, soweit sie öffentlich werden, nicht nur Dokumente der Autonomie eines Künstlers. Da gibt es eben einen Wirkungszusammenhang zwischen gesellschaftlicher Öffentlichkeit und künstlerischer Arbeit. Ein Künstler, der in dieser multimedialen Öffentlichkeit arbeitet und vielleicht auch mit dieser Arbeit Geld verdienen will, erfährt diese Wirkungen sehr konkret. Diesen Zusammenhang kann man durchschauen, aufheben kann man ihn nicht.

Schmolcke: Der Kultusminister hat in einer Rede, im Zusammenhang mit der Auseinandersetzung über Achternbusch, gesagt: Das Grundgesetz garantiert die uneingeschränkte Freiheit der Kunst, anders als im Fall der gesetzlich eingeschränkten Meinungsfreiheit. Indem Kunst sich aber bewußt als Meinung äußere und auch den Anspruch erhebe, Meinung zu sein, entziehe sie sich selbst natürlich das uneingeschränkte Freiheitsgebot des Grundgesetzes für die Kunst. Das heißt, der Minister definiert: das ist nicht mehr Kunst, sondern das ist aktuelle Meinung, will das auch sein, und also gilt dafür nicht die uneingeschränkte Kunstdfreiheit. Das sind sehr gefährliche Tricks.

Wir müssen von den Wirkungen der Medien reden. Ich meine, es wäre wirklich albern, wenn wir hier zusammensitzen und uns nicht überlegen: was geht denn von den Medien an kultureller Wirkung oder auch an kunstpädagogischer Vermittlung aus.

Wenn man bedenkt, daß die Privatprogramme ausschließlich finanziert werden sollen und können über Werbung, dann müssen wir nicht spekulieren, sondern brauchen uns nur anzuschauen, was in Amerika, in Italien und anderen Ländern die von der Werbung finanzierten „Kulturangebote“ bedeuten. Private Programmbetreiber haben schlichtweg bei der inhaltlichen Gestaltung ihrer Angebote zu bedenken, ob sich die als Werbeträger eignen. Wenn sie

sich nicht als Werbeträger eignen, würde der Werbegeber seine Gelder einem anderen, ihm geeigneter erscheinenden Programm zur Verfügung stellen. Es ist untersucht und bewiesen, daß Werbung als Umfeld einer ganz bestimmten Art von Produktionen bedarf. Das bedeutet, daß in der sogenannten Konkurrenz nicht anderes herauskommt als ein enorme Nivellierung auf einem niedrigstmöglichen gemeinsamen Nenner.

Ganz bestimmte vorgefertigte Vorurteile müssen aufgegriffen werden, damit diese Werbung ankommt bei denen, die sich eben in den Vorurteilen wiedererkennen. Das heißt, solche Art von „Kultur“ gibt jeden Anspruch auf, Veränderbarkeit anzubieten. Sie greift nur auf, was da ist, versucht Vorurteile zu bestätigen, um eben die Werbung an den Mann zu bringen. Das ist etwas verkürzt gesagt, aber dieser Zusammenhang bewirkt natürlich eine Verelendung, eine Banalisierung, eine Primitivierung des gesamten kulturellen Angebots.

Konjetzky: Als Privatfernsehen, Verkabelung usw. in die Diskussion kam, war von Seiten der Sozialdemokratischen Partei ein klares „Nein“ zu hören. Später hörte ich dann von Peter Glotz: Leute, der Zug ist abgefahren. Wir müssen schauen, daß er nicht ohne uns weiterfährt. Es hat keinen Sinn, Nein zu sagen. Das läuft. Jetzt müssen wir sehen, daß wir wenigstens einen Waggon für uns kriegen. Dieser politische Anpassungsprozeß ist eine Sache, eine andere, daß damit eigentlich dieser Instrumentalcharakter von Kultur in einer merkwürdigen Weise bestätigt wird.

Schmolcke: Das war das Zentrum der Auseinandersetzungen auf dem Parteitag. Es gab durchaus zwei Positionen. Die eine, die Sie als die von Peter Glotz charakterisierten – sie ist natürlich ausformulierter und differenzierter –, die reagiert auf eine bestimmte gesellschaftliche Realität mit ganz konkreten Machtverhältnissen. Ein Stadtstaat wie Hamburg kann sich nicht dagegen wehren, von außerhalb besendet zu werden. Er könnte selbst produzieren was er will, das hindert nicht daran, daß andere Programm eingestrahlt werden. Andernfalls müßte man Antennen verbieten, absägen, oder weiß der Teufel was. Das kann niemand wollen. Insofern kann ich zumindest die Begehrungen verstehen, die dahinterstecken. Aber es gab eine andere Position auf dem Parteitag. Sie hat leider nicht die Mehrheit gefunden. Wir haben gesagt: wenn wir uns jetzt mit der Privatisierung unter ökonomischem Druck von den vernünftigen Einsichten nach dem Krieg abwenden, daß Rundfunk und Fernsehen staats- und wirtschaftsunabhängig zu sein haben, dann geben wir damit Entscheidendes auf. Indirekt gäben wir zu, daß diese Entwicklung zu akzeptieren ist. Wir dürfen aber nicht alle Dinge, nur weil wir sie nicht gleich verhindern können, deswegen schon gutheißen. Man könnte als Beispiel andere Politikbereiche nennen. Das klingt vielleicht polemisch, wenn ich das sage: nur weil wir die Stationierung der Raketen nicht verhindern konnten, akzeptieren wir sie doch nicht, sondern wir müssen weiterhin gegen die Stationierung sein und alles mögliche versuchen, sie rückgängig zu machen, denke ich. Wenn darauf hingewiesen wird, vernünftige Regelungen gingen im Medienbereich nur im europäischen Kontext, das kann ein Land alleine gar nicht machen – nun gut, dann ist das Kampffeld angedeutet, auf dem man es versuchen muß.

Neumann: In Bayern haben ja DGB und SPD Popularklage eingereicht gegen das Landesmediengesetz. Das halte ich für richtig. Was ich dabei vermisste, ist eine entsprechende Information der Öffentlichkeit. Wir hatten ja so etwas in Bayern schon einmal, damals in der Aktion zum Volksentscheid „Rundfunkfreiheit“. Da scheint mir das Zusammenspiel einer richtigen politischen Stoßrichtung und der Entwicklung einer Bewegung an der Basis viel mehr entwickelt gewesen zu sein, als dies gegenwärtig in der Frage Kommerzfunk der Fall ist.

Schmolcke: Da war ja auch der Gegenstand klarer, klarer erkennbar, eindeutig beschreibbar. Da versuchte eine Regierungspartei, ihren Einfluß im Rundfunk zu verstärken durch Veränderung des Rundfunkgesetzes, durch das Hinausdrängen parteifreier gesellschaftlicher Gruppen und durch Verstärkung der Parteien und der Regierung in den Aufsichtsgremien. Das war anzeigbar, das war vorführbar, während das hier – ich nenne das einmal so – ein unübersichtlicher Dschungel für den Bürger ist.

Neumann: Ja, gerade deswegen muß da Licht in den Dschungel, mehr noch, den künstlichen Nebel, reingebracht werden.

Schmolcke: Das versuchen wir in zahllosen Parteiveranstaltungen, also politischen Veranstaltungen. Bei der Veröffentlichung stoßen wir bald an die Grenze etwa der Tageszeitungen. Sie wissen, daß die Tageszeitungen über einen Zusammenschluß die Zeitung im Pilotprojekt betrieben haben, die nun eingegangen ist, ein leuchtendes Beispiel für die wirtschaftliche Weisheit solcher Einrichtungen. Das können eben nur Giganten bestehen, die Bertelsmänner, Springer usw.

Es wäre eine Illusion, anzunehmen, daß es da Vielfalt verschiedener Anbieter auf Dauer gebe. Das konzentriert sich auf ein, zwei große Konzerne. Wie in Italien. Aber machen Sie das mal klar. Wenn Sie in diese kleinen Funkhäuser gehen, treffen Sie engagierte junge Leute, die da arbeiten. Die denken und glauben, daß sie tatsächlich unabhängiger als der CSU-beeinflußte Bayerische Rundfunk arbeiten können. Sie nehmen nur ungerne zur Kenntnis, daß dahinter ja wieder dieselben Kräfte stehen, daß ihre Sendungen in dem Augenblick, in dem sie mehr als nur 50 Leute erreichen, interessant und wichtig werden und darum ökonomischer und politischer Einfluß genommen wird.

Neumann: Ja, ich war schon in solchen Studios. Diese Illusionen sind zweifellos vorhanden. Und was ich vermisste, ist, daß gerade auch die Gewerkschaften versuchen, da stärker einzusteigen gegen oft unglaubliche Arbeitsbedingungen, unglaubliche soziale Verhältnisse – Unterbezahlung, das schamlose Ausnützen von sogenannten Volontären, die in Wirklichkeit die ganze Arbeit machen.

Schmolcke: Die Gewerkschaften sind in ihrer Position zu den Privatsendern sehr eindeutig. Aber in diesen kleinen Redaktionen sind eben meist auch unorganisierte Leute. Das erste, was man von Journalisten erwarten müßte, ist, daß sie ihre eigene Situation erkennen – zunächst ihre arbeitsrechtliche Situation – und sich organisieren.

Neumann: Das ist ein Feld, auf dem die Mediengewerkschaft sicher viel zu tun haben wird.

Schmolcke: Mit Sicherheit. Die ganze Diskussion um die Verkabelung ist im Grunde genommen ein Riesenschwindel. Wenn, was technisch demnächst möglich ist, über Satelliten von Sendern außerhalb unseres Einflußbereiches Programme produziert werden – von der Werbung finanziert –, die über Parabolantennen empfangen werden können – es ist ja nur eine Frage der Zeit, wann sich jeder das leisten kann –, was ist dann zu tun? Wenn jedermann empfangen kann, was über die Parabolantennen möglich ist, wenn es also gar nicht mehr um die Einspeisung von Programmen in einer Zentrale geht – wie soll man das dann handhaben? Kann, darf, soll man die Parabolantennen verbieten? Das ist natürlich unmöglich, eine völlig absurde Vorstellung. Ich habe eine einzige Hoffnung, die auf schwachen Beinen zu stehen scheint. Ich hoffe, daß ein Alternativangebot – wo steht denn geschrieben, daß Kultur und Kunst langweilig sein müssen –, daß also ein Alternativangebot von den weiterhin öffentlich-rechtlichen Anstalten angeboten, und zwar verbessert angeboten, die Köpfe und Herzen der Menschen doch besser erreicht als diese Schappi-Werbung mit Dallas ohne Ende. Ich sehe darin die einzige Chance. Konservative Politik allerdings versucht die öffentlich-rechtlichen Anstalten zu beherrschen und zu schwächen.

Neumann: Die öffentlich-rechtlichen Anstalten müssen außerordentlich viel besser werden, sonst stehen wir mit unserer Argumentation im Regen. Mein Sohn hat mal gesagt: Was hast du eigentlich gegen die Verkabelung? Schlechter als das Fernsehen jetzt ist, kann es doch nicht werden. Das ist ein Irrtum von ihm. Es kann noch schlechter werden. Nur, das Programm in den öffentlich-rechtlichen Anstalten müßte deutlich besser werden. Das würde im Medienbereich die Initiative gegen Verkabelung stärken. Andererseits halte ich den sehr viel wichtigeren Aspekt bei der Verkabelung gegeben im Bereich der Rationalisierung, von betrieblicher Datenvermittlung. Denn damit kann ja eine ganze Menge Arbeitsplätze in den Betrieben und in den Verwaltungen teils vernichtet, teils im Charakter völlig verändert werden, bis zur Verlagerung in die Wohnstuben.

Schmolcke: Weil für uns der Oberbegriff des Kulturellen nie abgehoben ist von der Arbeitswelt, sehen wir, daß auch eine Veränderung der Arbeitskultur selber stattfindet; und zwar in Richtung von Unkultur, von totaler Entfremdung. Das ist eine neue Stufe der Entfremdung im Sinne der Isolierung, des isolierten Arbeitsplatzes.

Hinter all dem steht eine chaotische Produktionsweise. Schon unter diesem Gesichtspunkt ist die Verkabelung chaotisch. Die technologische Entwicklung der Nachrichtenübermittlung via Glasfaser ist so weit, daß es ein Unsinn ist, Kupferkabel einzuführen. Man will die vorhandenen Kupferkabel noch schnell verscheuern, über Steuergelder. Selbstverständlich ist die optische Nachrichtenübermittlung eine sehr viel modernere Art, als die mit Kupferkabel mögliche. Ich meine also, allein unter dem Gesichtspunkt fortgeschrittener Technologie ist es ein Wahnsinn, diese Kabel da einzubuddeln.

Ich habe einmal von einem weiß Gott nicht arbeitnehmerfreundlichen Vertreter einer Riesenfirma gehört: Selbstverständlich liefern wir die Kupferkabel, selbstverständlich legen wir die Ihnen, wohin Sie wollen. Aber wenn Sie etwas Vernünftiges tun wollen, lassen Sie einen daumendicken Kanal nebenbei frei. Sonst müssen wir alles wieder aufbuddeln, denn in Kürze müssen wir die Glasfaserkabel nachschieben.

Neumann: Für mich ist sehr wichtig, was Sie vorher gerade gesagt haben: ob wir über den Medienaspekt oder mit stärkerem Akzent über die Veränderungen der Arbeitsbedingungen reden, wir reden in jedem Fall über Lebensweise, wir reden damit immer über Kultur. Da liegen also Probleme, die ein gemeinsames Vorgehen dringend notwendig machen – eine Position, die Sie ja soeben mitunterschrieben haben in der Erinnerung an Wolfgang Abendroth: „Unbesiegbar sind wir nur dann, wenn wir uns frei machen von Antikommunismus und falschem Pragmatismus. Sein Leben hat der Einheit den Weg gebahnt: der Einheit von Sozialdemokraten und Kommunisten, Christen und Parteilosen im Kampf für eine gerechte und menschliche, für eine sozialistische Gesellschaftsordnung.“

Ich sehe in dieser Richtung durchaus ermutigende Entwicklungen in Bayern, z. B. wie hier von seiten der SPD-Fraktion im Landtag die Fragen der neofaschistischen Gefahr beraten wurden, dann das gemeinsame Auftreten aller demokratischen Gruppierungen gegen das SS-Treffen in Nesselwang, die Besetzung der Rednertribünen beim Ostermarsch in München und bei anderen Veranstaltungen gegen Raketenstationierung und SDI-Programm.

Was kann von allen Seiten her geschehen, um das Tempo dieser Entwicklung zu forcieren? Wir haben schon in einem so vergleichsweise engen Gebiet wie Verkabelung, erst recht aber in den angeprochenen größeren Bereichen, wie der Entscheidung über Hochrüstung oder Abrüstung, verdammt wenig Zeit.

Schmolcke: Man muß doch, wenn man nicht jede Aussicht auf Erfolg aufgeben, sondern in der realen Situation handeln will, zwei Dinge sehen, die unverzichtbar sind unter den Gegebenheiten:

1. Entgegen dieser konservativen Technologie-Hysterie, die blind um nahezu jeden Preis jeden Unfug machen würde, ohne überhaupt zu bedenken, was das für Folgen hat, und die jedes kritische Hinterfragen schon als technikfeindlich bezeichnet – wobei es absurd ist, der Arbeiterbewegung Technikfeindlichkeit vorzuwerfen –, also entgegen dieser Hysterie muß man ganz konkret parallel zur Technologieförderung Technologiebewertung fordern. Nur die Technologiefolgen abzuschätzen, das wäre zu wenig.

Eine Technologiebewertung also. Diejenigen, die diese angeblich geistig-moralische Wende wollten, handeln völlig ohne moralische Werte, die handeln nur nach Profitwerten. Nach sonst nichts.

Die zu fordern Technologiebewertung muß auch verbindlich werden. Das klingt noch abstrakt, aber es ist zu bewerkstelligen, es ist machbar.

2. Um das zu erreichen, um denen, die von diesen technologischen Entwicklungen in ihrer Arbeit, in ihrem sozialen und kulturellen Leben zentral betroffen sind, die leidend gemacht werden, um denen ein sehr hohes Maß an

Einfluß auf diese Entwicklungen zu verschaffen, muß die Mitbestimmung entscheidend gestärkt und ausgeweitet werden.

Das sind Gewerkschaftsforderungen. Nur so ist überhaupt denkbar, daß unsere Gesellschaft menschlich bleibt, wenn die, die von diesen radikalen Veränderungen betroffen sind, auf diese Veränderungen Einfluß nehmen können. Das heißt nicht Technologiefindlichkeit, sondern die davon Betroffenen müssen ihre Interessen einbringen können im Bereich der Arbeit, im Bereich des Sozialen und vor allem auch im Bereich des Kulturellen. Das ist eine Machtfrage.

Es muß einem ganz klar sein: Die Frage nach der Verfügungsgewalt über den Einsatz solcher Technologie ist die zentrale Machtfrage. Für Arbeitnehmer kann es nur heißen: nicht unbedingt gegen jede neue Technologie und nicht unbedingt für jede neue.

Neumann: In einem Essay im *kürbiskern* hat Jürgen Kuczynski ganz direkt gesagt: Die Arbeiterbewegung darf nicht Angst haben, sich in dem einen oder anderen konkreten Fall dem Vorwurf „Maschinenstürmer“ auszusetzen. Sie muß bei bestimmten Entwicklungen, die hier drohen, „nein“ sagen.

Schmolcke: So ist es. Wer sollte es sonst tun? Diejenigen, die Kapitalverwertungsinteressen haben, werden nie „nein“ sagen. Aber diejenigen, die unter diesen Verwertungsinteressen zu leiden haben, nur sie können sich dagegen wehren. Da muß geholfen werden. Das muß ein breites Bündnis sein vom Intellektuellen bis zum Arbeiter. Die Zusammenhänge sind schwer zu durchschauen.

Das ist eine der wichtigsten Aufgaben, die wir haben. Vielleicht noch zu einem Aspekt, über den wir noch nicht gesprochen haben. Welche kulturelle Wirkung geht von diesen ungeheuerlichen, gar nicht mehr vorstellbaren Tötungsmöglichkeiten der modernen Massenvernichtungsmittel aus, was an Lähmung jeden Denkens? Welche Auswirkungen hat die bloße Existenz der Overkill-Kapazitäten auf das Leben überhaupt? Millionen verhungern. Auch ohne ihren Einsatz werden durch diese Rüstung Millionen Menschen schlimmer als im schlimmsten Krieg verheizt. Das ist schon jetzt ein mörderischer Krieg. Natürlich hat das Auswirkungen im sozialen Bereich. Diesen Zusammenhang leugnet heute kaum noch einer. Daß diese Wahnsinnsrüstung auch die Möglichkeiten kultureller Resistenz lähmen kann, das ist, glaube ich, ein Gedanke, der noch nicht so oft gedacht wird. Ein sensibler Mensch könnte angesichts des unvorstellbaren Wahnsinns schon sagen: Es hat ja gar keinen Zweck mehr, darüber nachzudenken. Es hilft ja eh nichts.

Andererseits kann dieser Gedanke auch für das Leben und gegen den Wahnsinn mobilisieren. Das zu unterstützen ist unsere Aufgabe. Sie haben jetzt ein Gespräch mit einem Sozialdemokraten geführt. Ich lege Ihnen nahe, dieses Gespräch, so unbefriedigend und so ergebnisarm es gewesen sein mag, einmal mit einem konservativen Politiker zu führen. Und dann vergleichen Sie die kulturpolitischen Positionen.

Hans Preiss Zur Verleihung des Otto-Brenner-Preises

Die Verwaltungsstelle Augsburg der IG Metall vergibt erstmals den Otto-Brenner-Preis. Die geschäftsführenden Vorstandsmitglieder der IG Metall haben dem Wunsch der Augsburger Kolleginnen und Kollegen entsprochen und die Zustimmung zur Preisverleihung wie folgt begründet:

„Die Verwaltungsstelle Augsburg möchte ein Gegengewicht zu den Feierlichkeiten anlässlich des 2000jährigen Bestehens der Stadt setzen und die Tradition der Arbeiterbewegung, die bei den Festen und Umzügen keine Rolle spielt, hervorheben.“

„Sie will Beiträge auszeichnen, die in direktem Zusammenhang mit der Gewerkschaftsbewegung stehen.“

„Die Ortsverwaltung hat als Preisträger vorgeschlagen:“

„Josef Pröll für einen Film über den Augsburger Widerstand, die Augsburger Filiale der Büchergilde Gutenberg, die von einem engagierten jungen Kollegen zu einem Treffpunkt ausgebaut wurde und seitdem einen nie erwarteten Aufschwung nimmt.“

„Der einmalig zu verleihende Preis soll den Namen ‚Otto-Brenner-Preis‘ tragen. Von Seiten der Familie bestehen keine Einwände.“

Die Preisträger, die wir heute ehren, haben sich durch privates Engagement von Kulturarbeit im Sinne der Arbeiterbewegung hervorgetan.

Zugegeben: Mit diesem Engagement tun wir uns nicht leicht, weder in der Formulierung noch in der Durchsetzung dessen, was wir neben dem Materiellen seit über einem Jahrhundert die „geistigen Interessen“ nennen.

Gewerkschafter sind Realisten. Sie lassen sich gern diesen ausgeprägten Wirklichkeitssinn bestätigen. Zum Wirklichkeitssinn gehören aber auch geistig-seelische Bedürfnisse, die für die allseitige Entfaltung des Menschen eine wesentliche Voraussetzung sind. Wir haben deshalb zu jedem Zeitpunkt unseres Kampfes mehr gewollt als Lohn und Gehalt, als Schutz der Ware Arbeitskraft.

Als sich der Deutsche Metallarbeiter-Verband am 1. Juni 1891 gründete, lautete die Zielsetzung im Statut: „Sie (die Vereinigung) erstreckt sich über das Deutsche Reich und hat den Zweck, die Ehre sowie die materiellen und geistigen Interessen ihrer Mitglieder... zu wahren und zu fördern.“

Eine sorgsame Güterabwägung! Zum einen: Vorsichtige Distanz zu einem Staatsgebilde, das denn auch – historisch gesehen – nicht lange gehalten hat.

Zum anderen: Eingrenzung – oder besser – Ergänzung des Materiellen durch die Begriffe „Ehre“ und „Geist“.

Um die Ehre des arbeitenden Menschen war es in dieser Zeit tatsächlich schlecht bestellt. Sie mußte erst noch errungen, durchgesetzt werden gegen den Standesdünkel. Aber ist dieser Anspruch heute eingelöst? Hat der arbeitende Mensch seine Ehre? Oder hat er sie heute an Bändern und Bildschirmen nicht weniger denn je? Gibt es eine Kultur der Arbeit? Oder gibt es nur

eine Kultur für den Arbeiter? Die Zweiteilung in „materielle“ und „geistige“ Interessen legt es nahe, zugleich zwischen „niederen“ und „höheren“ Bedürfnissen zu unterscheiden.

Aber da bliebe noch der alttümliche Begriff der „Ehre“, überkommen aus der in Augsburg ja so gegenwärtigen Welt des Handwerks und seiner Zünfte: Ehre als der mittelalterliche Begriff schlechthin.

In der Satzung einer sozialistisch geführten Arbeiterorganisation ein Jahr nach dem Sozialistengesetz kann das nicht – oder vorsichtiger: nicht ausschließlich – gemeint gewesen sein. „Ehre“ bedeutete hier etwas Künftiges, zu Forderndes, „Utopisches“. Wenn man will: Bewußtsein der gemeinsamen Klassenlage, Beharren auf Menschenwürde, Vertrauen auf die Kulturfähigkeit und Kulturmächtigkeit der Arbeiterklasse.

Trotz ihrer Schwäche, trotz ihrer Gedrücktheit, trotz ihrer fehlenden Bildung und trotz der fast selbstverständlichen Verachtung, die man „höherenorts“ dem einzelnen Arbeiter und noch mehr seiner „Bewegung“ entgegenbrachte. Unsere Gegner haben in den fast hundert Jahren seither manche „Wende“ vollzogen. Von der zentrumskatholischen Losung „Wer Knecht ist, soll Knecht bleiben“ führt der Weg bis zum „Adel der Arbeit“, mit dem die Nazis uns beglücken wollten, als „geistige“ Entschädigung für den materiellen Diebstahl, den sie organisierten.

Danach kam die „Trümmerfrau“, an die manche Politiker heute so gerne zurückdenken, dieses bedürfnislose, nie politische, ameisenartige Wesen, und schließlich der „Arbeitnehmer“ als Gegenstand „moderner“ Sozialpolitik, Adressat von Wahlgeschenken ebenso wie von Demontageplänen „aus finanzieller Verantwortung“. Auch er nur mit Maßen politisch gedacht, mehr selbstzufrieden als selbstsicher, aufsässig nur im Ausnahmefall, und in der Not – wie man zur Zeit so gerne von dem Arbeitslosen sagt – „leidensfähig“. So hätte man uns jeweils gerne gehabt, aber wir waren anders, und wir sind anders.

In unseren Reihen blieb auch in dunkelster Zeit ein Begriff von uns selbst lebendig, der – wie Otto Brenner 1962 einmal gesagt hat – „bestimmt (ist) von den beiden Werten der Humanität und der Solidarität“. Und Otto Brenner fuhr fort: Das Bildungsideal der Gewerkschaften „war nicht einfach eine Negation des Bestehenden, sondern es war das konkrete Ziel der sozialen Bewegung“. Das bleibt festzuhalten: Kultur ist für uns niemals nur „Waffe“, das heißt Mittel in der sozialen Auseinandersetzung. Kultur ist für uns von Anfang das Ziel, auf das alle unsere Einzelforderungen hindeuten: Kultur als die Gesamtheit eines sinnerfüllten, von allen Zuständen der Not befreiten Lebens.

Am Anfang unseres Weges standen die Arbeiterbildungsvereine, diese bescheidenen Sammelpunkte einer 1848 schon im Keim geschlagenen Bewegung. Die Bildungsbewegung ist nicht älter als die politische, aber sie ist ihre erste Zuflucht. Flucht war auch durchaus dabei, wenn die Arbeiter in engen „Lesezimmern“ utopische Romane lasen. Sie lasen aber – und je länger, desto mehr – neben Jules Verne auch Friedrich Engels und Karl Marx; sie hörten auf Wilhelm Liebknecht, der ihnen das viel mißdeutete und mißbrauchte Wort zurief: „Wissen ist Macht“.

Nein, so allein für sich genommen, hätte der Satz keinen Sinn gehabt: „Macht ist Wissen“ hieß der andere Teil der Lösung. Die Erfahrung lehrt: Wissen allein bedeutet keine Macht. Und noch weniger bedeutet das Bedrucken von Papier schon Wissen. Und trotzdem: Bücher sind, wie Alfred Döblin einmal gesagt hat, Fahrpläne, die mitteilen können, wann man in den Städten namens Widerstand, Freiheit und Veränderung ankommt.

Man fürchtete noch nie das Buch an sich. Man fürchtete aber im Buch den Träger der Idee, den kulturellen Widerstand. Man fürchtete nicht das Wort an sich. Man fürchtete das Wort, das zur Tat wird. Ohne auf Orwell zurückzugreifen, bleibt die Tatsache, daß sich das Buch zunehmend gegenüber den anderen Medien behaupten muß. Zugegeben: Fernsehen – mit wieviel Kanälen auch immer – und Video sind geheime Verführer. Sie fördern den passiven Konsum; einen Konsum ohne Widerspruch.

Dabei besteht die Gefahr, daß wir die Sprache, das wichtigste Mittel der Verständigung, verlieren. Wenn wir sprachlos werden, erlischt der Widerspruch, verlieren wir die Fähigkeit, Nein sagen zu können.

Gerade deshalb bleibt das Buch, das geschriebene Wort, ein politischer Faktor. Die Freiheit der Gedanken, die Freiheit des geschriebenen Wortes, gibt es nicht auf Bewährung. Wäre das Geschriebene vergänglich, von heute auf morgen dem Vergessen ausgeliefert, dann hätten die recht behalten, die an jedem 10. Mai 1933 die Werke von Marx, Kautsky, Freud, Mann, Tucholsky, Kästner und vielen anderen den Flammen überantwortet hatten.

Die blinde amerikanische Schriftstellerin Helen Keller verfluchtet die Brandstifter: „Ihr habt aus der Geschichte nichts gelernt, wenn ihr glaubt, Ideen ausrotten zu können. Tyrannen haben das schon oft versucht, aber die Ideen sind aufgestanden und haben sie hinweggefegt. Ihr könnt meine Bücher und die der edelsten Geister Europas verbrennen, aber die Ideen sind schon aus den Büchern herausgetreten und über Millionen Kanäle weitergewandert.“

Der Beweis ist erbracht. Das Blei der Drucker und Setzer hat die Welt nachhaltiger verändert als das Blei der Geschosse. Zu Pessimismus besteht kein Anlaß. Ich glaube an die Macht des Geschriebenen. Ich glaube an den kulturellen Widerstand. Ich bin überzeugt, daß es zu einer Renaissance des guten Buches, des politischen Buches kommt. Die Büchergilde hat hier die wichtige Aufgabe, den Zugang zum Buch zu erleichtern. Kurt Tucholsky malte am Ende seines Lebens eine Treppe, die ihn vom Sprechen über das Schreiben zum Schweigen geführt hat. Die konservative Wende erfordert eine andere Antwort. Sie erfordert eine Treppe, die über das Schreiben zum Sprechen und dann zum Handeln führt.

Ich bin überzeugt, daß die Büchergilde Augsburg diese Herausforderung als einen ganz persönlichen Auftrag empfindet und den hier begonnenen Weg mit der Liebe zum Leser, der Kraft der Überzeugung und dem Mut zum politischen Handeln fortsetzen wird.

Einer der beiden Träger des Otto-Brenner-Preises ist Kurt Idrizovic, der die „kleine, aber feine Buchhandlung am Fischertor“ betreut. Er ist ein leidenschaftlicher Liebhaber des Buches, und das in einer Zeit der prinzipiellen Ersetzbarkeit des Buches. Kurt Idrizovic versteht seine Arbeit als Teil einer demokratischen Kultur. Er kennt nicht nur die Tradition der Büchergilde als

„Buchgemeinschaft der Gewerkschaften“, er lebt in dieser Gemeinschaft der Lesenden, der Lernenden, die „innere und äußere Echtheit“ schätzen, wie das Gründungsdokument der Büchergilde 1924 formulierte.

Zehntausende wurden alsbald Mitglieder einer Buchgemeinschaft, die in ihrem ganzen Schaffen für Frieden, Solidarität und Menschenwürde eintreten wollten. Heute ist hier und da von einer Krise der Büchergilde die Rede. Und wie immer, ist auch der Chor derjenigen zur Stelle, die sich von sogenanntem „Ballast“ befreien wollen, die sich immer so pragmatisch auf die Grundsätze eines ehrbaren Kaufmanns zurückziehen. So, als wäre politische Literatur und das anspruchsvolle Buch ausschließlich ein profitables Geschäft.

Die IG Metall hat sich auf ihrem Gewerkschaftstag 1983 ohne Wenn und Aber zum Fortbestehen der Büchergilde bekannt. Für diesen Fortbestand sind weniger Buchhalter gefragt als vielmehr engagierte Kolleginnen und Kollegen, die sich mit ihrer ganzen Persönlichkeit, mit Herz und Kopf, für die Sache einsetzen.

Lieber Kurt, Du hast bewiesen, daß Erfolg und Engagement zusammengehören. Wer sich einsetzt wie Du, der wird verstanden. Wer selbst die Augsburger Lokalbahn für die Büchergilde zu nutzen weiß, der ist einer von denen, ohne die der Fortbestand der Büchergilde nicht gesichert werden kann. Für dieses Engagement danken wir Dir recht herzlich!

Der Otto-Brenner-Preis der Verwaltungsstelle Augsburg geht gleichzeitig an Josef Pröll junior für seinen Film „Vorwärts und nicht vergessen“. Nach den Jahrestagen von 1983 und 1985, nach der tausendfältigen Erinnerung an 1933 und 1945, ist bei manchem vielleicht der Eindruck entstanden, wir seien überreich an Kenntnissen über diese Zeit, niemand und nichts sei ausgelassen. Aber weit gefehlt. Jeder, der wie Josef Pröll ernsthaft darangeht, die Vergangenheit zu dokumentieren, muß erkennen, wie wenig wir im Grunde wissen, wie lange zugedeckt und verschwiegen, beschönigt und geradewegs gefälscht wurde.

Noch gilt die Mahnung von Ernst Wiechert: „Die Helden und Märtyrer jener Jahre, sie sind nicht diejenigen, die mit dem Kriegslohrer aus den eroberten Ländern zurückkehrten. Sie sind diejenigen, die hinter Gittern und Stacheldraht zur Ehre des deutschen Namens starben und verdarben. Zu einer alleinigen Ehre, denn eine andere gab es nicht mehr landauf und landab... Unter ihnen gab es wenige vom Adel und nicht sehr viele aus den Reihen des reinen Geistes. Unter ihnen gab es viele aus den Bezirken der Kirche, aber sie alle traten zurück hinter den langen Zügen, die aus den Hütten des armen Mannes bei Tag und bei Nacht ihren Todesweg antraten. Vieler Jahrzehnte Lästen, Hunger und Qual hat der deutsche Arbeiter getragen, Kriegs- und Friedenslasten, aber niemals hat er eine schwerere Last getragen als in diesen zwölf Jahren. Niemals auch eine ehrenvollere, und keine Hand einer dunklen oder hellen Zukunft soll diesen unvergänglichen Glanz von seiner Stirn wischen.“

Und Otto Brenner leitete daraus die bis zur Stunde immer noch nicht eingelöste Verpflichtung ab, die Opfer des lautlosen Widerstandes dadurch zu ehren, daß wir ihren Ideen treubleiben. „Es gilt für uns“, – so Otto Brenner – „an der Verwirklichung dessen weiterzuarbeiten, was sie in ihrem Tun und Han-

deln, im Leben und Sterben bewegt hat. Ihre Lösung, die Befreiung Deutschlands aus den Banden der Knechtschaft und der sittlichen Verwahrlosung, verpflichtet uns heute, uns einzusetzen für die Verwirklichung einer Welt des Friedens, der Gerechtigkeit und der Humanität!“

Erst heute, wo die letzten Zeugen sterben, beginnen wir mit der Aufarbeitung unserer Geschichte. Das ist der Skandal, das ist die Schuld, die wir auf uns geladen haben. Um so größer ist das Verdienst von Josef Pröll, der nicht länger mitschuldig werden wollte am großen Vergessen. Deshalb auch der Titel: „Vorwärts und nicht vergessen“.

Wir werden als die berufenen Anwälte der Opfer nicht von Rachegefühlen bewegt. Noch mordeten die Henker, als die Antifaschisten im Konzentrationslager Buchenwald in den Entwurf ihres Manifestes schrieben: „Alle begangenen Verbrechen sind ... schnell, streng und gerecht zu bestrafen...“. Nicht die Antifaschisten haben es zu verantworten, daß man die Anklage oft erst nach Jahrzehnten erhoben hat. Nicht die Antifaschisten haben es zu verantworten, daß erst nach Jahrzehnten damit begonnen wird, zu forschen, zu befragen, buchstäblich auszugraben, um festzustellen, wo einzelne Stätten des Verbrechens gelegen haben.

Nein, die Opfer wollen keine Rache. Aber sie haben ein Recht darauf, daß niemand und nichts vergessen wird.

Der Film erzählt das Leben von Anna und Josef Pröll, von Karl Nolan und anderen Männern und Frauen des Widerstandes in Augsburg. Wenn man das Bild des Hochzeitspaars Pröll von 1938 ansieht, das auch im Film gezeigt wird, dann wird einem klar, wie viel wortlose Tapferkeit in solchen Menschen gewohnt hat. Sie kam aus dem Schutzhaftlager Moringen, er aus Dachau. Aber beide sind ungebrochen, und sie bleiben es trotz erneuter Schikanen und für Josef Pröll erneuter KZ-Haft bis 1945.

Es gehört zu den bittersten Seiten der Nachkriegszeit, daß die große menschliche Erfahrung, daß die moralische Potenz, die das Überleben solcher Menschen bedeutete, vielfach im nachhinein noch ausgelöscht wurde durch das dumpfe Verschweigen in den 50er und 60er Jahren. Denn es ist wahr, was die überlebenden Buchenwalder sagen: „Durch diesen (konspirativen) Kampf ist es uns vergönnt gewesen, menschliche, moralische und geistige Erfahrungen zu sammeln, wie sie in normalen Lebensformen unmöglich sind.“

In diesem Frühjahr wurde anlässlich des 8. Mai allgemein bedauert, daß es in einem Land wie der Bundesrepublik keinen Platz gäbe, einen Kranz aufzunehmen, der allen Opfern des Faschismus zugeschrieben ist. Wir können heute das Verlorene aus Jahrzehnten nicht mehr zurückholen. Aber wir können retten, was noch zu retten ist.

Das hat Josef Pröll in vorbildlicher Weise getan, und dafür danken wir ihm. Unsere beiden Preisträger haben – so verschieden ihre Arbeit ist – auf ein gleiches Ziel hingearbeitet. Sie waren tätig, wie es in den Bedingungen heißt, „im Sinne der Arbeiterbewegung“.

Möge dieser „Sinn“ uns immer deutlich vor Augen stehen. Mögen wir „eines Sinnes“ sein und bleiben.

Christian Götz Solidarität ist unsere Stärke

BRD-Realität: Wachsende Armut

Die Bundesrepublik erhebt den Anspruch, ein „sozialer Rechtsstaat“ zu sein. In seiner unnachahmlichen Diktion rechnet Helmut Kohl unser Land zum „abendländischen Kulturkreis“, in dem das „Banner Menschenwürde“ nicht nur überall flattert, sondern auch strikt beachtet wird.

Trotzdem schreibt dieser Staat ca. 2,5 Millionen Menschen vor:

Ihr dürft täglich höchstens 47 Gramm Fleisch, 40 Gramm Wurst und 21 Gramm Käse essen. Alle 10 Tage sind eine Busfahrt und eine Flasche Bier erlaubt. Eure Schuhe könnt ihr einmal jährlich besohlen lassen.

Erst wer diesen „Versorgungsgrad“ erreicht hat, gilt in der Bundesrepublik auch offiziell als „arm“ und hat Anspruch auf Sozialhilfe im Rahmen der genannten Kriterien.

Die Zahl von ca. 2,5 Millionen Bürgern zeigt, daß es dabei schon lange nicht mehr um eine „verschwindende Minderheit“ geht. Die Tendenz ist steigend. Die „Neue Armut“, bei der es sich im übrigen um eine alte soziale Frage in neuem Gewand handelt, ist die direkte Folge der allgemeinen Verschlechterung der Lage der Arbeitnehmer in der Bundesrepublik durch die seit 1974 existierende und wachsende Massenarbeitslosigkeit sowie den (spätestens) 1982 von der sozialliberalen Koalition eingeleiteten, von der „Wende-Regierung“ spürbar verschärft fortgesetzten Abbau sozialer Leistungen und Rechte.

Nach offiziellen Angaben wird – trotz bejubeltem „Aufschwung“! – auch für 1985 im Jahresschnitt mit 2,3 bis 2,4 Millionen Arbeitslosen gerechnet – gleichfalls ein trauriger Rekord für den „Sozialstaat Bundesrepublik“. Zählt man die sogenannte „stille Reserve“ der offiziell nicht registrierten Arbeitslosen hinzu, ergibt sich tatsächlich eine Zahl von nahezu 4 Millionen Arbeitslosen. Hauptbetroffene sind Frauen, ältere Arbeitnehmer, schlecht ausgebildete Kolleginnen und Kollegen, Jugendliche und Ausländer.

Eine weitere große Bevölkerungsgruppe, die besonders durch die „Haushaltsoperationen“ '82, '83 und '84 getroffen wurde, sind die Rentner. Durch geringere Rentenerhöhungen und die Einführung eines Krankenversicherungsbeitrages mußten sie seit 1980 einen Kaufkraftverlust von ca. 4,7 Prozent hinnehmen; und das auf einem ganz überwiegend bescheidenen Rentenniveau. Insbesondere Frauen, Witwen und ehemalige Arbeiter sind die Leidtragenden.

Zu den Opfern des Sozialabbaus gehören letztlich auch alle Arbeitnehmer, die (noch) einen Arbeitsplatz haben. Nach einer in dieser zentralen Aussage unbestrittenen Dokumentation der Bezirksleitung Stuttgart der IG Metall wurden von 1982 bis 1985 die Masseneinkommen mit insgesamt 176 Milliarden DM (!) belastet. Das war das Ergebnis der Erhöhung von Steuern und Sozialausgaben, bei gleichzeitig erfolgenden gravierenden Kürzungen im Bereich sozialer Leistungen. (Allein diese Kürzungen erreichten in dem genann-

ten Zeitraum ein Volumen von 75 Milliarden DM.) Als Ergebnis sank in der Zeit von 1980 bis 1984 das Durchschnittseinkommen der Arbeitnehmer um 5,7 Prozent.

Summa summarum läßt sich also feststellen:

Wenn Helmut Kohl und Hans Dietrich Genscher mit „Erfolg“ ihrer Politik die Verschlechterung der Lebensbedingungen und Chancen von Arbeitslosen, Rentnern, sozial Schwachen sowie von Arbeitnehmern insgesamt meinen, dann können sie sich zu recht rühmen. Die angekündigte Wende wurde während ihrer Regierungszeit in erheblichem Umfang realisiert.

Nach allen bisherigen Erfahrungen werden solche „Erfolge“ als Ausgangsbasis dafür verstanden, den eingeschlagenen Kurs konsequent fortzusetzen, wenn die „Opfer“ nicht massiv gegensteuern. Genau darum geht es in der DGB-Aktionswoche, für die wir auch mit der heutigen Veranstaltung mobilisieren wollen.

Unternehmer – die großen Krisengewinner

Parallel zur diametral gegen Arbeitnehmerinteressen gerichteten „Wende“-Politik tragen die Unternehmer die Hauptverantwortung für die Massenarbeitslosigkeit und ihre sozialen Folgen.

Auch in der mit dem Beiwort „sozial“ ausgeschmückten „Marktwirtschaft“ bilden eben nicht Vollbeschäftigung, Schaffung humaner Lebensbedingungen oder gar die Lösung gesellschaftlicher Probleme den „Antrieb“ für wirtschaftliches Handeln von Unternehmern; im Mittelpunkt steht stets die Erzielung größtmöglicher Profite.

In Zeiten, in denen es allgemein wirtschaftlich aufwärts geht, läßt sich diese unternehmerische „Grundorientierung“ ziemlich weitgehend überdecken; nicht zuletzt auch in den Augen vieler Arbeitnehmer. In Krisenzeiten bröckelt dieses Konzept. Das haben die Erfahrungen der letzten 10 bis 12 Jahre erneut bestätigt.

Dabei war und ist entscheidend, daß in unserer Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung die Kapitalseite, gemeint sind hier insbesondere Großunternehmen und Konzerne, allein über Investitionen, also die Verwendung der Gewinne, entscheidet.

Im Chor mit den Unternehmerverbänden behauptet die Bundesregierung schlicht und einfach: Gewinne schaffen Arbeitsplätze. Entsprechend ist ihre gesamte Wirtschafts-, Finanz- und Steuerpolitik ausgerichtet:

Durch Steuerentlastungen, Abschreibungserleichterungen und vielfache Subventionen, die ohne beschäftigungspolitische Auflagen gezahlt werden, fördert die Bundesregierung die Erzielung hoher Gewinne. Das Ergebnis:

Trotz vielbeklagter Wirtschaftskrise stiegen von 1982 bis 1984 die Nettogewinne der Unternehmen um 31,5 Prozent. In demselben Zeitraum wuchs die Arbeitslosigkeit allerdings um 23 Prozent.

Die Unternehmer haben die erhöhten Gewinne zwar kassiert, gleichzeitig aber immer weniger davon in der Bundesrepublik investiert. Da dort vergleichsweise mehr zu holen war, wurde das Geld lieber zinsbringend im Inland und noch mehr im Ausland (vorrangig: USA) angelegt. In den letzten

Jahren hat der Kapitalexport drastisch zugenommen. 1983 wurden ca. 18 Milliarden DM privat ins Ausland gebracht; 1984 schon über 30 Milliarden DM. Daraus können in der Bundesrepublik auch beim besten Willen keine Arbeitsplätze werden.

Die Bundesregierung hat durch ihre Politik also keinen Beitrag zur Lösung der tiefgreifenden Beschäftigungskrise geleistet. Vielmehr hat sie eine in der Geschichte der Bundesrepublik bisher nicht dagewesene, gigantische Umverteilung staatlicher Mittel zugunsten der Kapitalinteressen (insbesondere der Großkonzerne) eingeleitet. Das rechtskonservative Bündnis setzt damit im übrigen exakt Forderungen um, die die Unternehmerverbände seit langem in ihren „Denkschriften“ erhoben haben. Wir kommen dem „Unternehmerstaat“ immer näher. Das ist der eigentliche Kern der „Wende“-Politik. Mit dem eingängigen Motto „Den Aufschwung wählen“ machte im Frühjahr 1983 die CDU/CSU den Abbau der Arbeitslosigkeit zu ihrem Wahlschlager. Sie versprach außerdem eine „Gesellschaft mit menschlichem Gesicht“ sowie „geistige Erneuerung“. (...)

Der Sozialstaat steht zur Disposition

Den „schwarzen Riesen“ kümmert das alles aber nicht. Die von ihm geführte Bundesregierung ist offensichtlich auch auf einem weiteren, für die arbeitende Bevölkerung wichtigen Feld fest entschlossen, Unternehmerforderungen und Kapitalstrategien zügig umzusetzen. Gemeint ist der Abbau gesetzlicher und tariflicher Schutzrechte der Arbeitnehmer.

So wurde das Jugendarbeitsschutzgesetz bereits verschlechtert. Im Visier sind u. a. der Kündigungs- und Schwerbehindertenschutz.

Insbesondere durch das seit 1. Mai 1985 gültige sogenannte „Beschäftigungsförderungsgesetz“ wurden Unternehmerforderungen nach möglichst totaler Flexibilisierung von Arbeitszeit und ihrer Gestaltung weitgehend erfüllt. Das Gesetz erleichtert alle Formen der Teilzeitarbeit, des Abschlusses von befristeten Arbeitsverträgen sowie den Einsatz von Leiharbeitern. Gleichzeitig wurden bisher gültige Regelungen zur Verhinderung von Massenentlassungen bzw. Kündigungen „gelockert“.

Nach gewerkschaftlicher Einschätzung, die durch erste Erfahrungen bestätigt wird, haben wir es in Wirklichkeit mit einem „Entlassungsförderungsgesetz“ zu tun. Es verschärft die Arbeitslosigkeit, heizt soziale Konflikte an, spaltet die Arbeitnehmerschaft und schafft eine Klasse rechtloser Arbeitnehmer.

Wenn das gesamte Bündel an Abbau und Verschlechterungen zügig und umfassend durchgesetzt werden soll, müssen „logischerweise“ die Möglichkeiten zum Widerstand durch Arbeitnehmer und Gewerkschaften eingeschränkt werden. Mit dieser Stoßrichtung plant das Regierungslager das Betriebsverfassungsgesetz (Tendenz: Spaltung der Arbeitnehmerschaft und gezielte Schwächung der DGB-Gewerkschaften) zu verschlechtern und den Paragraphen 116 des Arbeitsförderungsgesetzes so zu verändern, daß bei Arbeitskämpfen nicht streikende, aber in anderen Betrieben in Folge der Auseinandersetzung ausgesperrte Arbeitnehmer kein Kurzarbeitergeld mehr erhalten. Mit diesem Vorhaben werden zugleich der – sonst so oft beschworene –

„soziale Frieden im Betrieb“, die Tarifautonomie, das Streikrecht und die Einheitsgewerkschaft zur Disposition gestellt.

Anders ausgedrückt: Die Bundesregierung und ihre Verbündeten (z. B.) in Wirtschaft und Medien setzen den – sonst so hoch gelobten – „demokratischen Konsens“ mit den Gewerkschaften aufs Spiel, indem sie schrittweise unerlässliche Voraussetzungen eliminieren.

Hochrüstungskurs kontra Sozialstaat

Während in der Bundesrepublik der Sozialstaat in voller Breite zur Disposition steht, bleibt der Militär- und Rüstungssektor nicht nur völlig unangetastet; er wird ständig weiter ausgebaut. Das beweist die Entwicklung der Rüstungskosten:

So weist der Bundeshaushalt 1985 als „Verteidigungshaushalt“ (Einzelplan 14) rund 49 Milliarden DM aus. Rechnet man die – von außen nicht vollständig zu ermittelnden – militärisch relevanten Staatsausgaben in anderen Einzelhaushalten hinzu, belaufen sich die Gesamtaufwendungen aber auf über 60 Milliarden DM, also fast ein Drittel des gesamten Bundeshaushaltes. Dieser Gesamtaufwand wird auch offiziell bestätigt; es handelt sich um die sogenannten „Verteidigungsausgaben nach NATO-Kriterien“.

Die gesamten Ausgaben für Militär und Rüstung übersteigen damit 1985 erstmals in einem erheblichen Umfang den mit 56,8 Milliarden DM ausgestatteten Haushalt „Arbeit und Soziales“ (Einzelplan 11).

Durch die „mittelfristige Finanzplanung“ des Bundes ist bereits jetzt festgelegt, daß auch in den nächsten Jahren der „Verteidigungshaushalt“ in Relation zum gesamten Bundeshaushalt überproportional wachsen soll. (Bezüglich des Bundeshaushaltes 1986 wurde dieser Beschuß bereits praktisch umgesetzt.)

Der gesamte Umfang der auf uns zukommenden Rüstungslasten wird allerdings erst dann deutlich, wenn man sich mit längerfristigen Planungen, die bereits vorliegen, beschäftigt.

Die Kosten für die im Rahmen des „NATO-Langzeitprogramms“ laufende Ausstattung der Bundeswehr mit der sogenannten „2. Waffengeneration“ (u. a. MRCA-Bomber, Leopard-II-Panzer und neue Lenkwaffensysteme) betragen bis 1990 ca. 80 Milliarden DM.

Während dieses Programm noch läuft, wurde von Bundesminister Manfred Wörner im Mai 1984 bereits die Planung für die „3. Waffengeneration“ („Bundeswehr 85“) vorgelegt. Danach soll von 1985 bis 1997 eine weitere gigantische Aufrüstung der Bundeswehr (u. a. durch Großprojekte wie neue Raketenmodelle, 200 Panzerabwehrhubschrauber, 2 000 Leopard-III-Panzer, 200 neue Kampfflugzeuge „Jäger 90“, Fregatten und U-Boote) realisiert werden. Die notwendigen Finanzaufwendungen wurden auf mindestens 240 Milliarden DM (!) beziffert.

Wichtig ist in diesem Zusammenhang der Hinweis, daß die von amtlicher Seite abgegebenen Kosteneinschätzungen über „notwendige Rüstungsmaßnahmen“ immer auf der Basis der Preise von 1984 erfolgen. Die Erfahrungen der Vergangenheit haben gezeigt, daß die tatsächliche Kostenentwicklung ge-

planter militärischer Beschaffungsprogramme regelmäßig die ursprünglichen Ansätze weit hinter sich gelassen hat.

Wir müssen also mit einer noch unverhältnismäßig höheren Vergeudung öffentlicher Mittel für die Aufrüstung rechnen, als bereits die genannten Horizontzahlen signalisieren. (...)

Unverblümtes von Norbert Blüm

Frage: Der DGB hat zu einer Aktionswoche gegen die CDU-geführte Bundesregierung aufgerufen, weil er deren „Wende“-Politik als arbeitnehmerfeindlich einschätzt. Was meinen Sie dazu?

Norbert Blüm: „Bei ihren Erfolgen könnte die CDU ein Faß aufmachen und feiern. Statt dessen sind wir im Keller und murmeln rum. ... Die Wende ist kein Salto mortale, sondern ein mühsames Geschäft. Dazu gehört Ausdauer. Wir leben in einer aufgeregten Zeit, da darf man sich nicht anstecken lassen. Die Ideologen arbeiten am Reißbrett, wir am Schraubstock.“

Frage: Aber die Gewerkschaften protestieren angesichts von Massenarbeitslosigkeit, Sozialabbau und wachsender Armut doch nicht ohne Grund. Sehen Sie denn gar keine Probleme?

Norbert Blüm: „Wir sind in einer schwierigen Zeit. Aber andererseits, läßt uns das doch hier nicht so in einem Untergangston verkünden, so mit einem larvanten, sich im Grunde selbst bespiegelnden Trübsinn. Ich halte das für eine Art von politischer Eitelkeit und Selbstliebe. Was soll denn eigentlich dieses Jammern? Ich glaube, daß Optimismus nicht nur etwas mit Hormonen zu tun hat; Optimismus ist auch eine Sache von Willen und Entschlossenheit...“

Frage: Nach vielfachen eigenen Bekundungen verstehen Sie sich als *christlicher* und *sozialer* Politiker, der insbesondere die Sorgen der „kleinen Leute“ hat. Dann müssen Sie doch auch akzeptieren, daß diese „kleinen Leute“ besondere Anforderungen an Sie richten?

Norbert Blüm: „Wenn ich mich frage, was denn eine *christlich soziale Bewegung* von allen Ideologien – mit welchem Etikett sie auch immer beklebt werden – unterscheidet, dann ist es vielleicht doch die *Hoffnung*, daß der Mensch mehr ist als ein innerweltliches Wesen, und der *Trost*, daß Politik nicht schaffen kann, was uns erst der liebe Gott verspricht.“ (...)

Frage: Bedeuten soviel Gelassenheit und Zuversicht auch, daß Sie die von den Gewerkschaften geforderten Beschäftigungsprogramme für überflüssig halten?

Norbert Blüm: „Ich sehe im Schöpfungsbericht das erste Arbeitsprogramm. Die Erde verdankt ihre Entstehung nicht dem Zufall.“

Frage: Ein Hauptpunkt gewerkschaftlicher Kritik ist, daß die Bundesregierung einseitig Unternehmer und Arbeitgeber begünstigt. Trifft Sie – insbesondere auch als Vorsitzender der Sozialausschüsse – dieser Vorwurf?

Norbert Blüm: „Von ruinierten Unternehmen haben nicht nur die Unternehmer, sondern auch die Arbeitnehmer nichts. Also: Was den Unternehmen hilft, hilft auch den Arbeitnehmern. ... Unter dem biblischen Blickwinkel gibt es nur einen wirklichen Arbeitgeber, und das ist der, der diesen Arbeits-

auftrag ausgesprochen hat. Alle anderen sind bestenfalls Filialleiter des Unternehmens ‚Schöpfung‘, an der alle Kinder Gottes als Mitarbeiter beteiligt sind.“

Frage: Was sagen Sie zu all den von den Kirchen, Wohlfahrtsverbänden und Gewerkschaften ausgemachten Fakten über die „Neue Armut“?

Norbert Blüm: „Wir haben hierzulande keine neue Armut, sondern eher einen neuen Wohlstand. (Lt. *Frankfurter Rundschau* vom 5. 10. 1985) ... Selbst die Arbeitslosen sind hierzulande nicht mehr im Elend. Und die Alten leben zwar nicht in Saus und Braus, aber das Hungertuch ist auch nicht gerade ihre tägliche Tischdecke. Die Arbeitslosigkeit ist nicht mehr – wie früher – ein materielles Problem...“

Frage: Also halten Sie auch den Vorwurf für unberechtigt, die Bundesregierung betreibe massiven Sozialabbau?

Norbert Blüm: „Der Staat ist in Gefahr, den Bürgern goldene Käfige zu bauen, in denen sie für ihre Individualität keine Entfaltungsmöglichkeiten mehr sehen. Es wäre eine Fehleinschätzung des Sozialstaates, wollte man auf ihn alle Risiken des menschlichen Lebens abwälzen. Auch im Sozialstaat ist der selbständige Bürger, der eigenverantwortliche Mensch, das Leitbild. ... Wenn wir den Begriff der Weltgesundheitsbehörde vom allgemeinen Wohlbefinden zugrunde legen, gibt es von den Schweißfüßen bis zum Liebeskummer sonst bald nichts mehr, was sich nicht auf Krankenschein behandeln läßt.“

Frage: Frauen sind in besonderem Maße Opfer der Krise. Sogar bereits realisierte Fortschritte in Richtung „Gleichberechtigung“ werden in Frage gestellt, wenn z. B. unseren Kolleginnen das „Recht auf Arbeit“ bestritten wird. Können Sie dazu ein klärendes Wort sagen?

Norbert Blüm: „Wir wollen mehr Wahlfreiheit in der Aufgabenverteilung zwischen Mann und Frau. Aber die Wahlfreiheit hat ihre Grenzen in natürlichen Unterschieden. Männer können nicht Mutter werden. ... Daß der Mann nicht Mutter werden kann und die Frau nicht Vater, ist ein Unterschied, der nicht zufällig, sondern natürlich ist. Und keine Emanzipation der Welt hat es bisher geschafft, Vater und Mutter zu vertauschen, obwohl schon versucht wird, die Eltern überflüssig zu machen.“

Frage: Wenn ich Sie richtig verstehe, stört Sie die aus vielen Ecken kommende Kampagne „Frauen zurück an den Herd“ nicht. Sie sehen darin zumindest keine Abwertung?

Norbert Blüm: „Ich kann nicht finden, daß der Beruf der Hausfrau einfältiger und langweiliger ist als beispielsweise der Beruf eines Politikers. Bei mir gibt es mindestens soviel Routine und Monotonie wie im Beruf der Hausfrau.“

Frage: Neben den Frauen fühlt sich auch die arbeitende Jugend besonders durch die Politik der Bundesregierung benachteiligt. So haben Sie als eine der ersten Maßnahmen das Jugendarbeitsschutzgesetz verschlechtert. Ihre Begründung lautete: Abbau „ausbildungshemmender Vorschriften“. Können Sie dafür ein typisches Beispiel nennen?

Norbert Blüm: „Ich halte es für ausbildungshemmend, wenn ein Tierpflegerlehrling erst um sieben Uhr am Arbeitsplatz erscheinen kann. Die Tiere richten sich nämlich nicht nach der deutschen Arbeitszeitordnung, sie werden schon ein bißchen früher wach.“

Frage: Die Gewerkschaften attackieren Sie wegen Ihrer Politik. Sie schlagen zurück, indem Sie z.B. für sich einen „Geduldspreis 1. Klasse mit eingebauter Schmutzzulage“ für das Lesen der Gewerkschaftszeitung *Metall* fordern. Darüber hinaus haben es Ihnen offensichtlich die Gewerkschaftsfunktionäre besonders angetan. Warum?

Norbert Blüm: „Der von einer Repräsentationspflicht zur nächsten Ratssitzung eilende Gewerkschaftsfunktionär, der bei seiner Basis bestenfalls zum Zwischenaufenthalt landet, ist nur die eine Seite der Medaille. Auf der anderen Seite ist jener örtliche Gewerkschaftsfunktionär zu sehen, der gleichzeitig Betriebsratsvorsitzender, Vorsitzender der Stadtratsfraktion, Vorsitzender der örtlichen Baugenossenschaft etc. ist. Wer es mit diesem verdorben hat, wandert am besten aus: Sein Kind erhält nur schwer einen Platz im städtischen Kindergarten, die eigene Frau nur schwer ein Bett im Krankenhaus, die Schwiegermutter im Altersheim, und vielleicht wird es auch für ihn schwer, einen Platz auf dem städtischen Friedhof zu bekommen.“

Letzte Frage: Herr Blüm, Sie bleiben trotz aller Probleme erkennbar Optimist. Trotzdem wollen viele Bürger wissen, wie es in unserem Lande weitergeht. Wie sehen Sie perspektivisch die Entwicklung unserer Gesellschaft?

Norbert Blüm: „Vor der Haustür steht die egale Gesellschaft noch nicht, aber vielleicht siegt sie um die nächste Ecke.“

Die hier wiedergegebene „Befragung“ hat nicht von „Mann zu Mann“ stattgefunden. Trotzdem sind die Fragen echt; sie stammen nämlich von mir. Noch wichtiger ist: Auch die Antworten sind echt und unverfälscht; auch nicht aus dem Zusammenhang gerissen. Es handelt sich – mit einer entsprechend gekennzeichneten Aussage – ausschließlich um Originalton und Originalzitate aus dem vor wenigen Wochen im Bastei-Lübbe-Verlag veröffentlichten Buch „Unverblümtes von Norbert Blüm“. (...)

Mobilisierung und Aktion sind unverzichtbar

Gute Konzepte allein reichen allerdings nicht, um „soziale Verteidigung“ erfolgreich zu akzeptieren. Durch noch so gute Argumente und Reden lassen sich die konservativen Kräfte offensichtlich nicht zu den dringend notwendigen Kurskorrekturen ihrer Politik zwingen. (...)

Die allgemeinen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen sind günstig. Das Bewußtsein breiter Bevölkerungsschichten dafür, daß in der Bundeshauptstadt eine grundsätzlich „falsche Politik“ betrieben wird, war vergleichsweise selten so groß wie zur Zeit. Diese Stimmungslage kann z.B. von den „Volksparteien“ nicht länger ignoriert werden. Das bestätigen sowohl die seit dem Machtverlust in wichtigen Punkten veränderte Politik der SPD als auch die empfindlichen Wahlniederlagen der CDU. Es gibt also gute Gründe dafür, die interessensorientierte, auf Mobilisierung und Aktion gerichtete gewerkschaftliche Politik nicht nur fortzusetzen, sondern noch zu verstärken.

Wir wissen: Solidarität ist unsere Stärke. Millionen sind stärker als Millio-



Über die
Tagesaktualitäten
hinaus:
eine
Alternative
zum
schwatzhaften
Feuilleton

Beiträge zu THEATER, MEDIEN, KULTUR- POLITIK.

Heft 11
Klassiker
Frühjahr 85

Heft 12
Theaterkritik
Sommer 85

Heft 13
Spektakel
Herbst 85

Heft 14
**Gegenwartsthemen/
Gegenwartsstoffe**
Winter 85

Heft 15
Theatermarketing
Frühjahr 86

Coupon: Bitte senden Sie mir 1 kostenloses Probeheft aus dem letzten Jahrgang. Ich bestelle ___ Ex. **Tzs** Nr. ___ zu je 9,50 DM gegen Rechnung.

Name und Anschrift: _____

Datum: _____ Unterschrift: _____

Ausschneiden und einsenden (oder einfach Postkarte) an:
TheaterZeitSchrift, Großbeerenstraße 13 A, 1000 Berlin 61

Problesen!

Chicanos und Indianer in den USA
Hrsg. v. D. Herms und H. Lutz

Gemeinsamkeiten der Geschichte, der Kulturtradition, der Kämpfe beider Gruppen werden von heutigen Fragestellungen und Kulturzeugnissen her aufgerollt: Landrechte, politische Kämpfe, Erziehung, Literatur, Theater. Dazu eine Diskussion über Native American Studies in Europa, eine Unterrichtseinheit und Ideologiedebatte über Teatro Campesino, Besprechungen und Berichte. Autoren u.a. Alurista, Y. Broyles, C. Feest, J. Huerta, W. Lindig, P. Rodenberg, S. Talbot. Gulliver 17, Argument-Sonderband 127

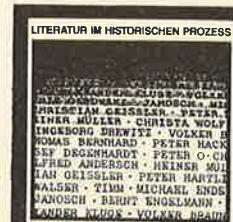
Literatur der siebziger Jahre
Hrsg. v. G. Mattenklott und G. Pickerott

Dieser Band zeigt die literarischen siebziger Jahre nicht als die subjektivistische Reaktion auf die politischen Sechziger, sondern als Epoche neuer literarischer Impulse: Das Ende der literarischen Repräsentation, durch den Anschlag auf die Berufsschriftsteller durch die neue Bewegung der Selberschreiber und Alltagsästhetiker, die literarische Eroberung von Arbeitswelt und Frauenleben, Knast und Kinderwelt. Beiträge u.a. über Volker Braun, Michael Ende, Janosch, Kluge, Christa Wolf, Handke, Hacks und Bernhard.

Literatur im historischen Prozeß, AS 108

Frauen - Weiblichkeit - Schrift

Die Beiträge setzen die Diskussion um eine »Feministische Literaturwissenschaft« (dokumentiert in AS 120) fort. In einem methodischen Abschnitt (»Weiblichkeit und Schrift«) werden strukturalistische und diskurstheoretische Ansätze diskutiert, um »Weiblichkeit« nicht nur in der thematischen Struktur von Texten, sondern auch in der Schreibweise offenzulegen: dies wird in zwei problemorientierten Abschnitten (zum Konzept der »Androgynität« und zur »Krankheit Frau«) vertieft. Literatur im historischen Prozeß NF.14, AS 134 17,60 DM/f. Stud. 14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)



Argument-Vertrieb
Tegeler Straße 6
1000 Berlin 65

Neu bei VMB

Kaspar Maase



*»Leben einzeln und frei
wie ein Baum
und brüderlich
wie ein Wald...«*

Wandel der Arbeiterkultur und
Zukunft der Lebensweise

Kaspar Maase

**»Leben einzeln und frei
wie ein Baum
und brüderlich
wie ein Wald...«**

Wandel der Arbeiterkultur und
Zukunft der Lebensweise

Taschenbuch · 262 Seiten · 12,80 DM

»Die Geschichte der Lebensweise der Lohnarbeiter hat im Zentrum die Geschichte ihrer Kultur, der persönlichen Selbstbehauptung und des gemeinschaftlichen Kampfes um eine menschliche Welt. Wer mit der Arbeiterklasse eine Alternative zu kulturellem Ausschluß und Entfremdung, zu Konsumismus und Patriarchat verwirklichen will, der muß die Gesetzmäßigkeiten ihrer Lebensweise kennen; der muß die Erfahrungen und Erkenntnisse verarbeiten, die im Kampf um proletarische Kultur gemacht wurden.«

Der hier vorgelegte Versuch, aus der Kultur der Arbeiterklasse einige Überlegungen zur Zukunft der Lebensweise zu entwickeln, ist als Beitrag zu gemeinsamer Arbeit an einem Zukunfts-konzept gedacht.

Verlag Marxistische Blätter GmbH

Hedderheimer Landstraße 78a, 6000 Frankfurt/Main 50, Telefon (0 69) 57 10 51

Copyright KÜRBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden; Rücksendung nur, wenn Rückporto beiliegt.

KÜRBISKERN - Literatur, Kritik, Klassenkampf - wird herausgegeben von Friedrich Hitler, Klaus Konjetzky, Oskar Neumann, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitler (verantwortlich), Klaus Konjetzky, Oskar Neumann. Redaktionsanschrift: Hohenzollernstraße 146/Rgb., 8000 München 40. Verantwortlich für Anzeigen: Gertrud Dietz, Anschrift wie Verlag. Verlag: Dammitz im Verlag Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH, Xantener Straße 7, Postfach 920, 4040 Neuss.

Gesamtherstellung: Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH, 4040 Neuss.

Die Zeitschrift KÜRBISKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember).

Einzelheft DM 8,50, Jahresabonnement DM 32,-, inkl. MwSt. + Porto. Studentenabonnement DM 27,-.

Kündigung bis spätestens 31. Oktober. Nicht gekündigtes Abonnement verlängert sich um ein weiteres Jahr.

Postcheckkonto: PSchA Essen, Kto.-Nr. 3736 69-431 (BLZ 360 100 43).

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt beim Verlag.

ISSN 0023-5016.

ARGUMENT

Anmerkungen:

- Erasmus Schöfer.** Das in diesem Heft abgedruckte Kapitel ist dem Roman „Tod in Athen“ entnommen, der im Frühjahr 1986 im Weltkreis-Verlag, Dortmund, erscheint.
- Hugo Ernst Käfer.** Bibliotheksdirektor in Gelsenkirchen. Mitbegründer der Literarischen Werkstatt Gelsenkirchen und des Werkkreises Literatur der Arbeitswelt. Veröffentlichte zahlreiche Bücher (Lyrik, Prosa, Essay), zuletzt: *Zeit-Gedichte, kürbiskern/Damnitz Verlag, München 1984*. Herausgeber der Anthologie „Schulter an Schulter“, Gedichte aus dem Ruhrgebiet, *kürbiskern-Zeit-Gedichte 1985*.
- Ludwig Fels**, lebt zur Zeit in Wien.
- Donna Hoffmeister.** Professor für Germanistik an der University of Pittsburgh, Pennsylvania. Der vorliegende Beitrag ist einem unveröffentlichten Manuskript mit Studien und Gesprächen zur zeitgenössischen deutschsprachigen Literatur entnommen, Schwerpunkt der Studien ist das Thema „Literatur und Arbeit“.
- Artur Troppmann.** Im Frühjahr 1986 erscheint im Damnitz Verlag sein neuer Prosaband „Der Xaver. Münchner Typen und Originale“.
- Werner Jung**, s. *kürbiskern 4/84* und 3/83.
- Irmela Brender.** Letzte Veröffentlichungen: „Stadtgesichter“, Damnitz Verlag, München; „In Wirklichkeit ist alles ziemlich gut“, Knaur, München; „Über Pater Brown“, Poller Verlag, Stuttgart.
- Ursula Püschel.** Lebt in Berlin, DDR. (s. *kürbiskern 1/85*)
- Alf Tondern.** Im Frühjahr 1986 erscheint in der Reihe *Zeit-Gedichte* der Band „Die Fortsetzung der Politik“.
- Dagmar Scherf.** 1985 erschien ein Gedichtband in der Reihe *Zeit-Gedichte*, der Roman „Trau dich und träum“ beim Weltkreis-Verlag, Dortmund, 1985 zur Buchmesse; bei Gisela Mensling das Buch „Der Ritt auf dem Zaun. Hexentexte“, 1985. Kinderhörspielpreis von „Terre des hommes“ 1985.
- Werner Dürrson.** Erhielt 1985 den Bodensee-Literaturpreis. Letzte Buchveröffentlichung „Feierabend“ in der Reihe *Zeit-Gedichte*, 1985.
- Hans Preiss**, Mitglied des Vorstands der IG Metall.
- Christian Götz**, Mitglied des Hauptvorstands der Gewerkschaft HBV.

Auf Grund von Fehlern der Druckerei wurde in *kürbiskern 4/1985* („Die Wende – ein Bumerang?“) eine Kaulbach-Illustration, die für Seite 130 dieses Heftes vorgesehen und vom Verfasser des Beitrags „Till de Vos und Reinke Ulenspegel“, Dieter Arendt, gestellt worden war, nicht abgedruckt. Die Redaktion *kürbiskern* bittet, diesen Fehler, wie auch andere technische Mängel, insbesondere die wiederholte verspätete Auslieferung der Hefte, zu entschuldigen.

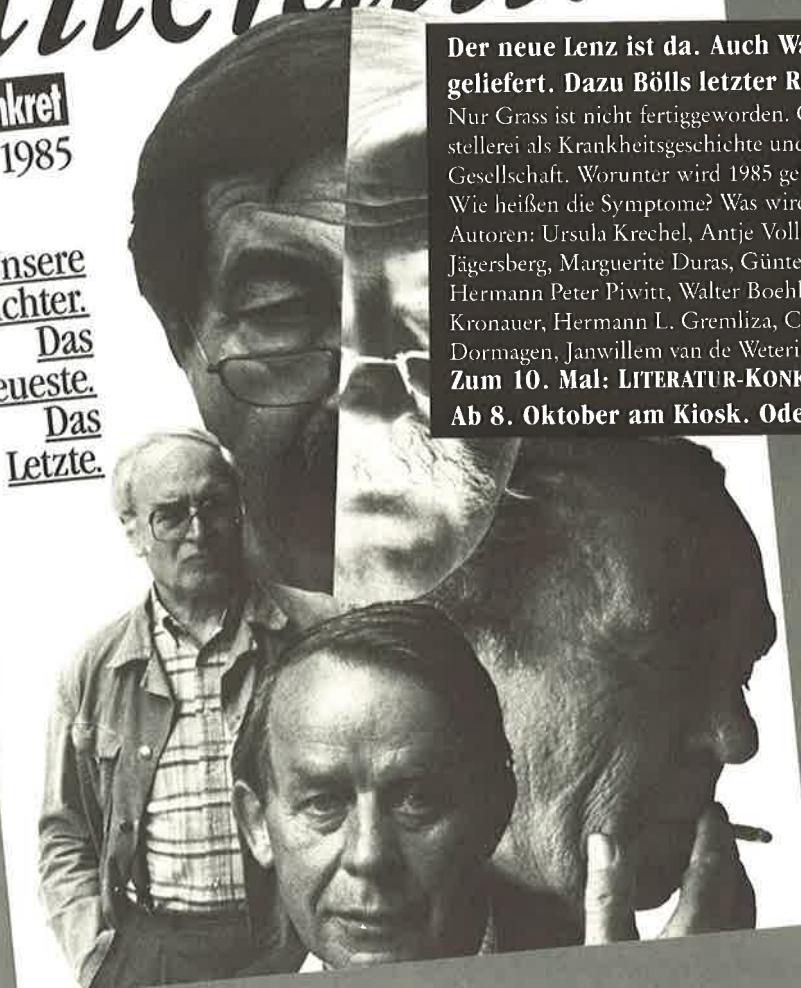
1985/1986 DM 10,-

literatur

Konkret

1985

Unsere
Dichter.
Das
Neueste.
Das
Letzte.



Der neue Lenz ist da. Auch Walser hat geliefert. Dazu Bölls letzter Roman

Nur Grass ist nicht fertiggeworden. Großschriftstellerei als Krankheitsgeschichte und Medizin der Gesellschaft. Worunter wird 1985 gelitten? Wie heißen die Symptome? Was wird verschrieben?

Autoren: Ursula Karchel, Antje Vollmer, Otto Jägersberg, Marguerite Duras, Günter Herburger, Hermann Peter Piwitt, Walter Boehlich, Brigitte Kronauer, Hermann L. Gremliza, Christel Dormagen, Janwillem van de Wetering

Zum 10. Mal: LITERATUR-KONKRET.

Ab 8. Oktober am Kiosk. Oder beim Verlag

Coupon Ich bestelle Ex. LITERATUR-KONKRET 10/85
à DM 10,- Den Betrag von DM habe ich überwiesen auf die Bank für Gemeinwirtschaft, Hamburg, BLZ 200 101 11, Kto-Nr.: 1186 539300 oder beigelegt (Scheck, Schein, Briefmarken). An: KONKRETServic, Osterstr. 124, 2000 Hamburg 20

Name, Vorname

Straße, Wohnort, PLZ

Unterschrift, Datum

2006875 D1 86.001 4269 195
SCHJH JUERGEN

F 2484 F

HARDTSTR. 119

5600 WUPPERTAL 1



LITERATUR

Tschingis Aitmatow: Die Träume der Wölfin · Erasmus Schöfer: Katina – In einer Haut von Eisen · Ludwig Fels: Was ist die Welt · Hugo Ernst Käuffer: Der Holzschnieder HAP Grieshaber · Alf Tondern: die maske · forschungsziel

KRITIK UND ESSAY

Donna Hoffmeister: Arbeitswelt und Subjektivität in deutschsprachigen Gegenwartsromanen · Heinz Hug: Zu neuen Werken deutschschweizerischer Prosaliteratur · Artur Troppmann: Klassenbewußtsein und Lyrik. Eine Erwiderung · Werner Jung: Die geteilte Welt in den Augen der Kämpfer. Zu Günter Herburgers Roman · Irmela Brender: Gedanken zur Frauenliteratur · Ursula Püsichel: Von dem Buch Amanda zu sprechen · Dagmar Scherf: „Aus diesem Heimatbrei einen Felsen machen“. Die Aktualität der Lyrik Johannes Bobrowskis · Werner Dürrson: Hölderlin und Humor

KULTURPOLITIK IM GESPRÄCH

„Die Unkultur der neuen Unschuld“. Joachim Schmolke, bayerischer Landtagsabgeordneter (SPD), im Gespräch mit Klaus Konjetzky und Oskar Neumann · Reden von Hans Preiss (IG Metall) und Christian Götz (Gewerkschaft HBV)